

Editorial	151
Verlagsmitteilungen	155
Volker Braun <i>Zwei Gedichte: Das Massiv, Eros</i>	157
Nachrichten aus dem Patriarchat (K)eine Fahne der Ehre? (Silke Wittich-Neven)	159

Aktuelle Analysen

Attac	
<i>Zum 60. Jahrestag der Befreiung vom Nazismus</i>	161
Tilman Reitz	
<i>Weltgeschichte als Heilsgeschehen. Zur Messianisierung Karol Wojtylas</i>	163
John Saxe-Fernández	
<i>Mexiko und die imperiale Präsidentschaft der USA</i>	169
Sinan Özbek	
<i>Subimperialistischer Rassismus am Beispiel der Türkei</i>	178

Materialien zur »neosexuellen Revolution«

Volkmar Sigusch	
<i>Die neosexuelle Revolution. Metamorphosen von Sexualität und Geschlecht</i>	189
Wolfgang Fritz Haug	
<i>Sexualverändernde Funktionsfolgen des High-Tech-Kapitalismus</i>	206
Hannu Eerikäinen	
<i>Liebe deine Prothese wie dich selbst</i>	212
Antke Engel	
<i>Das zwielichtige Verhältnis von Sexualität und Ökonomie</i>	224
Erica Burman	
<i>Kinder und Sexualität</i>	237
Frigga Haug	
<i>Sex im Klassenzimmer</i>	253

Kongressbericht	
<i>Gramsci als Sprachwissenschaftler. Jahrestagung der Modern Language Association of America (Derek Boothman)</i>	262
Ankündigung	
<i>Deutsches Sozialforum in Erfurt</i>	263
Verfasser und Verfasserinnen; Zeitschriftenschau; Summaries	300

Besprechungen

Philosophie

Lenger, Hans-Joachim, <i>Marx zufolge. Die unmögliche Revolution</i> (Thomas Marxhausen)	264
Grau, Gerd-Günther, <i>Die »Selbstaufhebung aller großen Dinge«.</i> <i>Philosophieren mit Nietzsche</i> (Hendrik Wallat)	266
Kanoussi, Dora (Hg.), <i>Poder y Hegemonía hoy. Gramsci en la era global</i> (Ruedi Graf)	267
Burgio, Alberto, <i>Gramsci storico. Una lettura dei »Quaderni del carcere«</i> (Thomas Barfuss)	270
Baratta, Giorgio, <i>Das dialogische Denken Antonio Gramscis</i> (Peter Jehle)	272
Knapp, Gudrun-Axeli, u. Angelika Wetterer (Hg.), <i>Achsen der Differenz</i> (Philippe Witzmann)	274
Mainzer, Klaus, <i>KI – Künstliche Intelligenz. Grundlagen intelligenter Systeme</i> (Christian A. Vogl)	276

Pädagogik

Bernhard, Armin, <i>Antonio Gramscis Politische Pädagogik. Grundrisse eines praxisphilosophischen Erziehungs- und Bildungsmodells</i> (Andreas Merkens)	277
Mayo, Peter, <i>Politische Bildung bei Antonio Gramsci und Paulo Freire. Perspektiven einer verändernden Praxis</i> (Andreas Merkens)	277
Borst, Eva, <i>Anerkennung der Anderen und das Problem des Unterschieds. Perspektiven einer kritischen Theorie der Bildung</i> (Armin Bernhard)	279
Schäfer, Alfred, <i>Theodor W. Adorno. Ein pädagogisches Porträt</i> (Matthias Fallenstein)	281

Soziologie

Bourdieu, Pierre, <i>Schwierige Interdisziplinarität. Zum Verhältnis von Soziologie und Geschichtswissenschaft</i> (Christian Oswald)	282
Helfferrich, Cornelia, <i>Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews</i> (Sünne Andresen)	283
Beck-Gernsheim, Elisabeth, <i>Wir und die Anderen. Vom Blick der Deutschen auf Migranten und Minderheiten</i> (Yasar Aydin)	284
Wagner, Thomas, <i>Irokesen und Demokratie. Ein Beitrag zur Soziologie interkultureller Kommunikation</i> (Philippe Kellermann)	285

Fortsetzung auf Seite VII

Editorial

I.

Vor gut vierzig Jahren, 1962, hat diese Zeitschrift die Frage nach dem Zusammenhang von Sexualität und Herrschaft in die Diskussion gebracht. Die Verbindung der beiden Begriffe schlug ein; sie wirkte auf eine heute nicht mehr nachvollziehbare Weise wie ein surrealistischer Schock. Die *Argument*-Hefte, die diesen Titel tragen, erlebten Auflage um Auflage und wurden selbst in Frankreich rezipiert. Sexualität bewegte sich so selbstverständlich unter der Herrschaft, dass die Frage nach ihrem Zusammenhang mit dieser jenseits des gesunden Menschenverstands lag. Wenige Jahre später änderte sich dies gründlich. Die ›Achtundsechziger‹ realisierten den Zusammenhang von Sexualität und Herrschaft mit einer Wucht, der die Mächte des ideologisch-kulturellen Alten Regimes nichts entgegenzusetzen hatten. Was die Studentenbewegung nicht realisierte, war die Tatsache, dass die Ideen ihrer sexuellen Revolution sich nur soweit nicht blamierten, als sie mit den Interessen des durch die fordistische Massenproduktion gespeisten Konsumkapitalismus konform gingen. Antibaby-Pille und der Rücksitz der Massenware PKW (als sturmfreie Bude) waren die Ausgangsbasis. Die Bewegung erfand dazu die »WG« und den antiautoritären »Kinderladen«. Sie sprengte nicht nur das Tabu der Nacktheit, sondern auch das der Pornographie. Sie propagierte die Promiskuität und proklamierte die sexuellen Rechte der Kinder. In ihr (und gegen sie) brach die zweite Frauenbewegung hervor. In ihr fanden auch die Schwulen- und Lesbenbewegungen ihren Resonanzboden.

Als der ideal-erotische Kommunismus verschwand, blieb der real-konsumistische Sex übrig. Zuvor zwangssublimierte Triebe waren entfesselt, aber nur, um von prothetischen Sexualwaren und ihren imaginären Gebrauchswertversprechen vor sich hergetrieben zu werden. Herbert Marcuse, in dessen Buch *Eros and Civilization* vom Ende der 1950er Jahre (der Entstehungszeit des *Argument*) – später modisch umgetitelt in *Triebstruktur und Gesellschaft* – die Idee einer befreiten Sexualität niedergelegt ist, beschrieb das hinterrücks bewirkte Resultat als *repressive Entsublimierung*. Der Aufstand gegen die alte Herrschaft hatte die ›befreiten Triebe‹ in eine modernere Form von Herrschaft eingespannt.

Die alte ›Sexualfeindschaft‹ hatte, als sie (infolge der Entwicklung der kapitalistischen Massenkultur) am Ende war, an ihrem Gegenpol die Vorstellung befreiter Sexualität mit intensiver Glücksverheißung erscheinen lassen. Nicht erst AIDS, sondern die erfahrene Irrealität jener Erwartungen hat einen Umschlag bewirkt. Auf die Frustration der Lust folgte die frustrierte Lust. Das gab Foucault sein Stichwort: der vermeintliche Gegensatz von Sexualität und Herrschaft sei keiner, Herrschaft lade durch Eindämmung den Sex auf und sich mit ihm. In der Tat hat die Art, wie die Eindämmung durchbrochen worden ist, das an die freigelassene Sexualität geheftete Glücksversprechen schal werden lassen. Die kommerziell dominierte ›Sexualfreiheit‹ hat weithin die Lust im Unglück mit dem Unglück inmitten der

Lust verbunden. Die Befriedigung mit Waren hat das unbefriedigte Verlangen in die Ecke oder den Untergrund getrieben, fragmentiert, verdinglicht und in partikuläre Segmente auseinandergelegt. Hieran spalten sich die Sexualkulturen. Ihr einer Teil ergreift gerade diese Kondition der unpersönlich-gattungshaften partiellen Allgemeinheit. Die Aneignung des Leibes wird dann als Entfremdung der Person gelebt. Der andere Teil besteht auf dem Persönlich-Intersubjektiven, wird aber heimgesucht vom gegen das bestimmte Du völlig gleichgültigen Trieb.

Die Entfesselung des Begehrens aus der Zwangsheterosexualität findet vor allem im Imaginären statt, wo sie sich mit warenästhetischer ›Pädophilierung‹ überlagert. Engel haben kein Geschlecht, aber jedes Geschlecht hat seine Engel. Dieses in jedem Sinne ›schlanke‹ Subjekt liebt vor allem sich selbst. Das verleiht der Begierde die Volatilität eines Irrlichts, Rache der Fungibilität. Wenn Gesellschaften wie die britische (Erica Burman nimmt in diesem Heft darauf Bezug) und vor allem die us-amerikanische sich auf die Jagd nach ›Kinderschändern‹ begeben, so treibt der verfolgte Trieb die Triebverfolgung mit – wie in Chestertons *Der Mann, der Donnerstag war*, wo in der allgemeinen Maskerade die polizeilichen Verfolger und die polizeilich Verfolgten nicht mehr auseinanderzuhalten sind. Der stumme Schrecken unter der Maskenhaftigkeit des Gesichts von Michael Jackson zeigt ihn als einen der Märtyrer des zerstückten Eros, an denen die amerikanische Gesellschaft ihre Lüsterheit in kriminalisierendem Voyeurismus rächt. Man erinnere sich an das von den Konservativen der USA vor wenigen Jahren aufgeführte Schauspiel, ihren Präsidenten wegen einer pennälerhaften Pettingaffäre vor aller Welt auszuziehen und seine Schamteile – *privates*, wie die auf gut englisch heißen – zu beriechen. Solcher Art ist die halbsublimierte Form der »verdrängten Rebellion der verpönten Natur«, deren »unsublimierte« Entsprechung Horkheimer und Adorno in den KZ-Greueln entziffert haben: »Sie trifft in ganzer Scheußlichkeit den Märtyrer der Liebe, den angeblichen Sexualverbrecher und Libertin, denn das Geschlecht ist der nicht reduzierte Körper, [...] wonach jene insgeheim verzweifelt süchtig sind.« (DdA, 281)

Was Volkmar Sigusch als neosexuelle Revolution mit ihrer Multiplikation von Neosexualitäten beschreibt, stellt sich als Überlagerung widersprüchlicher Tendenzen auf dem Boden des High-Tech-Kapitalismus dar. Triebe und ihre kapitalistische Bedienung mit prothetischen Waren gehen dabei die merkwürdigsten Verbindungen ein, wie der Fall des ›Kannibalen von Rothenburg‹ zeigt, der seinen grausigen Akt mit der digitalen Kamera aufgezeichnet hat, um sich eine Onaniervorlage zu schaffen.

Diessets solcher Extreme aber, im entkandalisierten und pluralen neu-normalen Bereich, bewegen sich die Vielen, die befreiende Befriedigungseffekte der sexuellen Deregulation für sich realisieren. In Fernwirkung der 68er sexuellen Kulturrevolution von Angst und schlechtem Gewissen befreit, praktizieren sie jedes nach seiner Façon ihren (sicheren) Sex im Zeichen zunehmender Verhandlungsmoral. Die Sexualforschung¹ wartet mit entsprechenden Überraschungen auf: Mehr Mädchen

1 Vgl. Claudia Bruns u. Tilmann Walter (Hg.), »Von Lust und Schmerz«. *Eine Historische Anthropologie der Sexualität*, Köln 2004.

als Jungen haben mit 17 oder früher ihren ersten Geschlechtsverkehr gehabt (in Dänemark z.B. 72 Prozent gegenüber 58 Prozent der Jungen). Die homosexuellen Erfahrungen der Jugendlichen gehen dagegen zurück. Als Grund hierfür wird nicht etwa Aids vermutet, sondern das öffentliche Coming out von Homosexualität, deren Emanzipation aus der Tabuzone, also ihre Aufnahme ins Pantheon der Neonormalität, wo auch die Selbstbefriedigung mit einem Altar anerkannt worden ist. Dabei scheint die Mediatisierung des Sexes einerseits die heterosexuelle Sozialisation verstärkt und andererseits die pornografische Reizschwelle hochgesetzt zu haben. Auch die Schwulen und Lesben, denen paarweise der Zugang zum Schutzraum einer eheähnlichen Institution geöffnet worden ist, bewegen sich wie selbstverständlich in den »Mühen der Ebenen« mit neu und anders gezähmten, in Routinen eingespielten Trieben. Der weiterhin hegemonialen, wenn auch nicht mehr repressiven »Heteronormativität« zahlen sie ihren Tribut in Gestalt des womöglich bitter eingelernten Takts, situationsgemäß ihre sexuelle Orientierung zu überspielen oder auszuspielen. Unter den flexibel-prekären Verhältnissen reimt Trieb sich wieder auf Betrieb. Bordell-Industrie im Inland, Sex-Tourismus ins Ausland finden ihren Absatz unter denjenigen, welchen derartiges nicht genug bietet. Den Rest besorgt vielfältig die Kulturindustrie.

II.

Materialien zur Reorientierung auf dem in seiner »neuen Unübersichtlichkeit« zur Erkennbarkeit veränderten Feld von Sexualität und Herrschaft unter Bedingungen des neoliberalen High-Tech-Kapitalismus will das vorliegende Heft bieten. Nur ein Teil des Vorgesehenen konnte realisiert werden. Zumal der geplante Hauptbeitrag ist uns verloren gegangen im Dissens über Lacanismen wie den vom Phallus als »Signifikant, der bestimmt ist, die Signifikatswirkungen in ihrer Gesamtheit zu bezeichnen«, und vieles ähnliche mehr. Es rächte sich, dass es uns nicht einmal im engsten Umkreis der Zeitschrift gelungen ist, die kritische Durchdringung und kapitalismustheoretische Anknüpfung der in Frankreich im »Nach-Mai« tonangebend gewordenen postmodernen Theoriebildungen nachhaltig ins kritische Bewusstsein einzuschreiben. Wichtige Fragen hoben ins Konstruktivistische ab oder wurden in eine Dimension entführt, wo sich ihre Gegenstände in Text bzw. Diskurs auflösten.

Leib, Trieb und die gesellschaftliche Einspannung beider müssten eigentlich solcher Verdampfung widerstehen. Doch das Rätselgesicht der Sexualität kommt ihr entgegen. Wir fliegen auf Sex – aber warum? »Wühl, wühl, wühl./ Im Kessel meines Bauches ist ein großes Geheimnis«, heißt es in einem Gedicht von Henri Michaux. Doch beim Eindringen entweicht es. Das Geheimnis des Bauches scheint seinerseits ein Geheimnis zu haben, viel tiefer als jenes. Ist es der Wunsch, uns vom Begehren hinters Licht führen zu lassen? Das ist Stoff für Lacanismus, ein mit dem Hinterlicht der Psychoanalyse operierendes totales Deutungsverlangen, das es in die Bedeutungsverhältnisse der Produktion des Begehrens einzudringen treibt.

Sexuellen Befreiungsimpulsen, die im Betrieb nicht aufgehen, sondern sexualpolitisch virulent geblieben sind, bot der feministisch gewendete Lacanismus der 1970er Jahre ein Artikulationsmedium. Je mehr sie sich auf dieser Spur ins Rätsel des Sexuellen vertieften, desto esoterischer wurden sie. Wo einmal eine Massenbewegung war, kultivieren sich seither in der Art von Geheimlehren späte Derivate des Lacanismus, der die Psychoanalyse entkörperlicht und in Signifikantenketten aufgelöst und den Althusserianismus aus der historisch-materialistischen Verankerung losgerissen und schließlich verschlungen hat. Sein Einfluss hat einen kulturalistischen common sense gefördert, bei dem sowohl die Klassenverhältnisse als auch die biologische Existenz der Menschenwesen zu Udingen geworden sind. Diese Entbiologisierung ist Teil der neu-idealistischen Entmaterialisierung des gesellschaftlichen Lebens geworden, die auch die ›Gender‹-Theorien verhängnisvoll heimgesucht hat, indem sie das Soziale mit dem Symbolischen identifiziert und die geschichtlich-gesellschaftliche Konstruktion der Geschlechterverhältnisse zu einer normativ-konventionell-diskursiven verdünnt hat. Oft genug funktioniert der umgewandelte Lacanismus als eine Maschine zur Produktion tiefsinniger Lorianismen, wie sie Martin Buchholz einst in der satirischen Frage aufgespießt hat: »Ist der Penis ein Phallussymbol?«

Es ist kein Rückfall in Haupt- und Nebenwiderspruchsdenken, wenn wir auf dem Primat der Gesellschaftstheorie bestehen. Verlangt ist von dieser jedoch, die Geschlechterverhältnisse und die gesellschaftlichen Naturverhältnisse schon im Ansatz mitzudenken, was freilich kein Gegebenes, sondern weithin noch immer Aufgabe ist. Eine historisch materialistische Problemstellung wird das Sexuelle nicht vom Zusammenhang von Produktionsweise (im marxschen, nicht-metaphorischen Sinn!) und Lebensweise isolieren. Nur so lässt sich die ›sexuelle Subjektion‹ komplementär zur Subjektion des Ideologischen fassen. Für die aktuelle Analyse bedeutet dies, die Neosexualitäten vom Subjektionstypus des neoliberal vorangetriebenen High-Tech-Kapitalismus her zu denken. Denn wie ›Sozialität‹ ist Sexualität eine Funktion der Subjektion, in der selbstzweckhafte und heteronome Komponenten von Handlungsfähigkeit einen Kompromiss bilden. Letztlich finden das Normengefüge und die sogenannte ›symbolische Ordnung‹ in den Produktionsverhältnissen und deren politischen Reproduktionsverhältnissen ihre entscheidende Rückkoppelungsinstanz, auch wenn jene nicht ohne diese zu begreifen sind. Die Sexpol-Bewegung der Achtundsechziger hat die Sexualität utopisch überfrachtet, als wäre freier Sexualverkehr schon die befreite Vergesellschaftung. Die konkrete Utopie bindet das Verlangen nach befreiter Sexualität ein in die geschichtliche Arbeit an solidarischer Vergesellschaftung.

WFH

Verlagsmitteilungen

I. Zur Lage – Wir berichteten in den vergangenen zwei Jahren immer wieder (zuletzt *Argument* 258, 2004) über die schwierige ökonomische Lage des Verlags und baten um Hilfe. Jährlich sinkt der Umsatz um ca 10 - 15 %, was in der Branche nicht ungewöhnlich, jedoch durch kontinuierliche Kostensenkung nur schwer auszugleichen ist. So stellt sich immer wieder die existenzielle Frage, ob der Verlag überhaupt noch weiterzuführen ist. Inzwischen scheint die Talsohle erreicht, der Umsatz stagniert, aber das Kapital der GmbH ist aufgebraucht, es gibt kaum Bewegungsraum für Neues. Es fehlt an Liquidität, ein Kapitalzufluss wird dringend gebraucht. Wir wollen daher zusätzlich zur GmbH eine Kommanditgesellschaft gründen, die Geldgebern Steuervorteile bietet. Alle Leserinnen und Leser, denen eine Einlage als Kommanditisten möglich ist, mögen sich bitte an Frigga Haug (FriggaHaug@aol.com) und Else Laudan (E.Laudan@Argument.de) wenden.

Nach zweitägiger Klausurtagung (mit auswärtiger Beratung) kamen wir zu dem Ergebnis, die Besonderheit des Verlags, der noch aus den Zeiten der Anti-Atombewegung der 1950er Jahre stammt, zur Existenzhaltung zu nutzen. Der Verlag ist als linker politischer Verlag de facto ein Projektverbund, wobei die einzelnen Projekte zum Teil ohne Wissen von einander nebeneinander her arbeiten. Es fehlt an innerem Zusammenhang, wechselseitiger Kooperation mit Synergieeffekten und Verantwortung fürs Ganze. Um dem abzuhelpen soll der Geschäftsführung (Frigga Haug und Else Laudan) und der Verlagsleitung (neu Iris Konopik) ein VERLAGSRAT zur Seite gestellt werden, der ein Mal pro Jahr (erstmal am 15./16. Oktober diesen Jahres) zusammenkommt, Formen der Zusammenarbeit und wechselseitigen Unterstützung erfindet und die Steuerung des Ganzen erleichtert. Alle Projekte können und müssen zum Überleben des Verlags beitragen. Diese Projekte sind: die Zeitschrift *Das Argument* (allgemeine Redaktion und Frauenredaktion), das *Historisch-kritische Wörterbuch des Marxismus*, das *Jahrbuch Kritische Medizin*, das *Forum Kritische Psychologie*, der wissenschaftliche Beirat für das Wissenschaftsprogramm (Argument-Sonderbände und wissenschaftliche Bücher), die *Beiträge zur Marx-Engels-Forschung*, die Holzkampwerkausgabe, die Ariadne-Krimireihe, die Reihe *social fantasies* und *science fiction* und das neue Projekt populärer Sachbücher (Maulwürfe).

Noch eine aktuelle Bitte: Wir suchen Buchpaten für die Neuauflage *Menschen im Krieg*, Marge Piercys grandiosen 1000-Seiten-Roman über den Zweiten Weltkrieg, der ausgerechnet jetzt vergriffen ist, da das Thema zum 60. Jahrestag ständig durch die Medien geht. Die Nachauflage kostet 6000 Euro Vorkasse. Wer kann das oder einen Teil davon mit Zurück-Garantie innerhalb von 2 Jahren vorstrecken?

II. Neuerscheinungen

Wissenschaft – In unserer neuen Taschenbuchreihe für die politische Netzwerk- und Bildungsarbeit »Maulwürfe« erscheint jetzt das dritte Buch: *Der Gott der Liberalen. Eine Kritik des Liberalismus* (ca. 340 S., 14,90 €, ISBN 3-88619-470-1) von Ton Veerkamp. Der Autor war bis zu seiner Pensionierung langjähriger Studentenfarrer

an der Technischen Universität Berlin. Das Buch ist mehr als Kritik, es ist eine klar und eingängig verfasste Einführung in die Geschichte des Liberalismus, des Kapitalismus, des Bürgertums und der Produktionsverhältnisse sowie in die dazugehörigen Ideologien, die auch für nicht-studierte interessierte Lesende geradezu vergnüglich zu lesen ist.

Band 2 der werkgetreuen Gesamtausgabe von Klaus Holzkamps Schriften ist erschienen: *Theorie und Experiment in der Psychologie. Eine grundlagenkritische Untersuchung*, hgg. v. Frigga Haug, Wolfgang Maiers u. Ute Osterkamp (33 €, ISBN 3-88619-398-5). Die vollständige Werkausgabe kann subskribiert werden für 24,90 € je Band.

Die lange vergriffenen berühmten *Kapital*-Vorlesungen von W.F. Haug sind endlich wieder lieferbar: *Vorlesungen zur Einführung ins Kapital*. Sechste, vollständig neu bearbeitete Auflage (15,50 €, ISBN 3-88619-301-2). Sie ersetzen nicht die Lektüre des marxischen Hauptwerks, sondern begleiten sie, um in einer didaktisch einzigartigen und theoretisch innovativen Weise die notorischen Anfangsschwierigkeiten der *Kapital*-Lektüre zu überwinden, ohne etwas anderes vorauszusetzen als was »jeder weiß, wenn er auch sonst nichts weiß«, wie es bei Marx heißt. Inhaltlich konzentrieren sich die Vorlesungen auf die Einführung in die marxische Wertformanalyse und vermitteln ein Verständnis dessen, was Kritik der politischen Ökonomie bedeutet. – Ende 2005 ist mit dem lange erwarteten Fortsetzungsband *Neue Vorlesungen zur Einführung ins Kapital* zu rechnen.

Belletristik – In der Ariadne-Krimireihe bauen wir die Spezialität aus, Krimis deutscher Autorinnen aufzuspüren, die kritisch-unterhaltsam die gesellschaftlichen Verhältnisse erkunden.

Nun ist die bekannte Krimi-Autorin Christine Lehmann zu Ariadne gestoßen. Soeben erschien *Harte Schule* (Ariadne Krimi 1157, 9,90 €, ISBN 3-88619-887-1): Auf einem Stuttgarter Schulhof liegt ein ermordeter Lehrer. Die Zeitungsfrau Lisa Nerz nimmt die Fährte auf und folgt ihr bis in allerhöchste Kreise. Lehmann schreibt temporeich, in der Nachfolge von Hammet und Chandler, souverän und sarkastisch-originell.

Ariadne-Entdeckung Petra Pfänder legt ihren zweiten Krimi vor: In *Kalte Rosen* (Ariadne Krimi 1158, 9,90 €, ISBN 3-88619-888-X) zieht die Psychiaterin Klara Keitz nach Andalusien, aber das Idyll hat Risse: Ihr Partner hintergeht sie, ihre Freundin, die Bildhauerin Camila, verhält sich extrem gestört. Dann wird die erste Leiche gefunden, aussehend wie eine von Camilas Skulpturen. – Ein Psycho-Krimi um zentrale feministische Themen.

Von Katherine V. Forrest, Autorin aus der Gründungszeit der Reihe, gibt es einen neuen Kate-Delafield-Krimi: *Vollrausch* (Ariadne Krimi 1155, 9,90 €, ISBN 3-88619-885-5). Es geht um einen Fall häuslicher Gewalt. Forrest ist eine erstrangige Vertreterin des Polizeiroman-Genres. Sie leuchtet Korruption und Intrigen im Polizeiapparat aus, verknüpft sie mit romantischer lesbischer Liebe und versteht es meisterhaft, Spannung aufzubauen, die einen nicht loslässt. Hier legt sie den Tatort ins Villenviertel von L.A. und zeigt die bitter-realen und die potenziellen juristischen Konsequenzen von Alkoholsucht und Gewalt.

Volker Braun

Zwei Gedichte

DAS MASSIV

Sand, ist das meine Spur
 Im Arbeitsamt. Von was für einer Arbeit:
 Geschichte, Frau. Ich bin sie los
 Es ist zu viel geschehn, ich kann nicht klagen.
 Die Geschichte in den Sand gesetzt
 Und rinnt durch meine Tintenfinger.
 Die Mauer auch, Beton, zerbröckelt ist sie.
 Da gäb es viel zu tun: sie umzuschreiben.
 60 Millionen Reichsmark für die Bolsche-
 Wiki mitten im Weltkrieg, aber
 Genosse Gorbatschow zahlt es zurück
 In Mark der DDR, die schwache Währung
 An Land und Leuten. Wer das schreiben könnt.
 Was sagt ein arbeitsloser Akademiker
 Zum Akademiker, der Arbeit hat?
 Eine Bockwurst bitte. Die Geschichte
 Sehn Sie, reißt Witze, und ich gebe
 Den Senf dazu. Was wenn sie knapp wird
 Und du anstehst für die dritte Sache
 Dann bleibt dir nur die erste oder letzte.
 Das eine ist die Liebe
 Falls eine Stelle frei ist hier bei Ihnen
 Bemühen Sie sich nicht, red ich von Arbeit?
 Übrigens die Geschichte ist ein dickes
 Ding aus Schichten oben unten
 Die liegen übereinander, steigen auf
 Und werden verworfen. Risse, Gruben. Ja:
 Geschaufelt hab ich auch, mit wunden Pfoten
 Wir wühlten, glaub ich, in der Formation
 D.h. dem Sand, bis man auf Granit beißt
 Die Losung hängt zu hoch, das Wetter wäscht sie
 Du kannst sie nicht mehr lesen
 Alles läuft auseinander und ins Leere
 Bzw. Volle. Das andre ist der Tod.
 Soviel zu dem Massiv. Ist das ein Sandsturm? –
 Türe zu. Warten Sie draußen.

EROS

Sie war die Ortssonne, um die wir kreisten
Ficks und fertig, im Kiez. Jetzt wegziehn
Bei den Mieten! hieß auf den Komfort verzichten
Ein *Himmelskörper*. Meine Sonden
Näherten sich auf wenig fünfzig Meter
Ihr Kopf lavakahl, die Augen tätig
(Eruptionen). *Hier wirst du nicht landen*
Stand am Firma-ment / was bleibt aber
Ist das Kino: es hielt ihre Bahn fest
Unter der wir die Erde traten
Aids Rinderwahnsinn Massenschlachtungen
...
Oder ein Kleinplanet, Eros, voll Geröllhalden
Die die Namen Liebender tragen.
Weil wir auf Erden ihr entsagen

Aus dem Gedichtband *Auf die schönen Possen*,
Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M 2005

Nachrichten aus dem Patriarchat

(K)eine Fahne der Ehre?

In dem Film *Eine Frage der Ehre* gelingt es dem Navy-Anwalt durch respektloses Verhalten einen selbstherrlichen Guantanamo-General so zu provozieren, dass dieser sich damit brüstet, die Misshandlung eines mental und körperlich schlaffen Soldaten, der seiner Elitegruppe keine Ehre machte, befohlen zu haben. Nach diesem von zwei untergebenen Soldaten verabreichten »code red« hatte der gepeinigte Soldat Selbstmord begangen. Einer der beiden angeklagten und durch die erfolgreiche Verteidigung glimpflich davongekommenen Peiniger gelang am Ende des Prozesses zu der Einsicht, dass wahre Ehre darin bestanden hätte, für einen schwächeren Kameraden einzutreten und ihn zu schützen. Dieses Ende stimmt versöhnlich und könnte besagten Film als geeignetes Lehrstück für die Truppe erscheinen lassen. – Dass hier und auch sonst im Zusammenhang mit Militärischem ständig von Ehre die Rede ist, muss nicht verwundern, wird doch seit der Antike versucht, mit diesem ideologischen Begriff das Ansehen des blutigen Handwerks aufzupolieren. Einen beträchtlichen Anteil an den militärischen Ehrbezeugungen hat die Fahne. War sie ursprünglich nur ein farbiges oder mit Bildern geschmücktes Tuch an einer Stange, das orientierungslosen Soldaten als Sammelpunkt und Richtungszeichen diente, so erwachsen mit der Zeit aus der engen Verbindung von Fahne und Truppe fahnenhaltige Wortverbindungen und Wertebindungen, die immer etwas mit militärischen Institutionen und militärischer Treue und Ehre/Unehre zu tun hatten: Fahnenflucht wurde streng – meist mit dem Tode – bestraft. Die Fahne war unter Aufopferung des eigenen Lebens zu schützen, sie war kirchlich geweiht. Ihr Verlust galt und gilt als Schande für die ganze Truppe, die Eroberung der feindlichen Fahne dagegen als Ruhmestat. Auch wenn heutzutage keine Sturmangriffe mit wehender Fahne mehr geführt werden, so ist sie immer noch feierliches Symbol von Fußball- und Männergesangsvereinen, von Staaten; und wenn sie auf Schiffen oder anlässlich der olympischen Spiele, bei Staatsbesuchen oder -trauer gehisst wird, dann soll Patriotismus die Volksgemüter bewegen. Zwar wird in der BRD – anders als in den USA – das Symbol der Fahne nicht mehr dazu benutzt, Schulkinder täglich auf die Nation einzuschwören, aber der Bundesflagge ist immerhin ein Artikel (22) des Grundgesetzes gewidmet und ihre Verunglimpfung kann nach § 90 a StGB mit Freiheitsstrafe bis zu drei, in schlimmen Fällen sogar bis zu fünf Jahren geahndet werden. – Was aber geschieht, wenn das Symbol militärischer-staatlicher Ehre mit einer Einrichtung zusammentrifft, die für weibliche Verworfenheit, Unehre steht und rechtlich mit dem Odium der Sittenwidrigkeit behaftet ist? In der *Frankfurter Rundschau* vom 27.7.04 war zu lesen, dass eine Flagge, die ehemals über dem Bundestag flatterte, bei einer Zollauktion versteigert, und von einer Bordellwirtin aus Halle für 3 350 € erworben worden war. Dass sie die Flagge zunächst über ihrem »Etablissement« gehisst hatte, trug ihr so heftige Kritik ein, dass sie sie erneut über Internet versteigerte; 16 050 € betrug der Erlös, den die Bordellwirtin dem Verein »Kinderplanet« (für krebserkrankte Kinder) spendete, während der Ersteigerer

die Flagge jetzt über seiner Glasfirma flattern lässt: Ist nun die Fahnenehre gerettet und darüber hinaus die Spende geeignet, die Ehre, also das Ansehen der großzügigen Spenderin zu erhöhen bzw. ihre Unehre zu beseitigen?

Besichtigen wir Ausschnitte aus dem Trennungszusammenhang von Ehre und Prostitution. Im antiken Athen nutzte Aspasia ihre Klugheit und Schönheit nichts. Das ihr zugeschriebene Gewerbe, Hetäre, also Edelprostituierte zu sein, gereichte ihrem Mann Perikles, ihrem Sohn und ihr selbst zur Unehre. Wenn Männer im politischen Geschäft Kontakte zu Prostituierten haben, so ist damals wie heute die Enthüllung eine vorzügliche Waffe, um sie aus der Politik zu vertreiben. Das großzügige Angebot der reichen Hetäre Phryne, die von dem mazedonischen König Alexander (dem Großen) zerstörte Stadtmauer Thebens auf ihre Kosten aufbauen zu lassen unter der Bedingung, dass Name und Beruf des Zerstörers und der Erbauerin in einer Mauerinschrift festgehalten würden, haben die Thebaner nicht angenommen. – Erst unter dem Schutz von Kaiser Maximilian I. gelangten die »fahrenden Fräuleins« in die Reichstagsstadt Regensburg. Der Papst ordnete die wöchentliche ärztliche Untersuchung von Prostituierten an; Männer, die gottgefälliger Weise eine Prostituierte heirateten, erhielten von der Kirche eine Mitgift, nahm die Ehefrau ihren früheren Lebenswandel wieder auf, wurde sie kurzerhand ertränkt. – In der Malerei (etwa von Toulouse-Lautrec) als auch in sentimentalen Küchenliedern (»In Hamburg, da bin ich gewesen, [...] ich bin ja ein Mädchen für Geld«), in der Literatur und im Theater tauchen Prostituierte auf. Sich im Gegensatz zur übrigen Umwelt freigiebig zu verhalten, wird ihnen, wie etwa Brechts gutem Menschen Shen-Te aus Sezuan, sogar von den Göttern zugemutet. Von Prostituierten wird erwartet, dass sie als Touristenattraktion den ökonomischen Nutzen ihrer Vaterstadt – Hamburg-St. Pauli, Reeperbahn – mehren, dass sie als osteuropäische Prostituierte tapfer gegen ihre Schlepper im Prozess wegen Menschenhandels aussagen, um sich dann hinterher ins Herkunftsland abschieben zu lassen, schutzlos gegenüber der dortigen Mafia. – Zwar ist seit dem Prostitutionsgesetz vom 20.12.2001 ihre Entgeltforderung wirksam, so dass sie nicht mehr Vorkasse verlangen müssen. Allerdings hält Heinrichs im angesehenen Palandt (63. Aufl., 2003) den Dienstleistungsvertrag mit dem Freier nach wie vor wegen Sittenwidrigkeit – Verstoß gegen die Menschenwürde – für zunächst nichtig und erst für nachträglich teilweise wirksam werdend. – Aufenthaltsrechte der sich als Selbständige prostituierenden Dienstleisterinnen aus anderen Staaten der EU müssen erst vor dem Europäischen Gerichtshof durchgesetzt werden gegenüber Behörden, die sie vertreiben wollen. Da verwundert es nicht, dass das Oberlandesgericht Karlsruhe 2003 meinte, eine Prostituierte habe nicht darauf vertrauen dürfen, dass das Entgelt, das ihr ein Beamter des Bundes zahlte, aus seinem Gehalt stamme, weshalb sie das tatsächlich aus einer Unterschlagung stammende Geld dem Staat zurückerstatten müsse (*Arbeit und Recht* 2004, 65: »BRD holt sich Liebeslohn zurück«). Prostituierte sind anderen gutgläubigen Entgeltempfängern nicht gleichgestellt.

Zurück zur Frage von Ehre und Ansehen der Hallenser Bordellwirtin: kann ihre Spendentätigkeit ihren Ruf verbessern? Zweifel sind angesagt, schließlich hat ja jede Magdalena, die verwerflicher Weise mit Sex Geld verdient, etwas gut zu machen an der Gesellschaft, weshalb wir ihr – Nützlichkeit hin, Freigiebigkeit her – weiterhin die Ehre absprechen müssen.

Silke Wittich-Neven

Attac

Zum sechzigsten Jahrestag der Befreiung vom Nazismus

Am 8. Mai 2005 jährt sich zum sechzigsten Mal der Tag der Befreiung vom deutschen Faschismus. Wir gedenken an diesem Tag der Opfer des Nazi-Terrors und des Vernichtungskrieges der Wehrmacht.

Die größte Last im Abwehrkrieg trug die Sowjetunion. Wir danken Millionen russischer Frauen und Männer, die dabei ihr Leben riskiert oder verloren haben und extreme Entbehrungen ertrugen. Wir danken allen Menschen in den USA, Großbritannien und Frankreich und allen anderen Staaten der Anti-Hitlerkoalition, die zur Zerschlagung der Nazi-Barbarei beitrugen und dabei zu großen Opfern bereit waren. Unser Dank gilt auch allen Partisanen und Partisaninnen und Widerstandskämpfern in den okkupierten Ländern. Er gilt den deutschen Widerstandskämpfern und -kämpferinnen, der *Weißten Rose* wie der *Roten Kapelle*, der *Bekennenden Kirche* und all den anderen Frauen und Männern, die sich unter Todesgefahr und sehr oft um den Preis ihres Lebens dem Nazismus entgegenstellten. Wir bekunden unseren Respekt vor Wehrmachtsdeserteuren und all jenen, die sich der Kollaboration mit dem Regime verweigerten.

Wir weisen alle Versuche zurück, die Geschichte umzudeuten, das historische Verdienst der Anti-Hitlerkoalition oder einzelner Alliierten zu schmälern und die Täter, ihre willigen Helfer und Mitläufer zu Opfern zu stilisieren. Die europäische Katastrophe wurde von Deutschen ausgelöst und organisiert. Ursache und Wirkung dürfen nicht verwechselt werden.

Der Holocaust – historische Verantwortung heute und zukünftig

Nazi-Deutschland unterscheidet sich von anderen Diktaturen und verbrecherischen Regimes auf einzigartige Weise. Auch anderswo gab es fürchterliche Massaker, Völkermord und barbarische Gräueltaten. Aber die Vernichtung der Juden ist insofern einmalig, als sie in einem Land stattfand, das als ›zivilisiert‹ galt und in dem dieses singuläre Menschheitsverbrechen undenkbar erschien. Der Holocaust fand nicht im Affekt, nicht im Blutrausch oder in hochgepeitschter Massenpsychose statt, sondern mit industriellen Methoden, auf dem technologischen Niveau des 20. Jahrhunderts. Er geschah planvoll, mit bürokratischer Sachlichkeit. Beteiligt waren gewissenhafte Ämter und renommierte Institutionen – von der Reichsbahn über die Justiz bis zur Deutschen Bank und der Chemieindustrie. Der Massenmord an den Juden wurde nicht von notorischen Killern, sondern ordentlichen Beamten und pflichtbewussten Befehlsempfängern vollzogen.

Millionen Deutsche beteiligten sich an Denunziation, Ausgrenzung und Ausplünderung der Opfer – oder profitierten davon. Viele sahen weg und verschlossen die Augen vor den Verbrechen. Nur eine Minderheit hatte die Kraft, sich zu verweigern und Widerstand zu leisten.

Wir können aus dieser deutschen Geschichte nicht einfach austreten. Zwar gibt es keine Kollektivschuld, aber wir tragen eine historische Verantwortung, alles zu tun, damit Auschwitz sich nicht wiederholen kann.

Den Anfängen wehren

Dabei gilt es, den Anfängen zu wehren. Der Mord an Sinti und Roma, die sozial-darwinistische Selektion, die für Behinderte, »Asoziale«, Homosexuelle und andere Minderheiten keinen Platz in der Gesellschaft sah, zeigen die Gefährlichkeit inhumaner Ideologien der Abwertung und Ausgrenzung. Auch heute sind Antisemitismus, Rassismus, Nationalismus, Nationalstolz, Großmachtstreben, das »Wir sind wieder wer« und andere Formen von Überlegenheitsideologie

weit verbreitet – auch in den Funktionseliten. Dem stellen wir die aktive Entfaltung von Humanität und Demokratie, politisches Engagement von unten und Zivilcourage entgegen. Demokratie ist keine abgeschlossene Errungenschaft, sie ist mehr als rechtliche Institutionen und ein Gang zur Urne alle vier Jahre. Sie muss immer wieder neu erstritten und mit Leben gefüllt werden.

Armut und Prekarisierung – Nährboden für Neonazis

Heute entsteht mit der neoliberalen Umgestaltung der Gesellschaft umfassende soziale Verunsicherung. Durch die Orientierung an Profitinteressen und den Abbau von sozialen Sicherungssystemen breiten sich Armut, Ausgrenzung und Prekarisierung immer weiter aus. Davon versuchen Neonazis zu profitieren. Sie offerieren die »Volksgemeinschaft« als Problemlösung. Diese Art von Antiglobalisierung basiert auf der ebenso inhumanen wie realitätsfernen Idee, »das deutsche Volk« müsse sich ökonomisch und kulturell gegen die Außenwelt abschotten. Attac wendet sich gegen jegliche völkisch orientierte Politik.

Attac tritt ein für eine emanzipatorische Alternative zur neoliberalen Globalisierung, im Interesse aller Menschen auf unserem Planeten.

Globalisierung emanzipatorisch wenden

In der Globalisierung liegt auch emanzipatorisches Potenzial. Kommunikation und Mobilität von Menschen über nationale Grenzen hinweg, Austausch und interkulturelle Vermischung sind Chancen, die wir in den Traditionen des humanistischen »Alle Menschen werden Brüder« und des Internationalismus aufgreifen.

Es gilt, jenseits von Markt und Profitinteressen, die Möglichkeiten globaler Zusammenarbeit im Interesse aller Menschen zu nutzen. Wir treten ein für die Globalisierung von Solidarität, sozialer Gerechtigkeit, umfassender Lebensqualität und einem verantwortungsvollen Umgang mit der Natur. Diese Ziele können nur grenzüberschreitend und durch weltweite soziale Bewegungen durchgesetzt werden.

Kein Raum für Neonazis

Am 8. Mai will die NPD in Berlin ihren Ungeist demonstrieren und ihre Umdeutung der Geschichte propagieren. Dem stellen wir uns entschieden entgegen. Uns geht es dabei nicht nur um Verteidigung symbolischer Orte wie des Brandenburger Tors. Aber wenn Nazis versuchen, öffentliche Räume zu besetzen, ist Widerstand notwendig. Faschismus ist keine Meinung, sondern ein Verbrechen.

Attac ruft daher seine Mitglieder und Mitgliedsorganisationen auf, sich überall an den Gedenkveranstaltungen zur Befreiung und den Aktionen gegen die Neonazis zu beteiligen.

Anmerkung der Redaktion:

Wir dokumentieren diese Erklärung, deren Stoßrichtung auch die unsere ist; sie erscheint hier mit kleinen stilistischen und gedanklichen Verbesserungen. Darüber hinaus hat der Tübinger Entwicklungssoziologe John P. Neelsen u.a. folgende Präzisierung angemahnt: »Die Vernichtung des europäischen Judentums ist Teil und Ausdruck der nazistischen *Rassenideologie*. Auch wenn die Juden als ›rassenpolitischer Hauptfeind‹ behandelt wurden, waren auch andere, wie die slawischen Völker (Polen und Russen) und nicht zuletzt Sinti und Roma Opfer rassistischer Verfolgung. Insofern muss sich der prinzipielle Widerstand gegen den Rassismus und dann gegen den Antisemitismus als dessen spezielle Ausprägung richten. Bzgl. des Holocaust ist festzuhalten, dass der Völkermord an Sinti und Roma nach genau denselben Methoden, mit derselben Begründung in denselben Vernichtungslagern (Auschwitz-Birkenau II, vgl. Auschwitz-Erlaß Himmlers vom 16.12.1942) vorgenommen wurde.«

Tilman Reitz

Weltgeschichte als Heilsgeschehen

Zur Messianisierung Karol Wojtylas

Wenn Max Weber zur Zeit als Religionssoziologe erwähnt wird, fehlt dabei selten der Satz, dass er selbst nach eigenem Zeugnis »religiös unmusikalisch« war. So kann man durch leisen Tadel größere Empfänglichkeit anmahnen und zugleich die Bedeutung, die Weber der Religion trotzdem zumaß, umso effektvoller hervorheben. Weniger häufig wird unterdessen eine Stelle zitiert, die deutlich macht, dass die Selbstbeschreibung nicht unbedingt einen Nachteil benannte: Der Welt der entfesselten Naturbeherrschung könne der Intellektuelle, der sich in ihr überfordert sieht, jederzeit durch die Rückkehr zum Glauben entkommen – sofern er dafür das »Opfer des Intellekts« bringt. Wenn möglich solle allerdings, wer in die weiterhin »weit und erbarmend geöffneten Arme der Kirche« flüchtet, auf die »übliche öffentliche Renegatenreklame« verzichten (MWG I/17, 110f). Es ist genau diese zweite, verdrängte Passage, die ein Verständnis der religiösen Gegenwart befördern könnte. Zumindest berührt sie den Kern dessen, was sich in der Woche nach dem Tod Johannes Pauls II. in den Medien beobachten ließ. Überraschend war nämlich weniger, dass »Millionen Menschen aufgebrochen sind, um Abschied [...] zu nehmen« (FAZ, 8.4.05) – hier ist eben eine rege Missionspolitik in der Ära globaler Massenereignisse angekommen –, und dass auch die »Mächtigen der Welt« sich »verneigen« (SZ, 9.4.05) – schließlich ist die Praxis des Krieges heute eng mit imagewirksamen Versöhnungsgesten verknüpft. Anlass zum Wundern geben vielmehr die ergriffenen Kommentare, die den Weg des verstorbenen Papstes ins Grab mit einer Art deutschlandweitem Dauergottesdienst begleitet haben. Weshalb fehlte hier fast jede Spur von Ironie und Kritik (außer gegenüber Kirchenkritikern),¹ weshalb scheint das Katholische in dieser Woche wirklich wieder das Allgemeine geworden zu sein?

Vorerst wird es hilfreich sein, das seltsam Weihevollte an der medialen Totenfeier genauer zu fassen. In fast allen Artikeln stößt eine Art hoher Stil auf, der direkt aus dem Historismus zu stammen scheint. Ein Teil der altertümelnden Worte und Satzkonstruktionen ist dabei gleichsam Gemeingut. Überall, von der FAZ (5.4.05) bis in die taz (4.4.05) las man von »Pilgerscharen«, die »in die Ewige Stadt strömen«. Und oft war die »feierliche Totenmesse«, zu der sie kamen, eine »bewegende

1 »Noch während die Christenheit Abschied nimmt vom Papst, erhebt die linkskatholische Kirchenkritik bei »Sabine Christiansen« ihr schreckliches Haupt.« (*Spiegel-Online*, 4.4.05) Auch die FAZ gab (am 5.4.05) Hans Küng und Heiner Geißler exemplarisch der Lächerlichkeit preis. Weitere Kritikerbeschimpfungen dokumentiert die kleine stimmungskritische Glosse, die Joseph von Westphalen im Medienteil der SZ unterbringen konnte (8.4.05).

Zeremonie« mit »ehrwürdigen« Zügen (SZ, FAZ, 9.4.05). Doch am Rande wurden auch eigenwilligere Formulierungen möglich. »Der die Menschen liebte« (FAZ, 4.4.05), verzaubert noch auf der Bahre ihr Denken und Schreiben: »Der Körper des toten Papstes ist nun, enthoben aller irdischen Streitereien, endgültig zum Gegenstand der Meditation geworden« (SZ, 8.4.05). Neben dem angelernten und frei variierten Historienstil verbreiteten sich zweitens, inhaltlich schwerwiegender, priesterlich klingende Floskeln. So etwa, wo Karol Wojtylas Schriften und seine lange öffentliche Krankheit in allgemeine Humanitätsideologie überführt wurden: Sein »eigentliches, unverwechselbares Thema [...] ist der Mensch gewesen, seine Abgründigkeit, sein Reichtum, sein Geheimnis« (*Die Zeit*, 6.4.05). So aber auch in der Anordnung politischer Lager. Ein Beispiel bietet Heinz Bude, der im durchbrochenen Akademikerstil erklärt, weshalb der Papst nicht ironisch war: »Man darf nicht vergessen, dass er [...] aus einem System der Lüge kam und deshalb auf eine für einen liberalen Ironiker unglaubliche Weise auf die Natur der Wahrheit setzte.« (SZ, 4.4.05) Mit dem ›System der Lüge‹ ist das kommunistische, nicht das katholische gemeint – aber eben die schlichte Übernahme der Sprache, mit der man im letzteren (Seite an Seite mit Ronald Reagan) den Feind bestimmte, lässt an der Aufrichtigkeit der ganzen Veranstaltung zweifeln. Auch Jan Roß, der dem Papst bereits im Jahr 2000 ein Buch gewidmet und ›Größe‹ bescheinigt hat, schließt sich dessen Licht-Dunkel-Rhetorik an: »Seine Pilgerreise 1979 in die polnische Heimat hat ein neues Selbstbewusstsein des Volkes entbunden, ein Wir-Gefühl im Nein zur Herrschaft der Lüge.« (*Die Zeit*, 6.4.05) Bei ihm ist jedoch mehr im Spiel als das Nachsprechen alter Kampfparolen; der zitierte Satz steht im Kontext einer Geschichtskonstruktion, die deren Einlösung festhält.

»Es ist auf den Spuren dieses Erweckungs Augenblicks gewesen, dass im Jahr darauf die unabhängige Gewerkschaft Solidarność (›Solidarität‹) ins Leben trat, in ihren Bedrängnis- und Verbotszeiten immer wieder getröstet von Johannes Paul II. und am Ende siegreich. [...] Von der Solidarität führte der Weg über Gorbatschows Reformen zum Fall der Berliner Mauer. Den Triumph über den Kommunismus hat dieser Papst mit herbeigeführt, dafür wird ihn die Geschichte kennen und vielleicht einmal [...] ›Johannes Paul den Großen‹ nennen.«

Die letzte Pointe in dieser Sache hatte bereits einen Tag zuvor Georg Paul Hefty im FAZ-Leitartikel formuliert. »›Unsere‹ Welt wäre [...] heute eine andere, hätte der Papst seit 1978 die Wende von 1989 nicht angestoßen«. Hier fehlt aus deutlichen Gründen das relativierende ›mit‹; Hefty will nämlich die »Vermutung« plausibel machen, dass ohne diesen Papst »jetzt im Osten Europas nicht pluralistische Demokratien Platz gegriffen hätten« (FAZ, 5.4.05): »Es ist das Erbe Johannes Pauls II., dass es in den vorwiegend christlichen Weltgegenden heute fast keine Diktaturen mehr gibt. Das ist die Folge der ›Kultur des Lebens‹ einerseits und der ›Kultur des Todes‹ andererseits.« (Ebd.)

Es lohnt sich, einen Moment bei dieser These zu verweilen. Auf den ersten Blick mag zwar nur fraglich scheinen, weshalb sich ihre Autoren damit nicht unmittelbar lächerlich gemacht haben – in der FAZ- oder *Zeit*-Redaktion selbst oder zumindest bei anderen. Die Antwort ist jedoch so offenkundig wie unbefriedigend; fast niemand

hatte besondere Einwände. In der *taz* hielten unbeholfene Worte das Gleiche fest wie die großen Gesten von Roß: »Der Papst umjubelt in Polen, wo er Solidarność auf die Beine hilft und damit indirekt am Ende der Teilung Europas mithilft.« (4.4.05) Im Übrigen ist die These noch nicht einmal neu; unter den Zeithistorikern hat sie prominent Timothy Garton Ash vertreten, Papst-Biographen neigen ihr ohnehin zu, und Michail Gorbatschow hat 1992 sogar Heftys Extremannahme antizipiert: »Was in Osteuropa in den letzten Jahren geschehen ist, wäre nicht möglich gewesen ohne diesen Papst, ohne die große, auch politische Rolle, die Johannes Paul II. im Weltgeschehen gespielt hat.« (Zit. n. *FAZ*, 20.3.04) Grund genug, die einzelnen Glieder der Kette zu prüfen. Das erste, die Assoziation Papst-Solidarność, ist recht stabil. Wojtyła, der der vatikanischen Außenpolitik eine deutliche antikommunistische Wendung gab, konnte in Polen zugleich Volksfrömmigkeit, Nationalstolz und Oppositionsgeist mobilisieren; Solidarność hat seine Großmessen beerbt, sein Bild als Symbol mitgetragen und von seiner Diplomatie profitiert. Hier aber bricht die Kausalkette ab. In den anderen Ostblockstaaten griff der Widerstand bekanntlich mal unter Literaten, mal unter Studenten, mal unter Protestanten, mal am Rande der Staatsparteien um sich – in keiner Weise aber besonders bei Katholiken oder gar unter römischer Anleitung.² Russland und Gorbatschow schließlich hatten nachweislich kaum mit dem Papst zu tun; direkten Kontakt zur Reformführung stellte der Vatikan erst 1989 her, als die orthodoxe Kirche Johannes Paul II. von ihren 1000-Jahr-Feiern fernhalten wollte.³ Was von seinem Sieg über den Kommunismus bleibt, ist mithin die Annahme, dass der katholisch angeregte polnische Widerstand vom Beginn der 1980er Jahre am Ende dieses Jahrzehnts auf die Regierungen und Bevölkerungen Osteuropas stimmungsmäßigen Einfluss ausgeübt hat. Dem kann man in der Tat nicht sinnvoll widersprechen – allerdings auch keine besondere Einsicht abgewinnen.

Interessanter ist, was diese Konstruktion alles ausblendet. In puncto Ende des Staatssozialismus sind es ungefähr alle Prozesse, bei denen sozialtheoretisches Denken ansetzen könnte, von der Krise der Fließbandproduktion bis zur Ausstrahlung westlicher Massenkultur.⁴ Die Werftarbeiter, die Papstbilder trugen,

2 Nennenswert sind die katholischen Einflüsse allein noch in der Tschechoslowakei (vgl. Garton Ash 1990, 421).

3 So bleibt George Weigel, der die faktenreichste erhältliche Wojtyła-Biographie geschrieben hat und selbst dessen Autorschaft bei der Wende vertritt, nur der völlig abstrakte Verweis: »Während die Saat des Widerstands, die er in Ostmitteleuropa ausgebracht hatte, aufzugehen begann, behielt Johannes Paul bei der pastoralen Aktivität sein hohes Tempo bei.« (2003, 615) Vorangegangen waren drei nahezu papstfreie Seiten »Geschichte im Schnelldurchgang«. Und Gorbatschow hält es in seinen *Erinnerungen* nicht für nötig, die mutmaßliche Schlüsselrolle des Papstes beim Umbruch näher zu schildern; auf der einen Textseite, die er ihm widmet, würdigt er ihn nur als guten Gastgeber und »großen Humanisten« (1995, 768f).

4 Garton Ash, der vom Papst vor allem in Vorreden und in Bezug auf Polen spricht, nennt drei ganz unchristliche Hauptmotive: Die Staatssozialismen waren nach 1968 und Folgezeit ideologisch nicht mehr überzeugend, sie konnten, ökonomisch ins Stocken geraten, anders als um die Jahrhundertmitte nicht mehr die »Hoffnung auf eine emanzipatorische Modernisierung« verkörpern (1990, 277), und ihre militärisch-polizeiliche »Macht« wurde nur noch als brüchiges Repressionsinstrument wahrgenommen.

streikten gegen verschlechterte Arbeitsbedingungen (heute sind die Werften zumeist stillgelegt oder im Besitz transnationaler Konzerne)⁵, jeder Papstbesuch war ein weltöffentliches Medienereignis, und die Papstmessen wurden auf den gleichen Geräten empfangen wie die Werbung fürs bessere Leben. Auf der anderen Seite macht die Aufstellung von Wahrheit, Würde und Liebe (= Papst) gegen Lüge und Unterdrückung (= Kommunismus) aber auch die neue politische Dynamik der Religion unsichtbar, die sich seit Ende der 1970er Jahre tatsächlich abzeichnet. Zu untersuchen wären nach wie vor die Parallelen von Johannes Pauls Polenbesuch zur iranischen Revolution von 1979: Hier wie dort trat einem Modernisierungsregime alter Schule ein Widerstand entgegen, der seine verbindende Kraft offenkundig aus religiösen Netzwerken bezog – und sich zielstrebig einem religiösen Führer anschloss. Der Enthusiasmus, mit dem der Papst als weltgeschichtlicher Akteur gewürdigt wurde, läuft also darauf hinaus, die Reflexion seiner weltgeschichtlichen Einbettung zu verhindern.

Natürlich ging es nach dem Tod Johannes Pauls II. nicht vorrangig um Erklärungen, sicher hatten die Berichte hier in besonderer Weise den Zweck, das Ereignis hervorzubringen, fraglos bindet man mit Personalisierung mehr Aufmerksamkeit als mit der Analyse anonymer Prozesse, selbstverständlich wird das meiste von dem, was dabei durch die Mitteilungskanäle gespült wurde, schnell wieder vergessen sein. Trotzdem bleibt klärungsbedürftig, weshalb derart wenig Ehrgeiz zur kritischen Analyse gezeigt wurde und warum gerade die genannten Übertreibungen herauskamen.

An der Schnittstelle Papst/Perestroika bietet sich eine einfache, wenn auch globale Deutung an: Religion und Erlöserfigur, ganz egal, was genau ihre frohe Botschaft ist, werden (wieder) zum Platzhalter für nicht mehr vorgesehene politische Hoffnungen. Nach 1989 hatten ja viele Zeitbeobachter durchaus an den Sieg von Freiheit und Wohlstand geglaubt. Fukuyama war kein Einzelfall. Inzwischen zeigt sich, dass die ökonomische Krise, aber auch militärisch ausgetragene Verteilungs- und Dominanzkämpfe das Leben im postkommunistischen Zeitalter an immer mehr Orten zur Hölle machen. Das bereits als erreicht verkündete glückliche Ende hat sich in Rauch aufgelöst – und Entwürfe, die auf einen besseren Gesamtzustand hinarbeiten empfehlen, sind bis auf weiteres diskreditiert. So bleibt nur, das Reich der Freiheit erneut ins Jenseits, in gemeinsamen Glauben, ›spirituelle Erfüllung‹ o.ä. zu verlegen. Der verstorbene Papst zählt zu den Figuren, die das immer schon angestrebt haben; daher regt er nun zu Folgevisionen an: »Wie keinem anderen Papst vor ihm ist es Johannes Paul II. gelungen, die Weltgesellschaft als Weltreligionsgemeinschaft vorzustellen.« (Bude, SZ, 4.4.05) So wird dann umgekehrt auch die Rückprojektion attraktiv, dass der spirituelle Führer das Heil bringt.

Ein weiteres Leitmotiv in den Würdigungstexten erhärtet diese Vermutung. Sehr oft wurde Karol Wojtyła als Kritiker George W. Bushs, öfter noch als moralische Gegeninstanz zum neoliberalen Kapitalismus geehrt. Nur geschah dies selten ohne

5 Vgl. Greider 1997, 13.

den Hinweis, dass sich dies nur dieser Papst kraft Authentizität und Amtsautorität leisten konnte. Besonders perfide knüpft den Zusammenhang Hefty, für den Johannes Paul II. zurecht »seine kirchlichen Wahrheiten in Stein gemeißelt« bzw. als »Empfehlungen des Nachfolgers Petri« verkündet hat: »Hätte er sonst dem amerikanischen Präsidenten Bush Vorhaltungen wegen des Krieges im Irak und des Blutvergießens Unschuldiger machen können, wenn er nicht gleichzeitig auf dem Schutz des Lebens im Fall der Ungeborenen [...] beharrt hätte?« (FAZ, 5.4.05) Versucht man den Satz trotz seiner sprachlichen und logischen Schwächen zu begreifen, ergeben sich zwei Ungeheuerlichkeiten: Anscheinend bedarf es für Hefty sowohl kirchlicher, nur dem Nachfolger Petri verfügbarer Wahrheiten als auch des Bekenntnisses zum ungeborenen Leben, um einer Regierung für die Tötung geborenen Lebens ›Vorhaltungen‹ machen zu können. Millionen von Demonstranten und Hunderte von Staatspolitikern hätten sich mithin ganz ohne Berechtigung gegen den Krieg eingesetzt. Einem vergleichbaren Muster folgt auch der komplexere Bezug auf die päpstliche Kapitalismuskritik. Hier ist es eine Opposition zur ›Moderne‹, zu ›Materialismus‹ oder ›Nützlichkeitsdenken‹ insgesamt, die zur Bedingung glaubwürdiger Gegnerschaft gemacht wird. Stellvertretend für viele andere⁶ kann hier noch einmal Roß stehen, der auch den Rückbezug zur Kultur des Lebens leistet:

»In einer Zeit, da die etablierte Linke ihren Frieden mit der Wirtschaft geschlossen hat, geißelte Johannes Paul II. den ›entfesselten Kapitalismus‹. [...] Der Papst baute die katholische Ethik des Lebensschutzes zu einer zeitgenössischen Großphilosophie aus [...]: Die Unantastbarkeit des Menschen, vom Ungeborenen bis zum Sterbenden, hielt er gegen Nützlichkeitsdenken und Hedonismus, gegen eine Verbrauchs- und Wegwerfmentalität, die das Leben nur achtet, wenn es Spaß macht und keine Last ist« (Die Zeit, 4.4.05).

Das gibt die päpstliche Überzeugung und Lehre gut wieder, aber nur sie. Ausgespart bleibt hier wie zumeist, dass Johannes Paul II. und Berater wie Ratzinger zunächst die Befreiungstheologie Südamerikas bekämpft und in Teilen mundtot gemacht haben, bevor sie sich in einer Art passiver Revolution Teile ihrer Kapitalismuskritik aneigneten – um dann im Nebeneffekt für die deutsche Kulturkritik, die Sinn und Werte vermisst, attraktiv zu werden. Auf politische Opposition und soziale Alternativen kommt es in diesem letzten Kontext gar nicht mehr an; der Papst interessiert hier primär als Kompensationsfigur. Wenn weltweit Strukturen der Gewalt, der Ausbeutung und kulturindustrieller Lüge herrschen, deren Grundlagen dem verändernden Zugriff entzogen sind, will man zumindest symbolische Gegeninstanzen anrufen können. Einige Nachrufe thematisieren Mangel und Ersatzwunsch

6 Für Otto Kallscheuer war es dem Papst gegeben, »[g]esellschaftliche ›Strukturen der Sünde‹ zu geißeln, und zwar ebenso den kommunistischen Kollektivismus von gestern wie die kapitalistische Vergötzung (*idolatria*) des ungebremsten Marktes von heute«, nämlich »als sittliche Verfehlung an der personalen Natur von Gottes Ebenbild« (NZZ, 9.4.05). Gustav Seibt lässt in diesem Kontext sogar Kritik an Wojtyła anklingen, der »kein Freund des Kapitalismus« war: »Westliche, vor allem westeuropäische Dekadenz sah er ähnlich wie mancher muslimische Kritiker der Moderne.« (SZ, 4.4.05) Doch die Anerkennung setzt sich auch hier durch: »Johannes Paul II. hat notwendige Siege über die Moderne errungen« (ebd.).

ganz offen: »Es fehlen uns die Weltenführer, die unter keinen Umständen gewisse Grundsätze der Menschlichkeit aufgeben« (Klaus Brill, *SZ*, 9.4.05). Grundsätze, zu denen anscheinend nicht die Gleichberechtigung der Geschlechter und selbstbestimmte Sexualität gehören. Nimmt man alles zusammen, hat die CDU Berlin Mitte die exakte Schlussfolgerung aus den Papst-Nachrufen der deutschen Presse gezogen: Man muss die Karl-Marx-Allee in Johannes-Paul-II.-Allee umbenennen.

Der Nährboden des Medienereignisses, der mit den Millionen in den Armen der Petersplatz-Kolonnaden flüchtig zum Vorschein kam, ist damit erst gestreift. Das grundsätzliche Problem, wie sich das wiedererwachte Interesse der großen Massen am Glauben sowie die zunehmende Austauschbarkeit seiner Inhalte erklären lässt und was beides politisch bedeutet, muss hier offen bleiben. Sicher ist aber eins: Die Reaktion der Intellektuellen, die in der Woche vom 2. bis 9. April öffentlich das Opfer des Intellekts gebracht haben, kann nur dazu beitragen, diese Massen und ihre Überzeugungen dauerhaft subaltern zu halten. Das hat in der Tat katholische Züge; wo immer Menschen erniedrigte, geknechtete, verächtliche und vor allem: abhängige Wesen sind, wird ihre Schwäche respektiert und gepflegt. Papst Benedikt XVI. wird seine Kirche in diesem Sinn weiterführen.

Literatur

Garton Ash, Timothy, *Ein Jahrhundert wird abgewählt. Aus den Zentren Mitteleuropas 1980-1990*, übers. v. Y. Badal, Hamburg 1990

Gorbatschow, Michail, *Erinnerungen*, übers. v. I. P. Gorodetzki, Berlin 1995

Greider, William, *One World, Ready or Not. The Manic Logic of Global Capitalism*, New York 1997

Weber, Max, *Gesamtausgabe*, Bd. I/17: *Wissenschaft als Beruf 1917/1919. Politik als Beruf 1919*, hg. v. W. J. Mommsen u. W. Schluchter, zus. m. B. Morgenbrod, Tübingen 1992

Weigel, George, *Zeuge der Hoffnung. Johannes Paul II. Eine Biographie*, 2., korr. Aufl., übers. v. Ch. Goldmann u.a., Paderborn u.a. 2003

Sexualität und Herrschaft: Frauenformen bei Argument

Erziehung zur Weiblichkeit. Argument Sonderband 45. 9,46 € [D]

Sexualisierung der Körper. Argument Sonderband 90. 7,93 € [D]

Subjekt Frau. Argument Sonderband 117. 7,93 € [D]

Der Widerspenstigen Lähmung. Argument Sonderband 130. 7,93 € [D]

Lustmolche und Köderfrauen. Politik um sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz.
Argument Sonderband 252. 15,24 € [D]

Im Buchhandel oder direkt vom Argument-Versand: Reichenberger Str. 150
10999 Berlin · Fax: 030 / 611 42 70 · versand@argument.de



John Saxe-Fernández

Mexiko und die imperiale Präsidentschaft der USA¹

Die gegenwärtig in Mexiko beobachtbaren sozialen Auflösungsprozesse stehen in engem Zusammenhang mit den Entwicklungen des US-Kapitalismus. Parallel ist in den letzten zweihundert Jahren eine Zentralisierung polizeilich-militärischer und nachrichtendienstlicher Befugnisse in der us-amerikanischen Exekutive festzustellen – eine Macht, die kompensatorisch eingesetzt wird, wo das Kapital bei seiner Suche nach Profitchancen das jeweilige soziale Umfeld verschleißt und destabilisiert. Expansionismus und *Manifest Destiny** hatten enormen Einfluss auf das Staats- und Verfassungssystem der USA; manche Forscher behaupten sogar, dieser Einfluss habe die (von Arthur Schlesinger so genannte) imperiale Präsidentschaft dazu gebracht, legislative und richterliche Funktionen an sich zu reißen und dabei die Demokratie auszuhöhlen.² Meine Frage ist, wie sich die zentrifugalen und die zentripetalen, also die ökonomischen und die polizeilich-militärischen Kräfte der imperialen Präsidentschaft zueinander verhalten und wie diese in Mexiko agiert.

1. Die imperiale Macht der USA in Mexiko – damals und heute

Meine Hauptthese basiert auf einem Gedanken La Febers:

Americans, often viewed as ardently anti-revolutionary, acted as catalysts for revolution as they searched for economic and missionary opportunities around the world; then as they willingly sacrificed order for the sake of opportunity, they supported a new presidency [...]. Indeed, the President's chief function in foreign affairs became his use of constitutional commander-in-chief powers to use force, when necessary, to restore enough order so opportunities could again be pursued. (La Feber 1987, xiii)

In seinen Versuchen, die anscheinend unversöhnlichen Widersprüche aufzulösen, die zwischen der destabilisierenden Kraft seiner ökonomischen Akteure (den transnationalen Unternehmen)* und seinem außenpolitischen Ziel von Stabilität und Ordnung bestehen, nimmt der US-Imperialismus stets Zuflucht zu polizeilich-militärischen

1 Die erste Version dieses Artikels wurde als Vortrag präsentiert auf dem Canadian Social Science Congress in Toronto vom 29. Mai bis 1. Juni 2002.

* Anm. d. Ü.: Religiös gefärbte Doktrin, die expansionistisch orientierten Kräften besonders im 19. Jh. zur Rechtfertigung der Ausdehnung der US-Grenzen westwärts zum Pazifik und darüber hinaus diente.

2 Siehe Schlesinger (1973) für eine Beschreibung des Einsatzes geheimer Operationen von Seiten der Exekutive mit dem Ziel, außenpolitische Vorrechte des Kongresses zu manipulieren und zu unterminieren. Vgl. auch Zinn 1990 und La Feber 1987.

* Anm. d. Ü.: Saxe-Fernández verwendet den Begriff »multinational«, bestimmt ihn jedoch im Sinn des inzwischen üblichen, präziseren »transnational«: »By multinational corporation, I refer to national (in this case, US-based) enterprises that operate internationally«.

Interventionen, um sozio-politischen Erschütterungen zu begegnen. Mit dem spektakulären Wachstum des US-Kapitalismus' nach dem Bürgerkrieg, als in vielen Branchen bereits der Monopol- und Managerkapitalismus die Familienunternehmen verdrängt hatte, wurde dieses Muster häufiger. Diese wachsenden Monopole änderten die Grundstruktur ihrer jeweiligen Sektoren und der Wirtschaft als ganzer; sie übernahmen die Koordination des Flusses von Gütern und Dienstleistungen, von der Produktion der Rohstoffe über die einzelnen Fertigungsschritte bis hin zum Verkauf an den Endverbraucher (Chandler 1995, 11). Damit entzog die sichtbare Hand monopolistischer Macht der unsichtbaren Hand des Marktes alle Glaubwürdigkeit – also der Idee, auf der der ökonomische Expansionismus der USA, der Freihandelsrhetorik des britischen Empire folgend, basierte. Wie Bismarck mit Bezug auf England bemerkt hat: »Freihandel ist die Lieblingslehre der dominierenden Macht, die fürchtet, andere könnten ihrem Beispiel folgen.« Ihr grundlegendster imperialistischer Ausdruck ist eine wachsende Symbiose von Staatsmacht und Unternehmensinteresse; gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde die Abstimmung zwischen amerikanischer Außenpolitik und amerikanischen Privatinteressen intensiver und erfasste immer mehr Bereiche. Die überseeische Expansion der USA konzentrierte sich komplett auf die Erschließung von Märkten in allen Ecken der Welt, getrieben von der Beziehung zwischen ihrer Außenpolitik und den Bedürfnissen des Monopolkapitalismus.

Auf einer allgemeinen theoretischen und globalen Ebene haben Paul Sweezy (1997), Harry Magdoff (1992) und besonders István Mészáros (1995) widersprüchliche Tendenzen des Kapitalismus identifiziert, die darin bestehen, dass er sich im Hinblick auf das Verhältnis zwischen seinen ökonomischen und politischen Kommandoebenen bei weitem übernimmt.

The contradiction between the rival national states of the capital system and the problematical drive of its most powerful economic units – the giant corporations – towards transnational monopolism is the clear manifestation of this overreaching. (Mészáros 1995, 170)

Dies ist sehr wichtig. Berücksichtigt man den aktuellen Trend zur Bildung wirtschaftlicher, monetärer und geopolitischer Blöcke sowie Washingtons erneut zunehmenden polizeilich-militärischen Unilateralismus und ökonomischen Protektionismus, dann wären Mexikos massive und kompensationslose, im North American Free Trade Agreement (NAFTA) festgeschriebene Zugeständnisse bei der Deregulierung von Importbestimmungen und Direktinvestitionen der Grundstein für die Erschaffung einer die westliche Hemisphäre umfassenden Zone kommerzieller, monetärer, investiver und militärischer Annexion. Vorangetrieben wird sie als panamerikanische Freihandelszone (Free Trade Area of the Americas, FTAA), flankiert durch Programme wie den Plan Puebla Panama (PPP) und den Plan Colombia (PC). FTAA, PPP und PC werden raffiniert beworben, was aber kaum verschleiert, dass sie der US-Regierung dazu dienen, die Kontrolle über billige Arbeitskraft, Märkte, strategische Rohstoffe (Öl, Erdgas, Mineralien, Wasser) und riesige Biodiversitätsareale in Lateinamerika zu erlangen – eines ihrer Mittel, um sich in einer immer stärker fragmentierten und konkurrenzgeprägten Weltwirtschaft zu behaupten.

Die Durchsetzung der Monroe-Doktrin* in den vergangenen 140 Jahren war auf die staatliche Absicherung us-amerikanischer Investitionen und Handelstätigkeit ausgerichtet. Die Bedürfnisse des industriellen und landwirtschaftlichen Systems der USA, welches auf Protektionismus basierte und von ständiger Überproduktion geplagt wurde, standen und stehen im Zentrum ihrer Freihandelsabkommen. Der ehemalige Außenminister James G. Blaine (1830-93) beschrieb die us-amerikanische Wirtschaftspolitik gegenüber Lateinamerika folgendermaßen:

I wish to declare the opinion that the United States has reached a point where one of its highest duties is to enlarge the area of its foreign trade. Under the beneficent policy of (tariff) protection we have developed a volume of manufactures which, in many departments, overruns the demands of the home market. In the field of agriculture, with the immense propulsion given in it by agricultural implements, we can do far more than produce breadstuffs and provisions for our own people ... Our great demand is expansion. I mean expansion of trade with countries where we can find profitable exchanges. We are not seeking annexation of territory. At the same time I think we should be unwisely content if we did not seek to engage in what the younger Pitt so well termed annexation of trade. (Zit. nach La Feber 1993, 165)

Blaine war ein »Big-Business«-Republikaner, daher stürzte ihn die negative Handelsbilanz mit Lateinamerika, wo man in jenen Tagen gewaltige Mengen an Rohstoffen in die Vereinigten Staaten lieferte, seine Fertigwaren aber größtenteils aus Europa bezog (Bailey 1980, 399). Wie heute auch standen interkapitalistische Rivalitäten im Zentrum von Freihandelsabkommen in der westlichen Hemisphäre.

Blaine's aim was to elbow aside foreign competitors by forming closer commercial ties south of the border. And since economic relationships could not flourish amid whistling bullets, Washington would use its good offices to terminate wars in Latin America. (Bailey 1980, 399)

In den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts öffnete der mexikanische Diktator Porfirio Díaz sein Land für Freihandel und ausländische Investitionen, wodurch es von den USA abhängig wurde. Von 1903-1910 schossen die Investitionen auf die dreifache Höhe von 1876-1900.³ Im Jahre 1910 gehörten 43% des mexikanischen Reichtums US-Investoren, 33 % den fünfzehn Millionen Mexikanern und 24 % anderen ausländischen Kapitalisten. Die investierten Mittel flossen in Ölbohrkonzessionen, Silber- und anderen Bergbau sowie in gigantische Plantagen für den Agrarexport. Im Jahr 1905 sagte der us-amerikanische Banker James Speyer zum deutschen Botschafter in Mexiko: »In the United States there is a pervasive feeling that Mexico is no longer anything but a dependency of the American economy.« (Zit. n. La Feber 1993, 221) Während massive Auslandsinvestitionen Mexiko veränderten und *haciendas* begannen, für den Export zu produzieren, wuchs die Anzahl landloser Bauern, und die Produktion von Grundnahrungsmitteln ging zurück. Im Jahre 1910

* Anm. d. Ü.: 1823 vom damaligen US-Präsidenten James Monroe unilateral formulierte Außenpolitik, die die gesamte westliche Hemisphäre zum Interessen- und Schutzgebiet der USA erklärte. Diese Doktrin wandelte sich im Laufe der Jahrzehnte, spielte aber noch lange eine direkte Rolle in der Formulierung außenpolitischer Ziele und Ansprüche.

3 Die Daten zum Porfiriato stammen aus La Feber 1993.

war Mexiko moderner als 1876, hatte aber weniger Mais und Bohnen für den inländischen Konsum. Unter der Regierung Porfirio Díaz hatten die Zentrifugalkräfte des US-Kapitalismus das soziale Gewebe zerstört; Amerikaner bauten Eisenbahnen, um Güter zu den Häfen zu befördern, drangen dabei aber ins Leben der Gemeinden ein und bedrohten es. Unzufriedene Bauern gab es schon früher, aber um 1910 herum waren es im ganzen Land so viele wie nie zuvor in seiner Geschichte, so dass es zu einer sieben Jahre dauernden Periode des Bürgerkriegs mit 1,2 Millionen Toten bei einer Bevölkerung von 15 Millionen kam. Bis 1916 gab es von Seiten der USA häufige militärische Eingriffe in Mexiko; Präsident Wilson ordnete gar den Beschuss von Veracruz an.

Die porfirianische Laissez-faire-Politik hatte traumatische soziale und politische Konsequenzen. Die Deregulierung der Import-, Investitions- und Bankaufsichtsbestimmungen, vergleichbar mit heutigen Programmen, führte unter dem Druck interner und externer Kräfte zu einem ökonomischen Zusammenbruch. Mexikos Abhängigkeit von der Liquidität des internationalen Finanzsystems schuf eine große Verwundbarkeit – wie zunehmend auch heute, wie der finanzielle Zusammenbruch im Dezember 1994 zeigt.

The US panic of 1907 demonstrated the price of dependence on the giant northern neighbor. As New York capital dried up, Mexican exports dropped, investment disappeared, thousands of Mexican immigrants to the United States suddenly began to return home and unrest spread. (La Feber 1993, 222)

Die historischen Erfahrungen mit dem Porfiriato, der Gier us-amerikanischer Unternehmen und deren destabilisierender Wirkung sind ein wichtiger Präzedenzfall für die Untersuchung aktueller Entwicklungen, denn in beiden Fällen wurden soziale und politische Stabilität durch eine ökonomische Strategie bis an ihre Grenzen strapaziert. Die von IWF und Weltbank geforderten SAP (Strukturanpassungsprogramme) mit ihren Privatisierungs- und Deregulierungspaketen werden mit der Einwilligung der mexikanischen Regierung umgesetzt.⁴ Im Rahmen dieser Politik, die ich als Neoporfiriato⁵ bezeichnen werde, wird die mexikanische Regierung beinahe wie ein Teil der Vereinigten Staaten behandelt. Zentrale Merkmale des Neoporfiriato sind: einseitige Öffnung des mexikanischen Binnenmarktes; Privatisierung einiger der wichtigsten wirtschaftlichen Sektoren des Landes, wobei Kosten sozialisiert und Gewinne privatisiert werden; allerlei Verfassungsänderungen, die ausländischen

4 In diesem Artikel werden IWF und Weltbank nicht als internationale Finanzinstitutionen oder als multilaterale finanzpolitische Instrumente betrachtet, sondern als staatliche Instrumente zur Förderung us-amerikanischer privater Klasseninteressen und damit als wichtige Werkzeuge einer *pax americana*. Eine genaue historische Analyse findet sich bei Kolko/Kolko 1972.

5 Klarer als das populärere Label »neoliberal« bezeichnet dieser Begriff die ökonomischen und politischen Merkmale aktueller Politiken. Mexikos liberale Tradition förderte positive Entwicklungen in wichtigen Bereichen wie etwa den Beziehungen zwischen Staat und Kirche oder Säkularisierung des Erziehungssystems, so dass der Begriff »neoliberal« historisch unangemessen ist. Vgl. Saxe-Fernández 1994.

Interessen dienen; Umwandlung Mexikos in ein exklusives Investitionsparadies für us-amerikanische und kanadische Investoren mithilfe der NAFTA und die Umsetzung von Anpassungsprogrammen im ländlichen Raum.

Die allgemeinen Bedingungen für sozialen Unmut bestanden schon lange, doch die Ereignisse, die 1994 den Aufstand in Chiapas unmittelbar auslösten, lassen sich auf die von IWF und Weltbank geforderten SAP zurückverfolgen. Unter mexikanischen und vielen ausländischen Forschern herrscht praktisch Konsens darüber, dass diese Programme nicht nur dort, sondern auch in anderen mexikanischen Staaten und anderen Ländern soziale und politische Konflikte auslösten, beispielsweise in Caracas, Santiago del Estero in Nordargentinien und, im Jahre 2002, in Buenos Aires und Montevideo. Die einzelnen Maßnahmen des Programms – Reduzierung öffentlicher Ausgaben, Umleitung öffentlicher und privater Mittel in den Schuldendienst, Kontrolle der Lohnzuwächse mit dem Ziel der Inflationsbekämpfung und einer erhöhten internationalen Wettbewerbsfähigkeit mexikanischer Produkte – hatten auf die Bevölkerung Mexikos verheerende Auswirkungen. Die Politik von IWF und Weltbank löste einen Absturz der Realeinkommen aus. Weltbankquellen bestätigen, dass die Reallöhne in den 1980er und 90er Jahren substanziell fielen, und zwar am stärksten in der Landwirtschaft. Das Programm zur Bekämpfung »extremer Armut« bewirkte das Gegenteil von dem, was es bewirken sollte, hauptsächlich aufgrund seiner Unfähigkeit, den Effekten seiner Politik der Lohnkontrolle etwas entgegenzusetzen. In der Periode von 1970-82 machten Löhne 37,1 % des Bruttoinlandsprodukts aus, während ihr Anteil in den 90ern unter 25 % lag. Von 1983-93 verloren die mexikanischen Lohnempfänger schätzungsweise 46,9 Milliarden US-Dollar. Es wird geschätzt, dass im Jahr 1989 60-80 % der Bevölkerung unter Bedingungen lebten, die sich der verzweifelten Lage Bangladeschs oder afrikanischer Länder südlich der Sahara annäherten. Nicht nur untere Einkommensgruppen, sondern auch die Mittelschicht war vom Fall der Realeinkommen betroffen. Deren »Proletarisierung« wurde immer akuter und erinnert gespenstisch an die Entdeckung Brintons (1938), dass eine ernsthaft verschlechterte Lage der Mittelschicht ein verbindendes Merkmal der englischen, amerikanischen, Französischen und Russischen Revolution zu sein scheint. Diese Entwicklung ist nicht auf Mexiko beschränkt, sondern bewegt auch in Argentinien und Uruguay die Mittelschicht dazu, sich den Bauern und Arbeitern im Kampf gegen das ökonomische Entwicklungsmodell anzuschließen.

Durch die mit der mexikanischen Regierung vereinbarten und von ihr umgesetzten Programme ebneten die Agrardarlehen der Weltbank den Weg für us-amerikanische Getreideexporte und Agrarkonzerne, indem sie – konträr zur hochsubventionierten Landwirtschaft der Vereinigten Staaten – Subventionen für Kleinbauern, Preiskontrollen und garantierte Abnahmepreise für die Ernten abschafften, was die größte Krise der mexikanischen Landwirtschaft seit der Revolution von 1910 verursachte. Im ganzen Land sehen sich kleine Produzenten nun mit der Konkurrenz durch billige, massiv subventionierte US-Importe von Lebensmitteln wie Mais konfrontiert, während inländische öffentliche Investitionen drastisch reduziert wurden. Der Anteil, den öffentliche Investitionen

in die Landwirtschaft (in Form von Kreditsubventionen, dem Transfer von Steuergeldern usw.) am Bruttoinlandsprodukt haben, betrug 1982 2,5 %. Unter dem heftigen Druck der Weltbank fiel er bis 1991 auf 0,7 %.

Forscher unterscheiden häufig zwei Arten von Entwicklungspolitik: fragmentierende Entwicklung tendiert zur Konzentration des Reichtums, integrale Entwicklung hingegen fördert ökonomische Gerechtigkeit. Die Wirtschaftspolitik des Neoporfiriato gehört eindeutig zur ersteren Form. Dass sie inmitten verschlimmelter absoluter Armut zu einer Reichtumskonzentration führte, ist eine Hauptursache gesellschaftlicher Gewalt – wie schon während der Amtszeit Don Porfirios. Die gegenwärtige Konzentration des Reichtums hat ein kaum vorstellbares Niveau erreicht: 0,2 % der Bevölkerung, die oberste Spitze der mexikanischen Plutokratie, halten 51,1 % der Vermögenswerte des Landes.⁶

2. Die imperiale Präsidentschaft und die Rache Don Porfirios

Was in den letzten beiden Jahrzehnten in Mexiko geschah, wurde von einem bekannten us-amerikanischen Nachrichtenmagazin treffend als »Don Porfirios Rache« bezeichnet, nicht nur wegen der massiven Privatisierungsprogramme der Weltbank, sondern auch aufgrund einer Politik, die auf eine umfassende Agrarreform hinauslaufen scheint. Die Änderung des Artikels 27 der mexikanischen Verfassung durch Präsident Salinas, in der die Weltbank einen ihrer wichtigsten Erfolge sah, beendete durch die Streichung des Begriffs »gesellschaftliches Eigentum« formell die Agrarreform sowie den Prozess der Redistribution des Landes und überließ die vormals kooperierenden Kleinbauern der Gnade der »Marktkräfte«. Infolge neuer gesetzlicher Schlupflöcher nahmen der Großgrundbesitz und das Eigentum transnationaler, zumeist us-basierter Agrarkonzerne substanziell zu. Die Zerstörung des *ejido*-Systems* und die großflächige Ersetzung der teilweise noch praktizierten (Beinahe-)Subsistenzwirtschaft durch kapitalintensive, export- und profitorientierte Landwirtschaft sind deutliche Anzeichen für die destabilisierenden Kräfte der Expansion des US-Kapitals. Die schnelle Vertreibung der ländlichen Bevölkerung, die in die großen Städte oder nordwärts in die USA zieht, übt zusätzlichen Druck auf die im städtischen Arbeitsmarkt gezahlten Löhne aus. Diese sozial zerrüttende Politik setzt öffentliche Dienstleistungen enormen Belastungen aus, indem sie traditionelle soziale Muster unterminiert. Die explosive Lage schuf die Voraussetzungen für ländliche Aufstände wie in Chiapas. Das veranlasste die Weltbank, mit Hilfe der Regierungen Salinas, Zedillo und Fox, zur Implementierung des Procampo-Notprogramms (heute in Kombination mit einem ähnlichen Programm

6 Diese Daten stammen von der Banco de México und der Bolsa Mexicana de Valores, *La Jornada*, 14. Februar 1994, 1. Vgl. auch Gutierrez (1994).

* Anm. d. Ü.: Das *ejido*-System basiert auf dem gemeinschaftlichen Besitz und – unter Umständen – der gemeinschaftlichen Nutzung von Acker- und/oder Weideland, zumeist durch eine dörfliche Gemeinschaft, und ist vergleichbar mit der noch heute in Süddeutschland und der Schweiz existierenden Allmende.

namens Conmigo), welches unter anderem die Notlage der Bauern lindern sollte, tatsächlich aber vor allem die Verluste an Wählerstimmen neutralisierte, welche die regressive Politik für die jeweilige Regierungspartei, zunächst die PRI und jetzt die PAN, mit sich brachte.⁷

Einem vertraulichen Dokument zufolge, das von Wirtschaftsexperten, die für die US-Botschaft in Mexiko arbeiten, erstellt und der Lokalpresse zugespielt wurde, ist »Procampo gedacht zur Linderung der Leiden der Bauernschaft während des Übergangs zu offenen Märkten [...]. Die Privatisierung der Landwirtschaft hatte plötzliche katastrophale Konsequenzen für die mexikanische Landbevölkerung«, die den Botschaftsexperten zufolge »keine Chance hat, sich derart zu modernisieren, dass sie im Rahmen der NAFTA wettbewerbsfähig wäre« (Domville 1994, 20). Die Dynamik der imperialen Präsidentschaft ist in diesem Fall offensichtlich: Zwar erkennt jenes Dokument die Tatsache an, dass die von Salinas exekutierte Agrarpolitik der Weltbank »zur sozialen Instabilität beigetragen und damit der zapatistischen Guerillabewegung Vorschub geleistet hat«, aber es sagt auch, dass »die Regierung in einem Wahljahr verpflichtet ist, die Probleme ländlicher Regionen wenigstens zeitweise zu lindern, um den Vorteil zu behalten, den sie bei Wahlen in diesen Regionen traditionell genießt« (ebd.).

Im Gespräch mit einem Assistenten des US-Abgeordneten Richard Gephardt, der Chiapas Ende 1994 besuchte, beschrieb eine Indianerin die in der mexikanischen Landbevölkerung vorherrschende Verzweiflung folgendermaßen: »Sie haben uns nie etwas gegeben, jetzt aber, mit den Verfassungsänderungen, lassen sie uns nicht mal die Hoffnung.« Diese Aussage ähnelt denen zur Zeit des Regimes Porfirio Diaz'. Aber die durch das Neoporfiriato ausgeführte Außenpolitik der amerikanischen imperialen Präsidentschaft konzentriert sich auf kurzfristige Wirtschafts- und regionale Sicherheitsinteressen. So heben die erwähnten Botschaftsexperten beispielsweise hervor, dass US-Getreideexporteure sehr von den Agrikulturprogrammen der Weltbank profitierten, da deren Unvermögen, die lokale Produktion anzukurbeln, »kurzfristig größere Importe von us-amerikanischem Mais und Bohnen« begünstigte. Und da die Einschränkungen durch die Auflagen der Weltbank Mexiko daran hinderten, den zukünftigen Bedarf an Weizen, Hirse, Soja, Reis und Baumwolle zu decken, sei zu erwarten, dass »mittel- und langfristig die erhöhte Nachfrage nach diesen Gütern die nationalen Kapazitäten zu ihrer Produktion übersteigen wird, so dass Importe [aus den Vereinigten Staaten] entsprechend ansteigen werden« (zit. n. Domville 1994, 20).

Auf die sicherheitspolitischen Auswirkungen einer Strategie, die dazu tendiert, Millionen mexikanischer Bauern in nördlich und südlich der US-Grenze gelegene Städte zu drängen, antwortet heute eine in der mexikanischen Geschichte beispiellose Aufstockung der Militär- und Polizeietats sowie die ebenso beispiellose Gewährung

7 Die PRI, Partido Revolucionario Institucional, dominierte lange Zeit die mexikanische Politik. Die PAN, Partido Acción Nacional, ist die rechte Oppositionspartei, die die Wahlen im Jahr 2000 gewann.

von Militärhilfe, Training und Technologie für die Kontrolle der Stadt- und Landbevölkerung durch die USA. Beispiele für diese Technologie sind der tonnenschwere Textron-Wasserwerfer, der ca. 1500 Liter Wasser mit genügend Druck verschießt, um Menschenmengen umzuwerfen, das Cobra-Crowd-Control-Vehicle der Firma Customs Armoring aus Pittsfield, tausende Maschinengewehre, Hubschrauber und andere Waffen, die sowohl im Krieg gegen Drogen als auch in dem gegen Menschen – ganz offensichtlich ein Klassenkrieg – zum Einsatz kommen. Wir sehen hier die imperiale Präsidentschaft und das Neoporfriato mitten bei der Arbeit.

3. Abschließende Bemerkungen

In einem Interview vom Mai 1994 erklärte General James R. Harding, dass »illegale Einwanderung aus Mexiko in die USA heute als Bedrohung der nationalen Sicherheit gleichauf ist mit Drogenschmuggel und internationalem Terrorismus«, womit er viele Szenarien der »Home Land«-Strategie* der imperialen Präsidentschaft nach den Terrorattacken vom 11. September 2001 antizipierte.⁸

Den Krieg gegen den Terror als Vorwand nutzend, bat das US-Justizministerium unter John Ashcroft die Einwanderungsbehörde, ein 50 Jahre altes Gesetz wieder hervorzukramen und durchzusetzen, das in den USA lebende Ausländer dazu verpflichtet, Änderungen der Adresse innerhalb von zehn Tagen nach Umzug zu melden. Versäumnisse konnten mit Geldbuße oder gar Ausweisung bestraft werden. Dies betrifft alle Nicht-Staatsbürger, ob sie sich legal oder illegal im Lande aufhalten, und impliziert, dass Ausländer eher zum Terrorismus neigen als Einheimische (Navarette 2002, 13). Diese Politik verstärkt Vorurteile, indem sie sich speziell gegen Ausländer richtet, und drängt Einwanderer an den Rand der Gesellschaft. Die Bush-Regierung behauptet, die neue Politik werde die »Sicherheit der Grenzen erhöhen«, aber niemand weiß, wie das Schikanieren von Personen, die die Grenze bereits überquert haben, das leisten soll. In einer durch den 11. September veränderten Umwelt haben die destabilisierenden Auflagen von IWF und Weltbank in Verbindung mit us-amerikanischer Interessenverfolgung tiefgehende Konsequenzen für die bürgerlichen Freiheiten sowie das Verhältnis von Militär und Zivilgesellschaft, sowohl in Mexiko als auch in den Vereinigten Staaten. Mit Präsident Bushs Wunsch, der Kongress möge den Posse Comitatus Act von 1878 aufheben, der den Einsatz militärischen Personals zur Durchsetzung von Gesetzen im Landesinnern verbietet, betreibt die imperiale Präsidentschaft militärischen Autoritarismus und die Aushöhlung von Menschen- und demokratischen Bürgerrechten.

* Anm. d. Ü.: Der Autor spielt an auf das nach den Terroranschlägen von Präsident Bush eingerichtete Ministerium für »Homeland Security« (übersetzbar etwa mit »Heimatschutz«), in dem die verschiedenen Sicherheits- und Nachrichtendienste der USA unter einem Dach zusammengefasst werden sollen, um die Sammlung und Auswertung sicherheitsrelevanter Daten zu optimieren.

8 Der General wies auch auf die Notwendigkeit hin, »die Streitkräfte in Lateinamerika auf die Bekämpfung jeglicher Bedrohung der [nationalen und regionalen, sprich us-amerikanischen; J.S.-F.] Sicherheit vorzubereiten« (*El Financiero*, 20. Mai 1994, 44).

Die von der imperialen Präsidentschaft weltweit geförderte Einrichtung von ›Anti-Terror‹-Organen hat tiefgreifende Auswirkungen in Mexiko und Kanada, da die neue us-amerikanische Anti-Terror-Strategie annimmt, dass die Sicherheit des Landes nur durch die Stationierung us-amerikanischer Sicherheits- und Nachrichtendienste an mexikanischen und kanadischen Flug- und Seehäfen, Bahnhöfen und Überlandstraßen gewährleistet werden kann.

Das wirtschaftliche und politische Wohlergehen der amerikanischen Gesellschaft ist mit der ökonomischen und sicherheitspolitischen Falle verflochten, die Washingtons verdeckte Unterstützung des Neoporfiriato Mexikos erzeugt. Wirtschaftspolitik und Fehleinschätzungen der USA verursachen hier nicht in weit entfernten Ländern wie Vietnam, Chile oder Argentinien Unheil, sondern in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft. Die Straßen der Vereinigten Staaten sind das andere Ende eines Transmissionsriemens, der überträgt, wie die imperiale Präsidentschaft allerorts Arbeit und Einkommen, die Fundamente der Demokratie und die verfassungsmäßigen Rechte angreift – alles unter dem Vorwand, die USA befänden sich ›gegenwärtig‹ im Krieg gegen den ›Weltterrorismus‹. In diesem Krieg kann jedermann jederzeit ein Terrorist sein, was jeglicher legitimen gesellschaftlichen und politischen Opposition das Leben schwer macht. Der imperiale Autoritarismus und Militarismus der USA entfaltet sich in einer Zeit der vertieften kapitalistischen Strukturkrise. Diese Situation erzeugt untragbare soziale und ökonomische Kosten, wodurch den Möglichkeiten der imperialen Präsidentschaft, gesellschaftlichen Wandel global zu kontrollieren, enge Grenzen gesetzt werden. Damit sollten die sozialen Bewegungen gegen das kapitalistische System an Stärke gewinnen.

Literatur

- Bailey, Thoma A., *A Diplomatic History of the American People*, New Jersey 1980
- Brinton, Crane, *The Anatomy of Revolution*, New York 1938 (überarb. Ausg. 1965)
- Chandler, Alfred Jr., *The Visible Hand*, Cambridge/MA 1995
- Domville, Lucia, »Procampo, Instrumento del TLC. EU el Principal Beneficiario«, in: *El Financiero*, 28. April 1994
- Gutierrez, Elvia, »Retrosos en la distribución de la riqueza durante la actual administración«, in: *El Financiero*, 11. Februar 1994
- La Feber, Walter, *The American Age*, New York 1989
- ders., *The American Search for Opportunity. 1865-1913*, New York 1993
- Kolko, Gabriel, u. Joyce Kolko, *The Limits of Power*, New York 1972
- Magdoff, Harry, *Globalization. To What End?*, New York 1992
- Mészáros, István, *Beyond Capital*, London 1995
- Navarette, Ruben Jr., »The US Government Must Stop Hiding Behind War«, in: *The News*, 30. Juli 2002
- Saxe-Fernández, John, »The Chiapas Insurrection. Consequences for México and the United States«, in: *International Journal of Politics, Culture and Society*, 8. Jg., 1994, H. 2, 325-42
- Schlesinger, Arthur, *The Imperial Presidency*, New York 1973
- Sweezy, Paul, »More (or Less) on Globalization«, in: *Monthly Review*, 49. Jg., 1997, H. 4 (<http://www.monthlyreview.org/997pms.htm>, 04.04.05)
- Zinn, Howard, *A People's History of the United States*, New York 1990

Subimperialistischer Rassismus am Beispiel der Türkei

Die These, dass der ›Rasse‹-Diskurs sich in den fortgeschrittenen kapitalistischen Ländern durchgesetzt hat, ist ohne Zweifel zutreffend. In seinen Ausführungen über die Geschichte des Rassismus erläutert Leon Poliakov, dass es vor dem Begriff der ›Rasse‹ bereits rassistische Gefühle gegeben haben kann. Deswegen beginnt er seine Untersuchung mit dem ägyptisch-griechisch-römischen Altertum. Diese Vorgehensweise, die die alten Kulturen als Hintergrund für heutige westliche Zivilisationen untersucht, ist nicht zufällig. Auch wenn es in nichteuropäischen Kulturen nach Poliakov latente Spuren einer Feindseligkeit gegen den Anderen gibt, so ist diese

nur im Abendland in den Rang von mit einer wissenschaftlichen Aura umgebenen Dogmen erhoben worden. Nur im Abendland hat das Problem eine verhängnisvolle Wendung genommen, indem die Unterschiede in den Rang unabänderlicher, weil in der Ordnung der Natur und nicht der Kultur begründeter Phänomene erhoben wurden. Nur im Abendland war man schließlich imstande, Millionen von Menschen auf dem Altar der Rasse zu opfern. Bevor wir die Anzeichen für eine etwaige allgemeine Schuld beim Anderen suchen, müssen wir sie bei uns selber suchen, das heißt wir müssen den langen Weg unserer – nicht immer glücklich verlaufenen – Begegnungen mit anderen Kulturen nachzeichnen. (45f)

Wie man sieht, diskutiert Poliakov das Phänomen Rassismus verbunden mit den Begriffen Abendland, europäische Kultur und westliche Zivilisation. Wenn aber Rassismus zentral mit diesen Begrifflichkeiten verbunden wird, besteht eine Gefahr, die in einem Interview mit Alex Demirović erkennbar wird. Demirović antwortet auf die Frage: »Ist der Rassismus ein europäisches Phänomen?«:

Ganz offenkundig handelt es sich um ein europäisches Phänomen. Es gibt in einer Reihe von europäischen Ländern Parteien und Intellektuelle, die auf sehr ähnliche Weise fremdenfeindlich und neorassistisch argumentieren, die sich untereinander austauschen, ihre Strategien aufeinander abstimmen, wechselseitig voneinander lernen und auch gemeinsame Ziele verfolgen. (1993, 6)

Da Rassismus aber kein westliches Phänomen ist, sondern eine mit der kapitalistischen Produktionsweise entstandene Ideologie, muss man sich auch um die Untersuchung des Rassismus in den Ländern bemühen, in denen sich die kapitalistische Ökonomie erst in jüngerer Zeit durchgesetzt hat.

Durch die Expansionsbestrebungen fortgeschrittener kapitalistischer Länder wurden zunächst einheimische Völker in besetzten Gebieten (die Ureinwohner Amerikas, die Aborigines usw.) zu Opfern von Rassismus. Eine andere Kategorie von Menschen, die gleichfalls Opfer von Rassismus wurden, sind die im Zusammenhang mit der Suche nach billigen Arbeitskräften versklavten Afrikaner. Noch eine dritte Kategorie ist zu benennen. Wo Etienne Balibar über den »neuen Rassismus« spricht, beschreibt er diese Kategorie folgendermaßen: »Der neue Rassismus ist ein

Rassismus der Epoche der ›Entkolonialisierung‹, in der sich die Bewegungsrichtung der Bevölkerung zwischen den alten Kolonien und den alten ›Mutterländern‹ umkehrt und sich zugleich die Aufspaltung der Menschheit innerhalb eines einzigen politischen Raumes vollzieht.« (1990, 28) Da die Einwanderer der westlichen Länder jedoch nicht nur aus ehemaligen Kolonien kommen, ist Balibars Feststellung, dass sich in der Epoche der Entkolonialisierung die Bewegungsrichtung der Migrationsströme umgekehrt hat, eine eingeschränkte Sichtweise. Deswegen können als dritte Kategorie von Menschen, die Opfer von Rassismus wurden, die immigrierten Arbeiter gefasst werden, deren Herkunftsländer unberücksichtigt bleiben können. (Auch in dieser Hinsicht erweist sich die besondere Lage der europäischen Juden: sie lassen sich nicht in die vorgenannten Kategorien einordnen). Bei diesen klassischen Opferkategorien spielt der biologische Signifikant ohne Frage die Hauptrolle und stellt damit den kulturellen Signifikanten in den Schatten. Die Juden waren, wenn sie auch zu den erwähnten Opferkategorien nicht passen, zweifellos Opfer eines biologischen Rassismus, obwohl die Diskriminierung der Juden in der Geschichte grundsätzlich auf religiösen Vorurteilen basierte. In der Türkei sind beispielsweise Gruppen von Rassismus betroffen, die seit Hunderten von Jahren (annähernd 1000 Jahre) auf diesem Territorium leben. Doch das hindert die herrschende Nation nicht daran, in einem bestimmten Moment der Geschichte zur Waffe des Rassismus zu greifen. In einigen Stichpunkten möchte ich den Rassismus in der Türkei diskutieren. Weiterführend wäre es interessant, ob sich die Ergebnisse meiner Untersuchung zum Rassismus in der Türkei für andere subimperialistische Länder verallgemeinern lassen.

I.

Wichtig ist zunächst der Übergang der Türkei zum Nationalstaat, der sich von europäischen Entwicklungen weitgehend unterscheidet: die Gründung des Nationalstaats in der Türkei beruhte nicht auf den sich nach und nach entwickelnden kapitalistischen Produktionsweisen. Der türkische Nationalstaat wurde ausgehend von den Bemühungen und dem Programm einer Elite gegründet, die mit den Entwicklungen in Europa sehr gut vertraut war. Sie hielt die Existenz einer Bourgeoisie für den Nationalstaat für unentbehrlich und hat daher die Entwicklung einer solchen vorangetrieben. Diese Bemühungen wurden von der Umwandlung der türkischen Bauern muslimischen Glaubens zu ›Bürgern‹ begleitet. In der Türkei entstand der Nationalismus nicht parallel mit der Entwicklung einer kapitalistischen Klasse. Er wurde vielmehr von einer Gruppe Intellektueller getragen, die Anfang des 20. Jahrhunderts entstanden ist und die ihre Aktivitäten auf die Herausgabe von nationalistischen Zeitschriften konzentrierte. Die Beziehung zwischen dieser nationalistischen Gruppierung und der den Nationalstaat gründenden Führungsgruppe hatte viele verschiedene Dimensionen. Beide Gruppen übertrugen das, was sie über den europäischen Nationalismus wussten, auf die Türkei. Interessant ist dabei, dass die wichtigsten Personen, die zur Entwicklung des türkischen Nationalismus beigetragen

haben, nicht aus dem Zentrum, also aus der Hauptstadt des Osmanischen Reiches Istanbul, sondern aus der Peripherie stammten¹. Ebenso interessant ist die ethnische Herkunft der Gründer des türkischen Nationalismus. Um einige Beispiele zu nennen: Hüseyinzade Ali Bey und Ahmed Agaoglu (Agayef) waren Aserbaidschaner, die in Russland studiert hatten. Ismail Gasprinski war ein Krim-Tatar, der ebenfalls in Russland studiert hatte. Die zweitwichtigste Figur des türkischen Nationalismus, Ziya Gökalp, war aus Diyarbakir, also kurdischer Herkunft. Der eigentliche Schöpfer des türkischen Nationalismus, Yusuf Akçorin, stammte aus dem Wolgagebiet und war ebenfalls von tatarischer Abstammung (er kam sechs Jahre nach Lenin in Simbirsk zur Welt). Für die späteren Jahre ist Moiz Kohen – mit dem türkischen Decknamen Tekin Alp – zu nennen, der jüdischer Herkunft war.

Die auf die Türkei übertragenen nationalistischen Theorien waren Grundlage des türkischen Nationalismus. Auch die rassistischen Theorien in der Türkei wurden nicht von einheimischen Intellektuellen entwickelt. Um 1860 übertrug der erste

1 Dieses Phänomen kann zusammen mit Benedict Andersons Gedanken über ›Criollo Vorläufer‹ betrachtet werden: ›Criollo‹ wurden Leute von theoretisch rein europäischer Abstammung genannt, die aber in Amerika geboren waren. Er untersucht, wie sich in der Criollo-Gemeinschaft Ende des 18. und Anfang des 19. Jh. der Gedanke einer Nation entwickeln konnte, während sich in einem Großteil Europas dergleichen noch nicht aufzeigen ließ. Anderson versucht dies mit einem Gedanken des Anthropologen Victor Turner über ›Wallfahrt zum Zentrum‹ zu erklären. Eine ›Wallfahrt‹ bewirkt bei den verschiedenartigsten Gruppierungen, dass sie sich als ›Wir‹ erkennen. Turner unterscheidet religiöse, politische und militärische Wallfahrt, wobei für uns hier nur die politische und die militärische Wallfahrt von Interesse sind. Anderson erklärt die politische Wallfahrt folgendermaßen: Die Beamten einer Monarchie haben einen festgelegten Werdegang. Sie arbeiten zunächst in verschiedenen Städten und in verschiedenen Bereichen. Danach erst kommen sie in die Hauptstadt, um dort den ›Dienst A‹ als Gipfel ihrer Karriere zu verrichten. Dies ist das Ende ihrer politischen Wallfahrt. Dieser Werdegang hatte nach Anderson keine Gültigkeit für die Criollo-Beamten in Amerika, deren politische Wallfahrt aufgrund ihres Geburtsortes bestenfalls in einem Dienst in der Hauptstadt der Kolonie enden konnte. Eine solche diskriminierende Politik bewirkte, dass die Kolonie im Laufe der Zeit als Vaterland empfunden wurde. – Wenn man Andersons Gedanken auf die türkischen Nationalisten überträgt, ergibt sich Folgendes: die türkischen Intellektuellen, die in den Herrschaftsgebieten Rußlands lebten, konnten ihre Wallfahrt nicht in der Hauptstadt Moskau vollenden. Ihre beste Möglichkeit war, sich zur Hauptstadt des osmanischen Imperiums, Istanbul, zurückzuziehen. Auch in Istanbul hatten sie keine Chance, an dem routinierten Werdegang der politischen Wallfahrt teilzunehmen. Demgegenüber konnten die osmanischen Beamten, die in der Hauptstadt Istanbul ihren Karriere-Gipfel innerhalb der dortigen Routine erreichten, keine wagemutigen, neuartigen Gedanken entwickeln, die zu Neuerungen hätten führen können. Währenddessen hatte der Militär-Kader, der später zum Gründer des Nationalstaats wurde, seine militärische Wallfahrt. Zweifelsohne lag auch hier der Gipfel der Wallfahrt in der Hauptstadt Istanbul. Die türkischen Intellektuellen, die aus russischem Herrschaftsgebiet kamen, konnten aufgrund von internen Regelungen im Werdegang einer militärischen Karriere auch nicht an der militärischen Wallfahrt teilnehmen. Die einzige und vernünftige Möglichkeit der türkischen Intellektuellen aus russischem Herrschaftsgebiet war, sich im publizistischen Bereich zu organisieren, um mit der Veröffentlichung von Zeitschriften diejenigen Beamten zu beeinflussen, die ihre politische oder militärische Wallfahrt machten. Die Tatsache, dass diese türkischen Intellektuellen außerhalb des Wallfahrts-Prozesses standen, hinderte sie möglicherweise auch daran, Führungspositionen im neuen Nationalstaat einnehmen zu können. Sie gingen ausschließlich als wichtige nationalistische Theoretiker im Gründungsprozess des Nationalstaats in die Geschichte ein.

türkische rassistische Theoretiker Ali Suavi die Ansichten Gobineaus: Nach Suavi sind die Türken erstens in politischer, militärischer und zivilisatorischer Hinsicht anderen ›Rassen‹ überlegen, zweitens übertrifft die türkische Sprache die europäischen Sprachen insofern, als sie die reichhaltigste und vollkommenste Sprache der Welt sei. Drittens haben die Türken nach Suavi die islamische Zivilisation begründet. Die Gedanken Suavis blieben aber Theorie und hatten keine Auswirkung auf das praktische politische Leben. Einflussreiche rassistische Theorien kamen erst in der Phase der Entstehung einer kapitalistischen türkisch-muslimischen Klasse auf. Im Osmanischen Reich gab es 1908 nur 200 000 Arbeiter. Von den 1913 vorhandenen 250 Industriebetrieben gehörten 10 % Ausländern, die nicht Bürger des Osmanischen Reiches waren, 50 % Griechen, 20 % Armeniern, 5 % Juden und 15 % muslimischen Türken. Der Werdegang zu einem Nationalstaat war zugleich ein Prozess, in dem das Vermögen der Griechen, Armenier und später auch der Juden in den Besitz der muslimischen Türken überging. Der 1919 in unmittelbarem Anschluss an den Ersten Weltkrieg begonnene nationale Unabhängigkeitskrieg brachte auch die Verdrängung beinahe aller Griechen aus dem Industriebereich mit sich. Dass Griechenland zu jenen Ländern gehörte, mit denen die Türkei Krieg führte, diente zur Legitimation. Die Liquidation der Armenier wurde mit der historisch tradierten Feindschaft gegen sie und ihrem Aufstand gegen das Osmanische Reich legitimiert. Diese Argumentationen stützten brutale Methoden der Entkapitalisierung der Griechen und insbesondere der Armenier. Legitimationsprobleme hatte man dagegen in Bezug auf die Juden, die das Osmanische Reich bis dahin in jeder Hinsicht unterstützt hatten. Die 1492 aus Spanien vertriebenen und vom Osmanischen Reich aufgenommenen Juden nahmen in jedem Bereich der Wirtschaft führende Stellungen ein. Diese konnten sie zunächst sogar noch ausbauen, da durch die vorangegangene Verdrängung der Armenier und Griechen, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts einsetzte und bis in die 1970er Jahre hineinreichte, ein ökonomisches Vakuum entstanden war, das die Juden schneller als die türkischen Muslime auszufüllen in der Lage waren. Durch diesen Prozess wurde die Rolle der Juden in der türkischen Ökonomie kurzfristig gestärkt. Daher war die Legitimierung der Beschlagnahme jüdischen Kapitals nicht so einfach. Sie wurde schließlich mit einer rassistischen Ideologie begründet, die es in dieser Form sonst nur in Europa gab. Die ohnehin begrenzte Anzahl jüdischer Intellektueller verstand die wirklichen Gründe für den sie betreffenden Rassismus damals nicht und führte ihn stattdessen auf eine übertriebene Hitler-Bewunderung zurück. Aus den rassistischen Veröffentlichungen jener Zeit geht aber hervor, dass der eigentliche Beweggrund für den Antisemitismus darin lag, die Machtposition der Juden in der türkischen Wirtschaft zu brechen. In Istanbul z.B. wurde die Schuhfabrik eines Juden zur Zielscheibe des Rassismus. Man begründete den Angriff damit, dass durch diese Fabrik Tausende von türkischen Handwerkern ihre Arbeit verlieren und bis zu einer Million Menschen in Not und Elend geraten würden.

Wie ich oben erwähnt habe, gingen u.a. gobineausche Gedanken in die Entwicklung der Theorie des türkischen Rassismus ein. Ähnlich wurde antisemitisches Gedankengut insbesondere aus Deutschland übernommen und in der Türkei angewandt.

In den 1930er Jahren gab es in der Türkei einige antisemitische Schriften. Die interessanteste unter diesen Veröffentlichungen ist die von Cevat Rifat Atilhan, der in Izmir eine Zeitung namens *Anadolu* (dt.: Anatolien) herausgab. Nachdem diese Zeitung verboten wurde, ging er nach Deutschland und wurde dort monatelang von Julius Streicher² als Gast aufgenommen. In der von Streicher herausgegebenen Zeitschrift *Der Stürmer* wurde am 18. August 1934 ein langer Aufsatz über Atilhan veröffentlicht. Dieser sammelte während seines Aufenthalts in Deutschland antisemitisches Material und kehrte damit und mit dort erhaltenen Geldern in die Türkei zurück. Daraufhin begann er, eine Zeitschrift namens *Milli Inkılap* (dt.: Nationale Revolution) herauszugeben. Sie sah sowohl inhaltlich als auch äußerlich wie eine Kopie des *Stürmers* aus, lediglich leicht den türkischen Verhältnissen angepasst. Sogar die Karikaturen wurden übernommen. Die von dieser Zeitschrift unternommenen Provokationen führten dazu, dass die in Thrakien lebenden Juden angegriffen wurden. In der Folge mussten sie ihre Häuser verlassen und flohen nach Istanbul.³ Die entstandene antisemitische Atmosphäre bot die Gelegenheit, das sogenannte Gesetz zur ›Vermögenssteuer‹ 1942 zu verabschieden, das den Minderheiten besonders hohe Steuern auferlegte. Diese waren nahezu unbezahlbar, so dass die Betroffenen ihren gesamten Besitz veräußern mussten, um die Steuer zu entrichten. Wer die Steuer nicht aufbringen konnte, wurde zur Zwangsarbeit entsandt. Das Gesetz ermöglichte so die nahezu vollständige Beschlagnahmung des bis dahin noch verbliebenen Kapitals der Minderheiten durch den Staat. Dies führte dazu, dass die Zahl der Juden, die in der Türkei leben, heute nur bei 25 000 liegt, während es in den 1920er Jahren noch 150-200 Tausend waren.

II.

Der biologische Signifikant ist nicht das eigentliche Merkmal des türkischen Rassismus.⁴ Dies gilt insbesondere für den gegen die Kurden gerichteten Rassismus. Die Situation der Kurden in der Türkei lässt sich mit einem Gedanken Poliakovs zum Antisemitismus beschreiben:

Im Gegensatz zu dem gegen Schwarze und Indianer gerichteten Rassismus, entstand der Antisemitismus nicht aus einer großen, an der äußeren Erscheinung ablesbaren Verschiedenheit, sondern aus der Gefahr der Homogenisierung und des Fallens alter sozialer und juristischer Schranken zwischen Juden und Nicht-Juden. (1992, 116)

-
- 2 Streicher gehörte zu den führenden Figuren in der NSDAP und war der Gründer der Zeitschrift *Der Stürmer*. An der Zerstörung der Nürnberger Synagoge hat er persönlich teilgenommen. Er wurde 1945 verhaftet und 1946 hingerichtet.
 - 3 Cevat Rifat Atilhan schreibt in seinem Buch *Türk Oglu! Düşmanını Tanı!* (1966, dt.: Türkensohn! Erkenne deinen Feind!), dass er die Verantwortung für die 1934 unternommenen Angriffe gegen Juden in Thrakien und am Bosphorus übernehme. Er erklärt, dass diese Angriffe durch seine den Nationalismus propagierenden Schriften verursacht wurden.
 - 4 Der balibarsche Gedanke, dass der kulturelle Rassismus ein wesentlicher Teil des Neo-Rassismus ist, ist für die Türkei nicht zutreffend, wo Rassismus schon immer grundsätzlich auf kulturellen Signifikanten basierte.

Während bei der Diskriminierung der Juden die Zugehörigkeit zu einer anderen Religion eine wichtige Rolle spielt, ist dies in Bezug auf die Kurden nicht der Fall, da Türken und Kurden überwiegend der gleichen Religion angehören. Stattdessen wird der religiöse durch einen wirtschaftlichen und nationalen Diskurs ersetzt, der Argumente für einen gegen die muslimischen Kurden gerichteten Rassismus liefert. Das kurdische Volk wurde vom türkischen Staat zum einen unterdrückt, zum anderen wurde seine eigene Identität verleugnet. In der offiziellen Politik der herrschenden Klasse zur Kurdenfrage wurde schlichtweg erklärt, es gäbe gar kein eigenständiges kurdisches Volk. In theoretischer Untermauerung dieser These behauptete man, die Kurden seien eigentlich ein türkisches Bergvolk. In praktischer Hinsicht bedeutete dies eine Zwangsassimilation der Kurden. Um diese Assimilation voranzutreiben, wurden Institutionen gegründet (z.B. viele türkische Internatsschulen im kurdischen Gebiet) und diverse Gesetze erlassen. Obwohl diese Politik über einen langen Zeitraum andauerte und die Maßnahmen mit Vehemenz durchgesetzt und verwirklicht wurden, gibt es heute dennoch weiterhin die Forderung nach einer eigenen ethnischen Identität seitens der Kurden. Diese Forderung wird auf türkischer Seite mit einem zunehmenden Nationalismus beantwortet, der seinerseits von Rassismus begleitet ist. Der Rassismus hat hier zweifellos die Funktion, die ihre eigene Identität weiterhin einfordernden Kurden zu unterdrücken.

Die Diskriminierung der Aleviten in der Türkei lässt sich noch stärker mit den Praktiken vergleichen, mit denen die europäischen Juden diskriminiert wurden. Sie zeigt in diskursiver und praktischer Hinsicht Ähnlichkeiten mit dem Rassismus, den wir in Europa zu sehen bekommen haben (z.B. die Aussage, dass die Juden zu Ostern christliche Kinder opfern, ist vergleichbar mit der, dass die Aleviten während ihrer religiösen Zeremonien die Kerzen auslöschten und, ohne zwischen Vater, Mutter oder Geschwistern zu unterscheiden, miteinander schlafen). Wie auch schon bei den Juden trägt die Diskriminierung der Aleviten die Spuren eines geschichtlichen Hintergrunds: Der osmanische Sultan Yavuz Selim (Soliman) ließ 40000 Aleviten ermorden, bevor es zum Krieg zwischen ihm und dem Aleviten Schah Ismail kam. Der Grund für diesen 1514 begonnenen Krieg liegt nicht – wie manche Historiker meinen – darin, dass Sultan Yavuz Selim verhindern wollte, dass das Osmanische Reich seitens der Aleviten von hinten angegriffen würde. Der wirkliche Grund des Krieges und des Massakers an den Aleviten liegt darin, dass diese ein ökonomisches System zu entwickeln begannen, das eine Gefahr für das bestehende der Osmanen darstellte. Nicolae Jorga beschreibt die Bestrebungen des Schah Ismail für eine neue Gesellschaftsordnung folgendermaßen:

Des Weiteren vertrat Ismail, als Schah der wahren Gläubigen, die volkstümlichen Forderungen freigebigster Almosenausteilung, einfachen gemeinsamen Lebens und wahrer Freiheit jedes Moslems; die Verbote der Sunniten, Schweinefleisch zu essen und Wein zu trinken, wurden als pharisäische Zusätze zur ehrwürdigen und authentischen Lehre des Korans betrachtet und als lächerlich verworfen. (1990, 253)

Geld, Gehalt, Rangordnung, Disziplin und Befehl kamen keine Bedeutung im Gesellschaftssystem Ismails zu, womit es in scharfem Gegensatz zu dem der Osmanen stand. Wie bekannt ist, gründete sich ein Großteil des osmanischen Haushaltes auf das Eintreiben von Steuern. Betrachtet man den Sachverhalt von dieser Seite, so wird deutlich, dass Schah Ismails Gesellschaftsordnung mit dem osmanischen System konkurrierte. Die durch den Sultan ermordeten alevitischen Bauern waren im Begriff gewesen, zu einem neuen wirtschaftlichen Programm überzugehen, dass den anderen im Osmanischen Reich lebenden Aleviten als Beispiel hätte dienen können.

Die spezifischen Hintergründe der Diskriminierung der Aleviten und das Massaker an ihnen können mit den historischen Hintergründen des Völkermordes an den Juden in Europa verglichen werden: Genauso wie sich in der europäischen Geschichte der Juden Hass vor dem Hintergrund der ökonomischen Rolle der Juden entwickelte, so entwickelte sich die feindliche Gesinnung gegen die Aleviten in der osmanischen Gesellschaft vor dem Hintergrund der Bestrebungen der Aleviten nach einem neuen ökonomischen System. Die bis heute andauernde Diskriminierung der Aleviten lässt sich mit einer Äußerung von Poliakov zum mittelalterlichen Antijudaismus von einer biologisch begründeten Ausgrenzung unterscheiden: »Der mittelalterliche Antijudaismus [...] ist aber noch kein Antisemitismus oder Rassismus. Er stützt sich auf ausschließlich religiöse Kriterien und richtet seinen Hass nur gegen die Juden, die dem Glauben ihrer Väter treu geblieben waren« (1992, 57). In diesem Sinne ist die Diskriminierung der Aleviten kein Rassismus. Wie Memmi festgestellt hat, entstand der gegen Juden gerichtete Rassismus im modernen Sinne in dem Moment, als sich die Juden in Mitteleuropa als sozial emanzipierte, in ökonomischer Hinsicht konkurrierende Gruppierung formierten. Des Weiteren verfahren die sunnitischen Türken und sunnitischen Kurden bei der Diskriminierung der Aleviten vom gleichen Blickwinkel aus. Eine ähnliche sunnitisch-kurdisch/sunnitisch-türkische Solidarität ist heutzutage während des Fastenmonats Ramadan zu beobachten, die sich gegen die aufgrund ihrer religiösen Überzeugung nicht fastenden Aleviten richtet. Dies ist auch der Moment, in dem sunnitische Kurden und sunnitische Türken eine gemeinsame Identität entwickeln und einen gemeinsamen Feind finden. Jedoch wenn es um die Frage der *nationalen* Identität geht, bilden sunnitische Türken und alevitische Türken eine gemeinsame Front gegen die Kurden. Ein interessantes Beispiel, das sehr klar verdeutlicht, wie – um eine Feststellung Nora Räthzels aufzugreifen – die Unterdrückten auch selbst zu Unterdrückenden werden können.

Dass der auf biologische Eigenschaften hinweisende Rassismus in der Türkei nicht existiert, stellt Memmis Rassismus-Bestimmung in Frage: »Der Begriff Rassismus passt genau für die biologische Bedeutung, und ich schlage vor, ihn zukünftig ausschliesslich für den Rassismus im biologischen Wortsinne zu gebrauchen.« (1992, 121f) Er empfiehlt, alle anderen Praktiken der Diskriminierung mit dem Begriff Heterophobie zu fassen. Nimmt man Memmis Begriffsbildung als Referenz, dann müsste man sagen, es gäbe in der Türkei keinen Rassismus.

Mit dem Begriff der Heterophobie lässt sich zudem nicht erklären, wieso die eine Seite zweier seit tausend Jahren gemeinsam lebender Völker plötzlich vor der anderen Angst entwickeln sollte. Durch den Krieg zwischen kurdischen Organisationen und der türkischen Armee wird das Phänomen des Rassismus in der Türkei noch interessanter und komplizierter.

III.

Der Krieg in der Osttürkei verlangt die rasche Verbreitung einer nationalistischen Ideologie seitens der herrschenden Nation⁵ und der Nationalismus dient wiederum der Herausbildung von Rassismus. Dies alleine reicht aber für die Entstehung des anti-kurdischen Rassismus nicht aus. In dieser Hinsicht ist es hilfreich, sich eine Aussage von Memmi in Erinnerung zu rufen: »Als Rassenlehre entsteht er [der Antisemitismus] erst sehr viel später, zusammen mit der relativen sozialen Emanzipation der Juden in Mitteleuropa, d.h. mit dem Aufkommen der wirtschaftlichen Konkurrenz.« (1992, 153) Rassismus gegen Kurden zeigt sich in dem Moment, in dem der kurdische Arbeiter auf dem Arbeitsmarkt (in den Metropolen wie Istanbul, Izmir usw.) zum Konkurrent wird. Aber, wie oben erwähnt, drückt er sich nicht mit Hilfe biologischer Signifikanten aus (Kurden und Türken sind kaum voneinander zu unterscheiden). Man kann dies einen »kulturellen Rassismus« nennen. Und in dieser Situation findet der vom Staat geförderte nationalistische Diskurs seinen Widerhall. Er gewinnt die Funktion einer ideologischen Waffe, mit deren Hilfe der türkische Arbeiter seinen Konkurrenten auf dem Arbeitsmarkt aus dem Weg räumt. Ein Beispiel: In einer kleineren Stadt arbeiten kurdische Arbeiter in der Baubranche üblicherweise unter der Organisation eines türkischen Arbeitgebers in kleineren Gruppen. Bis hier besteht kein Problem. Zu rassistischen Äußerungen kommt es erst dann, wenn Kurden die Organisation der Arbeiter selbst übernehmen. Die kurdischen Arbeitgeber fühlen sich auf dem begrenzten Markt zur Preissenkung gezwungen, um überhaupt Arbeit beschaffen zu können. Dies führt auf dem zu Beginn von Türken beherrschten Arbeitsmarkt zum Einbruch der Preise. Die türkischen Arbeitgeber verlieren dadurch Aufträge. Dies ist ein Beispiel, das für Wallersteins These produktiv sein könnte: »Rassismus und Sexismus verfolgen die gleiche Absicht: die Menschen sollen innerhalb des Arbeitssystems bleiben und nicht aus ihm hinausgeworfen werden« (1990, 46). (Obgleich Wallerstein den Holocaust mit dieser Begrifflichkeit schwerlich erklären können wird.) Eigentlich will der türkische Arbeitgeber nicht, dass seine kurdischen Arbeiter wieder in ihre Dörfer zurückkehren.

5 Foucault verbindet seinen Begriff des »Staatsrassismus« mit einem ehemals unter klassischer Herrschaftsform existierenden Recht des Herrschenden, zu töten oder am Leben zu lassen. Dieses alte Herrschaftsprinzip, das heute nicht mehr existent wäre, wird nach Foucault in der heutigen bürgerlichen Gesellschaft durch den Staatsrassismus wieder aufgegriffen. Vor allem für die Kriegssituation ist dieser Gedanke für die Verhältnisse in der Türkei fruchtbar: zum einen wird der Rassismus in der Türkei grundsätzlich von Staatsseite erzeugt, zum anderen wird das Töten im Krieg durch den geschaffenen Rassismus zusätzlich legitimiert.

Er möchte vielmehr die Löhne und Preise weiterhin selbst bestimmen. Die rassistischen Äußerungen, die aus der hier beschriebenen Arbeitsmarktsituation hervorgehen, konvergieren mit denen des Staates gegen die kurdischen Kämpfer.

IV.

Die Kurden als unterdrücktes Volk konnten keine eigene kulturelle Identität einfordern, sie mussten das staatliche Programm zur zwangsweisen Assimilation hinnehmen und als billige Arbeitskräfte zur Verfügung stehen. Als sie die ihnen zugeordnete Rolle nicht mehr akzeptieren wollten, kam es zu einer vom Staat entwickelten nationalistischen Propaganda. Diese wurde wiederum von den faschistischen Parteien mit großem Eifer aufgegriffen. Diese Atmosphäre eines aufsteigenden Nationalismus schafft eine Basis für Rassismus. Dass faschistische Organisationen rassistische Äußerungen als einen effektiven Weg ihrer Vergrößerungsstrategie ansehen, zeigt, dass sie das gemeinsame, verdrängte, geschichtliche Gedächtnis, sozusagen das Unbewusste des Volkes, sehr gut entziffern können. Die Geschichte des Osmanischen Reiches berichtet nämlich noch von anderen Völkern, die die ihnen gegebene Rolle gleichfalls nicht akzeptieren wollten. Der Apell an das Unbewusste eines Volkes wird somit durch Verweise auf die Vergangenheit gestützt. Dies ist umso leichter, als es sich hier nur um die Wiedererweckung einer in der Tiefe der Gesellschaft bereits vorhandenen Ideologie handelt. Die Kurden, die die ihnen gegebene Rolle nicht mehr akzeptieren, werden beschuldigt, »Diener [Knechte] der Armenier« zu sein. Indem so ein Zusammenhang der Kurden mit den Armeniern hergestellt wird, die gleichfalls die ihnen gegebene Rolle nicht übernehmen wollten, werden die Kurden selbst verurteilt. Wenn die kurdische Bewegung mit der armenischen Geschichte assoziiert wird, beinhaltet dies ferner eine versteckte Bedrohung: dass die Kurden das gleiche Schicksal erleiden könnten, welches vor ihnen schon die Armenier erlitten haben. Die in diesem Zusammenhang geäußerten rassistischen Bemerkungen basieren nicht auf biologischen, sondern auf kulturellen Signifikanten.

V.

Balibar betrachtet den Rassismus nicht als einen Ausdruck des Nationalismus, sondern als eine innere Ergänzung zu ihm. Diese Ergänzung sei die Vervollständigung der dem Nationalismus mangelnden universalistischen Ebene:

Denn der Rassismus präsentiert sich zugleich als universelles und partikulares Phänomen. Das Überschießende, also die Ergänzung, die er zum Nationalismus darstellt, hat die Tendenz, ihn zu universalisieren, d.h. seinen Mangel an Universalität zu korrigieren, und ihn zugleich zu partikularisieren, d.h. seinen Mangel an Spezifik zu korrigieren. (1990, 69)

Balibar erörtert diese These, die ich wichtig finde, nicht weiter. Im Folgenden führt er lediglich ein Beispiel zur Verdeutlichung an: »Und daher auch die Tatsache, dass ein rassistischer Signifikant über die nationalen Unterschiede hinausgehen und »transnationale« Solidaritäten organisieren muss, um wiederum die Wirksamkeit des

Nationalismus sicherzustellen. So hat der Antisemitismus auf *europäischer* Ebene funktioniert« (78). Balibar erklärt, daß jeder Nationalismus im Juden – als einem nicht-assimilierbaren, gleichzeitig kosmopolitischen, als Volk der Ursprünge und gleichzeitig Entwurzelten – einen Repräsentanten aller seiner Feinde gesehen hat. Während sich die europäischen oder euro-amerikanischen Nationen in einem harten Konkurrenzkampf um die koloniale Aufteilung der Welt befanden, waren sie sich gleichzeitig einig in einem Selbstverständnis, das Europa als Boden der ›modernen‹ Nationalstaaten, als Zivilisation begriff. Innerhalb der Konkurrenz bildete sich so eine Gleichheit heraus, die Gleichheit der ›Weißen‹. Folgt man diesem Gedankengang, so kann man sagen, dass die Europäer in der Kolonialisierung über ihre jeweiligen nationalen Identitäten hinausgehen und sich als ›Weiße‹ identifizieren. Bei genauerer Betrachtung fühlen sich die untereinander feindlich gesinnten ›Weißen‹ gegenüber den ›Nicht-Weißen‹ der gleichen Identität zugehörig. Die bestehende Feindseligkeit unter ›Weißen‹ kann demgegenüber nicht als Rassismus bezeichnet werden.

Balibar meint, dass sich ähnliche Entwicklungen auch hinsichtlich der universalistischen Ausdehnungen der arabischen Nationalität, der jüdisch-israelischen Nationalität oder der sowjetischen Nationalität aufzeigen ließen. An diesem Punkt zeigt sich eine Schwäche dieses Gedankens. Sobald man Balibars These, dass der Rassismus die dem Nationalismus fehlende Universalität liefere, auf konkrete Verhältnisse überträgt, scheint es, dass sie vielmehr eine europäische, eine westliche Sichtweise repräsentiert, deren Perspektive keine ausreichende Breite verspricht. Während sich z.B. ›Weiße‹ in den USA Schwarzen gegenüber rassistisch verhalten, fühlen sie sich in Übereinstimmung mit den ›Weißen‹ in Europa. Das Beispiel kann auch umgedreht werden: ›Weiße‹ in Europa können sich, während sie sich einem Türken oder Araber gegenüber rassistisch verhalten, mit den ›Weißen‹ aus den USA der gleichen Identität zugehörig fühlen. In dieser Hinsicht bildet der Rassismus Menschengruppen außerhalb der Nationalitätsgrenzen heraus, von denen angenommen wird, dass sie die gleiche Identität besitzen. Dass eine Gruppe von Menschen ausgegrenzt wird, nur weil sie sich von den anderen in gewisser Hinsicht unterscheiden, bedeutet zugleich, dass die anderen Menschen, die außerhalb der Nationalgrenzen leben und die Unterscheidungsmerkmale nicht besitzen, als zugehörig empfunden werden. Der Nationalismus dagegen ist nicht nur gegen das Hervorbringen eines solchen Gefühls, er empfindet dieses Gefühl auch als geradezu feindlich. Aber wie kann Balibars oben zitierte These gedeutet werden, wenn wir das Problem aus der Sicht der subimperialistischen Staaten⁶ betrachten? Ist es z.B. möglich, dass ein Marokkaner, der sich einem Berber gegenüber, oder ein Türke,

6 Der mit dem Beginn des Krieges in Afghanistan immer öfter zitierte Begriff ›Achsenstaaten‹ von Paul Kennedy kann mit dem von mir verwendeten Begriff ›subimperialistische Staaten‹ verglichen werden. Neben Eigenschaften wie Bevölkerungsgröße, geographische Lage und wirtschaftlicher Zustand und die Gelegenheit, größeren Handel zu betreiben, bildet für den Achsenstaat sein Einfluss auf die internationale Stabilität das wichtigste Kriterium. Kennedy

der sich einem Kurden gegenüber rassistisch verhält, sich mit einem ›Weißen‹ aus dem Westen zu gleicher Identität zugehörig fühlen kann? Ein solcher Gedanke klingt eher absurd, da Türken und Marokkaner selbst Opfer des ›weißen‹ Rassismus sind. Wie man sieht, ist in dieser Konstellation nicht nur der Kurde Opfer des türkischen Rassismus, sondern der gegen den Kurden rassistisch handelnde Türke und der Kurde sind gleichzeitig Opfer des ›weißen‹ Rassismus. Kann sich der Türke, der sich einem Kurden gegenüber rassistisch verhält, wegen seiner diskriminierenden Haltung irgendeiner Menschengruppe auf dieser Welt zugehörig fühlen? Eine positive Antwort auf diese Frage ist nicht möglich. Der Glaube an das Vorhandensein von Menschen außerhalb der Nationalgrenzen, mit denen Türken sich identifizieren können, entsteht nicht durch Rassismus, er ist vielmehr das Ergebnis eines unmittelbaren Nationalismus. Für einen Türken sind diejenigen Menschen, mit denen er außerhalb der Grenzen des Nationalstaats eine Identitätsgemeinschaft gebildet hat, wiederum Türken (z.B. Turkvölker in Mittelasien). Das heißt, dass Balibars These, die den Rassismus als die universalisierende Ergänzung des Nationalismus betrachtet, nicht unbedingt Gültigkeit für die subimperialistischen Staaten hat. Anstatt als eine universalisierende Komponente zu fungieren, führt der Rassismus in diesen Ländern zu einer Steigerung des Nationalismus und zu Introversion.

Literatur

Atilhan, Cevat Rifat, *Türk Oglu! Düşmanini Tani!*, Istanbul 1966

Balibar, Etienne, »Gibt es einen ›Neo-Rassismus?‹«, in: ders., u. I. Wallerstein, *Rasse, Klasse, Nation*, Hamburg-Berlin 1990, 23-38

ders., »Rassismus und Nationalismus«, in: ders., u. I. Wallerstein, *Rasse, Klasse, Nation*, Hamburg-Berlin 1990, 49-84

Demirović, Alex, »Rassismus, Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit: Interview mit Alex Demirović«, in: *Fremdeninfo*, Nr. 21, 1993

Jorga, Nicolae, *Geschichte des Osmanischen Reiches*, Bd. II, Frankfurt 1990

Memmi, Albert, *Rassismus*, Frankfurt 1992

Poliakov, Leon, *Rassismus. Über Fremdenfeindlichkeit und Rassenwahn*, Hamburg 1992

Wallerstein, Immanuel, »Ideologische Spannungsverhältnisse im Kapitalismus: Universalismus vs. Sexismus und Rassismus«, in: ders., u. E. Balibar, *Rasse, Klasse, Nation*, Hamburg-Berlin 1990, 39-48

betrachtet Mexiko, Brasilien, Algerien, Ägypten, Südafrika, Indien, Pakistan, Indonesien und die Türkei als Achsenstaaten. Natürlich muss hier die Frage beantwortet werden, wessen Achse der Achsenstaat ist. Ich bevorzuge deswegen anstatt des Begriffs Achsenstaat den politisch deutlichen Begriff ›subimperialistischer Staat‹.

Volkmar Sigusch

Die neosexuelle Revolution

Metamorphosen von Sexualität und Geschlecht

Als theoretisches, ästhetisches und moralisch-praktisches Problem ist ›Sexualität‹ Bestandteil einer profanen Kultur, die an der Schnittstelle entstand, die der Zerfall der religiösen Weltansicht und das Aufkommen der waren- und wissenproduzierenden Experimental- und Tauschgesellschaft im Abendland bildeten. Was vordem unreflektiert als Verkündigung oder Immerschonso zusammenfiel, brach auseinander. Die Trümmer, Selbstbewusstsein, Seele, Sexualität, wurden reflektiert und bildeten einen ganz anderen Schein. Als sich die epistemische von der religiösen Sphäre absonderte, entstand das Gefühl der Sexualität *als solcher*. Das war die Stunde von Erfahrungs-Seelenkunde, Psycho-Analyse und Sexual-Wissenschaft. Als kulturell-symbolische Form und als Begriff existiert *unsere* Sexualität also erst seit wenigen Generationen, und zwar nur im europäisch-amerikanischen Gesellschaftskreis als ein allgemein Durchgesetztes und isoliert Dramatisiertes (vgl. Sigusch 1988, 1989). Dass sich das Hauptwort ›Sexualität‹ weder in der Bibel noch bei Homer noch bei Shakespeare findet, ist für die Sexualwissenschaft kein Nebenbefund, sondern die Sache selbst. Erst im 19. Jahrhundert erhält die kulturelle Sexualform den ihr angemessenen Namen, einen Kollektivsingular, der die zahllosen Vorgänger von Amor bis Venus verschlingt. Erst dann wird das Adjektiv ›sexuell‹ wie das Adjektiv ›modern‹ in den europäischen Sprachen substantiviert: ›Sexualität‹ gibt es zuerst bei den Pflanzen, dann bei den Tieren, eine epistemische Mitgift, die nach wie vor kausale Schatten wirft.

Anders als in anderen Kulturen geht es in unserer Kultur seit zwei bis drei Jahrhunderten vorrangig um das materielle und manifeste und nicht um das immaterielle und spirituelle Befriedigen von Gier und Neugier. Leibhafte Bedürfnisse werden nicht wie in der europäischen Antike und im alten China maßvoll reflektiert begrenzt oder gar wie im alten Indien kunstvoll beseitigt; sie werden vielmehr maß- und kunstlos befriedigt, und zwar im Allgemeinen auf einem niedrigen Ritualitäts- und Reflexivitätsniveau, um nicht zu sagen: auf dem Niveau einer Kulturbeutel-Kultur. Solcherart abgespeist, bleiben Gier und Neugier präsent, können umstandslos jederzeit neu entfacht werden. Darauf aber kommt es in der experimentell-ökonomischen Tausch- und Wissensgesellschaft entscheidend an. Dieser Mechanismus des ebenso selbstsüchtigen wie kurzfristigen Befriedigens scheint das Geheimnis der Dauerhaftigkeit dieser Gesellschaftsformation zu umschließen. Ununterbrochen wird die scheinbar abgeschlossene Sexualform fragmentiert, um ihr neue Begierden und Bedeutungen zuschreiben, neue Bedürfnisse und Wissbarkeiten einpflanzen, neue Praktiken und Dienstleistungen abmarkten zu können.

In den Jahrzehnten nach der sexuellen Revolution der 1960er Jahre erfolgte in den reichen Ländern des Westens eine Metamorphose der Sexualität, die eher leise und langsam verlief, wenn von einigen öffentlichen Debatten und Skandalen abgesehen wird. Ihre symbolischen und realen Auswirkungen sind aber möglicherweise einschneidender als die der sexuellen Revolution der späten sechziger und frühen siebziger Jahre. Die enorme Transformation und Umwertung der sexuellen Sphäre, die seit den achtziger und neunziger Jahren erfolgt, nenne ich die *neosexuelle Revolution*¹ (Sigusch 1996, 1998a, 2001, 2005). Durch sie wird die alte Sexualität auseinandergelegt und neu zusammengesetzt. Dadurch treten Dimensionen, Intimbeziehungen und Sexualfragmente hervor, die bisher keinen Namen hatten oder gar nicht existierten.

Bei der Analyse des Strukturwandels der Sexualität als gesellschaftlicher Form interessieren mich weniger klassische empirische Daten zu Masturbations- oder Koitusfrequenzen als vielmehr die Frage, wie Begehren und Leidenschaft umkodiert und wohin sie verschoben werden: in alte oder in neuartige sexuelle Selbstbezüglichkeiten, in öffentliche sexuelle Inszenierungen, in heimliche E-Sex-Süchtigkeiten dank Internet und Cyberspace, in nonsexuelle Thrills oder in aggressive Aktionen, so dass sich möglicherweise Gewaltformen neben die Sexualformen stellen oder sie kulturell ablösen, weil die intendierte Erregung, die dann nicht mehr sexuell genannt werden könnte, von größer werdenden Menschengruppen nicht mittels ›Libido‹ und Verliebung, sondern mittels ›Destruo‹ und Hass erreicht wird.² Selbstverständlich gab und gibt es *gleichzeitig* sehr differente Zeit- resp. Strukturschichten der Sexualität. Gegenwärtig sind vor allem drei davon bedeutsam, die sich kombinieren und einander überlappen können: 1. die Schicht, die für die erste sexuelle Revolution am Beginn des 20. Jahrhunderts charakteristisch ist, mit der Freud (1905) konfrontiert war; 2. die Schicht, die für die zweite, teils kommerziell-antiautoritäre, teils regierungsamtlich-sozialliberale Revolution der 1960er und 70er Jahre typisch ist, und 3. die Schicht, die zur dritten oder neosexuellen Revolution der 1980er und 90er Jahre gehört. Diese Zeit- resp. Strukturschichten können zwar Generationen allgemein zugeordnet werden, nicht aber Individuen.

1 Die Vorsilbe *neo* scheint mir besonders geeignet zu sein, weil sie sowohl die schöpferische und neuartige wie die rückwärtsgewandte und totstellende Seite eines Vorganges assoziieren lässt: Neocortex, Neophyht, Neorama, Neologismus, Neoplasma, Neokolonialismus, Neoliberalismus usw. Von *Revolution* spreche ich, weil wir inzwischen wissen, dass Umwälzungen dramatisch oder undramatisch, schlagartig oder schleichend verlaufen können und dass sie nicht unbedingt in ein Reich der Freiheit führen. Vor allem aber habe ich diese Bezeichnung gewählt, weil die mit der Revolte von 1967/68 verbundene sexuelle Revolution, ein realer Mythos unserer jüngeren Geschichte, zwangsläufig als Maß genommen wird, sobald Umbrüche der Sexualkultur beschrieben werden.

2 Um Missverständnisse zu vermeiden, betone ich ausdrücklich die begrenzte Reichweite meiner These: Selbst dann, wenn die Strukturveränderungen der allgemeinen Sexualform wesentlich und auf einige menschliche Sicht sogar irreversibel zu sein scheinen, gestatten sie nicht den Schluss, alle Menschen reagierten jetzt »neosexuell«.

Was ist nun für die dritte, neosexuelle Revolution charakteristisch? Wenn wir an die Verheißungen der vorausgegangenen Revolte denken (vgl. Reiche 1988), fällt als erstes auf, wie sehr die hohe *symbolische Bedeutung*, die die Sexualität zur Zeit der 68er Bewegung hatte, seit etwa zwei Jahrzehnten wieder reduziert wird. Damals wurde die Sexualität mit einer solchen Mächtigkeit ausgestattet, dass einige Theoretiker davon überzeugt waren, durch ihre Entfesselung die ganze unfreie Gesellschaft stürzen zu können. Andere verklärten die Sexualität zur menschlichen Glücksmöglichkeit schlechthin. Generell sollte sie so früh, so oft und so intensiv wie nur möglich praktiziert werden. Monogamie und Reproduktion, Virginität und Treue, Abstinenz und Askese waren Auswurf oder Inbegriff der zu bekämpfenden Repression. Dass mit der »Emanzipation« neue und alte Zwänge und Ängste einhergingen, wollten die Propagandisten nicht wahrhaben. Heute ist Sexualität nicht mehr die große Metapher der Lust und des Glücks. Sie wird nicht mehr so stark überschätzt, ist eher eine allgemeine Selbstverständlichkeit wie Egoismus oder Mobilität. Während die alte Sexualität positiv mystifiziert wurde als Medium der Befreiung, als Rausch und Ekstase, wird die neue negativ mystifiziert als Quelle und Tatort von Unfreiheit, Ungleichheit der Geschlechter, Gewalt, Missbrauch und tödlicher Infektion. Während für die »Paläosexualität« Trieb, Orgasmus und die Liebe des heterosexuellen Paares kennzeichnend waren, bestehen die »Neosexualitäten« vor allem aus Geschlechterdifferenz, Selbstliebe, Thrills und Prothetisierungen.

Könnte als Elementarform der patriarchalen Gesellschaft der *Sexus potior* mit dem Generalobjektiv³ Sexismus bezeichnet werden und als Elementarform des marxischen Kapitalismus die Ware mit dem Generalobjektiv Tausch, tritt in der postfordistischen Gesellschaft die Elementarform Wissen hinzu mit dem Objektiv Ver- und Entstofflichung, das ich *Hylomatie* nenne (Sigusch 1997), ein Objektiv, durch das die alten Grenzen zwischen Natur und Gesellschaft niedergerissen, Leben und Tod umgeschrieben und durch einerseits autopoietische, andererseits autodestruktive Prozesse in die perennierende Metamorphose getrieben werden. Die

3 Apropos *Objektiv*: An die Theoriestelle des diskursiven Ereignisses (»événement discursif«), das bereits transsubjektiv, d.h. subjektüberschreitend ist, tritt beim mittleren Foucault in der Genealogie und Analytik der Macht das »dispositif« (vgl. z.B. Foucault 1977, 35). Darunter ist eine jeweils historisch spezifische Machtstrategie zur Integration von diskursiven (Aussageformationen) und nichtdiskursiven Praktiken (Inhaltsformationen institutioneller, ökonomischer, sozialer, politischer usw. Art) zu verstehen, eine Integration von Innen (das Gleiche) und Außen (das Andere, das Schweigen). Die konkrete Gestalt des Dispositivs wird nicht philosophisch, sondern sozialgeschichtlich bestimmt. Weil ich die hinter Foucaults Theorem des Dispositivs stehende Philosophie der Macht, die nicht zuletzt den Faden der Kritik der politischen Ökonomie abreißen lässt, nicht mittransportieren möchte, spreche ich von »Objektiven« und nicht von »Dispositiven«. »Objektiv« nenne ich eine gesellschaftliche Installation, in der sich materiell-diskursive Kulturtechniken, Symbole, Lebenspraktiken, Wirtschafts- und Wissensformen auf eine Weise vernetzen, die eine historisch neuartige Konstruktion von Wirklichkeit entstehen lässt. Da sich diese Installationen, einmal etabliert, aus sich selbst heraus generieren, imponieren sie in eher alltagssoziologischer Betrachtung als Sachzwänge, denen nichts Wirksames entgegengesetzt werden kann, und in eher alltagspsychologischer und ethisch-rechtlicher Betrachtung erscheinen sie als Normalität und Normativität, die einzig in der Lage sind, Ordnung, Ruhe und Sicherheit zu garantieren.

Objektive, mit denen ich analysiere, heißen also Tausch und Hylomatie, Sexismus und Rassismus, wobei der Rassismus bei uns noch nicht so erkennbar und wirksam ist wie beispielsweise in den USA. Diese Objektive halten die Gesellschaften des Westens trennend zusammen. Ohne sie ist kein Begriff von Gesellschaft denkbar, folglich auch kein Begriff von Sexualität.

Dass von der deutschsprachigen Sexualwissenschaft die Kritik der politischen Ökonomie einschließlich moderner Ansätze links liegen gelassen wird, ist verwunderlich und angesichts des Fetischcharakters der gesellschaftlichen Elementarformen wiederum auch nicht. Denn die sind keine abstrakten Ideen des Bewusstseins, sondern dialektisch in dem eminenten Sinne, dass sie Bewusstsein produzieren. Dadurch wird Äußeres zu Innerem, und der zu ›Kräften des Marktes‹, die natürlich eine Sexindustrie hervorbringen, heruntergedachte Kapitalismus oder der zu naturalen Unterschieden verharmloste Sexismus sind so selbstredend, dass es einer enormen Anstrengung bedarf, ihre Fraglosigkeit zu hinterfragen. Es ist schon merkwürdig: Die Frage zum Beispiel, ob *Énoncés*, Foucaults Diskursmomente, logische Propositionen oder grammatische Sätze oder normierte Sprechakte oder distinktive Zeichen sind, ob sie als reine Möglichkeitsbedingungen oder reale Kausalitätsbeziehungen oder als so etwas wie Existenzfunktionen zu begreifen sind, bewegte in den letzten Jahrzehnten viele kluge Köpfe. Zugleich galten Theorie und Kritik des Kapitalismus als megaout, obgleich die Gesellschaft, in der wir leben, ja die Welt immer kapitalistischer wurde.

Seit dem Kollaps des Staatssozialismus scheinen Freiheit und Egoismus historisch endgültig kongruent zu sein. Das kapitalistische Wirtschaften schöpft seine Werte aus sich selbst, gilt als sakrosankt, ist zur Alltags- und Staatsreligion geworden. Seit der Krise des sogenannten Fordismus ist aber nicht mehr zu übersehen, dass selbst bei uns Millionen Menschen nicht einmal mehr als bereits existenziell reduzierte Arbeits-›Kräfte‹ benötigt werden, die sich bereitwillig aussaugen lassen. Nicht mehr zu übersehen ist auch, worauf die neue Regulationsweise hinausläuft: fortschreitende ökonomische Funktionalisierung und soziale Desintegration, zunehmende Atomisierung der Gesellschaftsindividuen im Gewand der Pluralität.

Sexual- wie geschlechtertheoretisch muss endlich wieder zur Kenntnis genommen werden, dass wir nach wie vor im Kapitalismus leben (Sigusch 1998b). Die Geburt unserer Sexualität und unserer Liebe aus dem Geist des Kapitalismus kann im Ernst niemand bestreiten. Als der Kapitalismus Ideen, Produktivkräfte und Technologien entfesselte und seine Märkte, Zerstreuungen und Lebenserleichterungen installierte, wurde der Daseinswille vieler entzündet wie nie zuvor. Die reproduktive und die sexuelle Sphäre traten wie andere menschliche Vermögen ins Zentrum, wurden als solche erstmalig herausgestanzt, um sie zu beherrschen, zu erweitern, zu benutzen und zu prophetisieren. Der Kampf um Geburtenregelung, freie Liebe, sexuelle und geschlechtliche Emanzipation begann, sodass der hellhörige Hegel am Ende des 18. Jahrhunderts ein ›Großes Seufzen‹ registrierte. Weil der Kapitalismus trotz aller Umbrüche seine Grundstruktur nicht verändert hat, treffen die Kernthesen der marxsschen Kapitalanalysen nach wie vor ins Schwarze. »Der tote Hund beißt noch«,

schrieb Barbara Sichtermann (1990), und tatsächlich geht der Biss immer noch durch bis auf die Knochen. Wenn ich von Sexualformen spreche, soll durchaus an Waren- und Bewusstseinsformen gedacht werden. Ganz bewusst spreche ich von der »Diversifikation der Intimbeziehungen« oder von »Lean sexuality«, denn die Metamorphosen der Sexualität sind ohne einen Begriff von Gesellschaft, in dem das Objektiv Tausch zentral steht, nicht zu begreifen.

Theorem der Hylomatie

Ein allgemeines, längst zur fest installierten Struktur gewordenen Objektiv, das bereits von der marxischen Kritik der politischen Ökonomie ebenso antizipiert wird wie von der luhmannschen Systemtheorie angedeutet, von ihnen aber wegen ihres ökonomischen oder funktionalistischen Reduktionismus und wegen ihrer optimistischen Folgesetzungen nicht begriffen werden kann, habe ich in ersten Versuchen eindimensional pessimistisch mit dem Wort *Verstofflichung* zu bezeichnen versucht (1984, 1989). Heute denke ich, ein Terminus wie *Hylomatie*, in dem Worte des Lebens und des Todes, der Selbstbewegung, Raserei und Stillstellung (wie Stoff, Automation oder Manie) aufscheinen, ruft den Prozess, der bezeichnet werden soll, dialektischer beim Namen, weil die Verstofflichung von Menschen mit der Entstofflichung von Dingen und die Entstofflichung von Menschen mit der Verstofflichung von Dingen einhergeht, weil es nicht nur abbauende, reduktive, totstellende und vernichtende, sondern auch aufbauende, vermehrende, erweiternde und lebensspendende Ver- und Entstofflichungen gibt und weil der mehrdimensional unschöne Neologismus Hylomatie das Neo-Logische, Auto-Matische, Insichselbstlaufende des Prozesses betont.

Eine Theorie der Hylomatie müsste sowohl Theoreme der Autodestruktion, die vor allem Anders und Adorno entwickelt haben, wie Theoreme der Autopoiesis fortdenken, die vor allem Marx und Luhmann entfaltet haben. Denn Hylomatie ist beides: subjektlose Selbstfortsetzung wie subjektlose Selbstvernichtung, wobei deren einerseits produktiv-erhaltende, andererseits unproduktiv-vernichtende Mechanismen über die epistemische, ökonomische und objektivale Sphäre miteinander dialektisch vermittelt sind, aber »automatisch« ablaufen. Als sogenannte Sachzwänge, angeblich apriorische Dichotomien, angeblich gesichertes Wissen und angebliche wissenschaftliche Standards sind sie dem Willen der Einzelnen systematisch entzogen. Von den Menschen her gesehen, läuft Hylomatie vor allem auf Verstofflichung hinaus, indem ihnen einst zugesprochene Lebendigkeit, Beweglichkeit, Autonomie und Eigendynamik an die Dinge, nicht zuletzt an die Warendinge, übergehen, die jetzt ein »Eigenleben« führen. Von den Dingen her gesehen, läuft Hylomatie vor allem auf Entstofflichung hinaus, indem sie jetzt über Qualitäten verfügen wie »Liebreiz« (Marx), Sex-Appeal, Kommunikabilität, Kreativität, Reproduktivität und Destruktivität, die ihnen von der Subjektphilosophie abgesprochen worden sind. Hylomatie ist also zugleich eine Vermittlungskategorie – im Blick auf die erwähnten Theoreme und im Blick auf

die Prozesse, die für die moderne Gesellschaft charakteristisch sind: unablässige Metamorphosen von Leben und Tod, durch die Lebendiges totgestellt und Totes verlebendigt wird, durch die Leben und Tod, Natur und Gesellschaft ineinander übergehen. Die Dialektik dieser Gesellschaft fängt die Kategorie der Ver- und Entstofflichung eher ein als die allzu ›weiße‹ Kategorie Autopoiesis und die allzu ›schwarze‹ Kategorie Autodestruktion.

Aus der Vielzahl der miteinander vernetzten Prozesse, die die neosexuelle Revolution ausmachen und Neosexualitäten hervorbringen, greife ich drei heraus: die Dissoziation der sexuellen Sphäre, die Dispersion der sexuellen Fragmente und die Diversifikation der Beziehungsformen. Dabei zeige ich exemplarisch Prozesse der Hylomatie auf.

Metamorphosen (I): Dissoziation der sexuellen Sphäre

Nach der Trennung einer ›sexuell‹ genannten Sphäre von einer nunmehr ›nicht-sexuellen‹, die *grosso modo* mit der kulturellen Konstruktion ›unserer‹ Sexualität zusammenfällt, wurde vor allem durch technologische Errungenschaften die sexuelle von der reproduktiven Sphäre dissoziiert, und zwar so gründlich, dass wir zeitweise annahmen, sie hätten überhaupt nichts miteinander zu tun (Sigusch 1970). Die Herausnahme der reproduktiven aus der sexuellen Sphäre stellt so etwas wie ›die zweite kulturelle Geburt‹ der Sexualität dar, und das bedeutet: Geburt einer scheinbar eigentlichen, ›reinen‹ Sexualität. Nach und nach wurde auch die nunmehr isolierte Sphäre der Fortpflanzung fragmentiert – mit enormen Auswirkungen. Dabei ist es seit der Antike epistemische Wirklichkeit und seit Kant außerdem ein epistemologischer Gemeinplatz, dass auch die scheinbar ›objektiven‹ Naturwissenschaftler ›Natur‹ konstruieren, weil, wie es in der *Kritik der reinen Vernunft* heißt, »die Vernunft nur das einsieht, was sie selbst nach ihrem Entwurfe hervorbringt« (B XIII f). Da der Prozess der Aufklärung ein radikaler Prozess des Zerlegens und Neuzusammensetzens von Natur und Mensch und damit auch von Leben und Tod ist, müssen ultraradikale Positionen eingenommen werden, sollen die ›naturalen‹ Naturgrenzen als unhintergebar begriffen und als ethisch bedeutsam oder gar (in Relation zu ›künstlichen‹ Naturdingen und ›künstlichen‹ Naturvorgängen, letztlich in Relation zur ›Kultur‹) als ›höherwertig‹ verstanden werden – ein Streit um Denk- und Politikmöglichkeiten, der im Augenblick am deutlichsten an den Extrempositionen des Essentialismus einerseits und des Konstruktivismus andererseits abgelesen werden kann.

Die Konstruktions- und Destruktionsprozesse der ökonomisch-experimentellen Tausch- und Wissensgesellschaft haben alle vorausgegangenen Grenzziehungen beseitigt oder in Frage gestellt. Indem der bisherigen Natur in immer kürzeren Abständen ›naturale‹ Dinge und Vorgänge hinzugefügt werden, die in ihr gar nicht vorkommen – vom Element Hassium, genchirurgisch veränderten Pflanzen und ungeschlechtlich geklonten Säugetieren bis hin zu menschlichen ›Retortenbabies‹ oder Schwangerschaften außerhalb der ›altnatürlichen‹ Fruchtbarkeitsperiode –, wird die Grenze zwischen Natur- und Gesellschaftsprozess niedergedrückt.

Dadurch werden die alten Begriffe und ›Tat‹-Sachen Leben und Tod, Natur und Gesellschaft ununterbrochen umkodiert, und die metaphorische Rede der kritischen Theoretiker von der ›zweiten‹ Natur, die in Wahrheit die ›erste‹ sei, ist zur Praxis der *Facta bruta* geworden. Konkret überwunden werden die alten Naturzwänge, Fortpflanzungs- und Generationenschranken, indem embryonale Eier oder Eierstöcke übertragen werden, sodass die Ei-Empfängerin ein Kind austrägt, dessen genetische Mutter nie geboren worden ist; oder indem Frauen lange nach der Menopause Kinder gebären usw. Individuen können ihre Keimzellen verkaufen oder verleihen und in vielen Ländern gleichzeitig tausend Leben produzieren lassen. Sie können sich aber auch an eine Keimzell-Agentur wenden und ein Kind aus einem Katalog mit attraktiven Spendern bestellen, wie es ihnen durch Versandhandel und Modejournale geläufig ist. Oder sie kaufen sich, weil doch überschaubarer, ein bereits geborenes Baby. Um für ein leukämiekrankes Kind einen Knochenmarkspender zu erhalten, können sie eine Ersatzteilschwangerschaft durchführen, wie vor Jahren in den USA geschehen. Um den Bedarf an embryonalen Zellen zur Behandlung diverser Krankheiten vom Morbus Parkinson bis zum Diabetes mellitus zu decken, müsste die Anzahl der unter bestimmten medizinischen Kautelen vorgenommenen Abtreibungen gewaltig gesteigert werden, wie es sowieso immanent geboten ist: funktionelle Ausdifferenzierung der Abtreibung, Verwendung von Embryonen als Rohstoff, Selbstlegitimierung der Hylomatie als humane Tat. Der ohnehin überlebte alte Tod kann auch dadurch überlistet werden, dass die bereits altmodisch und damit überwiegend Verstorbenen mit ihren eingefrorenen Keimzellen Leben ermöglichen, was britische Behörden einer Witwe bereits genehmigt haben.

Ganz neuartige und disperse Fortpflanzungs- und Familienbande knüpft die In-vitro-Fertilisation, indem sie z.B. einen Samenspender, eine Eispenderin, eine Leihmutter und die zukünftigen ›sozialen Eltern‹ trennend verbindet. Die Befruchtung könnte eigentlich ganz ins Labor verlegt und der ›Prä-Implantations-Diagnostik‹ der Fortpflanzungsmediziner anvertraut werden, die über einen einfachen Bluttest auf Missbildungen verfügen und außerdem beinahe stündlich neue Gene entdecken, sodass ihnen eine Beratung zum Tode möglich ist. Erspart bliebe auf diese Weise der immer noch erschütternde Fetozid, das heißt die Tötung des Feten durch einen Stich ins Herz, sofern sich die Eltern ein medizinisch gesundes Kind wünschen, das sie angesichts des allgemeinen Standes der Technik und der ansonsten garantiert funktionstüchtigen Geräte, die sie erwerben, ›eigentlich‹ auch verlangen können.

Metamorphosen von Leben und Tod

Eine neue Wissenschaft, genannt Bionik, führt Biologie und Technik, Fleisch und Elektronik immer effektiver zusammen. Sie ist dem reinen Funktionalismus und Utilitarismus verpflichtet. Ihre Phantasmagorien gehen in Gestalt von Androiden, *High-Tech*-Untoten oder Replikanten in Filmen wie »Terminator«, »Robocop«, »Blade Runner« oder »Universal Soldier« kommerziell überaus erfolgreich um den Globus.

Das Digitalisieren der analogen Welt, das Kopieren natürlicher Dinge und Prozesse und das Nanoisieren der Technologie ermöglichen der Wissenschaft bisher Unmögliches. Die alten Bioprothesen – Pumpen, Stents, Ventile, Schrittmacher usw. – gehören angesichts der Nanotechnologie, der *Cyberstick*-Chirurgie und des *Simulated Patient* ins grobtechnische Jahrhundert. Heute werden Augen und Ohren, Arme und Beine, Netzhäute, Harnblasen und Schließmuskeln ersetzt und Gedanken körperlos auf den Computer übertragen. In der kalten Nehmer-Kultur können sich Menschen als warme Geber fühlen, indem sie als menschliches Ersatzteillager solidarisch funktionieren. Sie können weiterleben in mehreren Menschen als Dividuum, genannt Transplantat. Gelegentlich schlägt ein Herz innerhalb weniger Wochen mittels Reimplantation in drei Menschen. Werden Organe en bloc eingepflanzt, beispielsweise Herz und Lungen, kann der Empfänger sein überzählig gewordenes altes Herz an einen anderen Empfänger weitergeben. Man nennt das Domino-Transplantation. Stolz aber können alle sein, dass ein Mensch ohne eigene Arme und Beine bei der Olympiade der Körperbehinderten die 100 Meter in 11,6 Sekunden gelaufen ist. An solchen Grenzüberwindungen zeigt sich der konkrete Weg vom Individuum, dem Unteilbaren, Einmaligen, zum Dividuum, dem Zerlegten, Vervielfältigten. Und hier zeigt sich auch, dass die Verstofflichung der Menschen mit ihrer Entstofflichung einhergeht wie die Entstofflichung der Dinge mit ihrer Verstofflichung. Dass konkrete Verstofflichung gegenstandslos, nicht aber stofflos sein kann, zeigt die *Virtual Reality*.

Leben und Natürlichkeit werden von den Objektiven des Tauschs und der Hylomatie, die ineinander liegen, unwillkürlich, gewissermaßen automatisch und in Zeiten stürzender Zeit beinahe tagtäglich umkodiert, ohne dass ›Dialoge‹ daran etwas grundsätzlich ändern könnten. Schlag auf Schlag wurde zum Beispiel mitgeteilt, dass jetzt die vordem aporetischen Gattungsgrenzen zwischen Pflanze, Tier und Mensch gentechnisch aufgehoben seien, dass sich Eiweiße ohne DNA selbst reproduzieren könnten (Lee u.a. 1996), dass auf dem Mars möglicherweise Lebensformen existierten (McKay u.a. 1996). Momentaner Höhepunkt der Selbstübersteigerung und Selbsterzeugung scheint die Technik des Klonens zu sein. Sie wird seit Jahrzehnten angewandt, um genetisch ›identische‹ Pflanzen und Tiere aus embryonalen Zellen zu produzieren. Neu und in der Natur nicht vorkommend, ist jedoch das Klonen von Tieren aus gewöhnlichen, bereits spezialisierten Körperzellen ausgewachsener Tiere (vgl. Stolcke 2001, 646). Das Klonen scheint der Gipfel der Individualisierung zu sein, ist jedoch in Wahrheit sein Abgrund, weil natürlich nicht ein Individuum mit seiner immer noch einmaligen Geschichte kopiert werden kann, sondern nur Materie, sei sie auch noch so disponierend. Außerdem werden ausgerechnet Evolutionsbiologen nicht müde, die biotischen Vorteile der geschlechtlichen Fortpflanzung aufzuzählen und neuerdings auch per Computer-Simulation zu ›beweisen‹: größere genetische Vielfalt durch das Kombinieren zweier Genome, geringere Fehlerquote als beim ständigen Kopieren der Kopie per ›Jungferzeugung‹, kontingente Verteilung der immer auftretenden Mutationen und schnelle Anpassung an eine durch Krankheitserreger veränderte ›innere‹ Umwelt.

Die Technik des Klonens hat einen alten Traum der Menschen scheinbar wahr gemacht: kontrollierte Serienproduktion von genetisch einwandfreien Nutztieren und Nutzmenschen, was US-Senatoren sogleich begrüßt haben. Den ›Standort Deutschland‹ ruinieren dagegen die Beteuerungen, den geklonten Menschen dürfe es nicht geben. Natürlich (und das meint immer gesellschaftlich) wird es versucht werden. Wann die Produktion anläuft, entscheiden nicht Beteuerungen, auch nicht Gesetze, sondern der Stand des Wissens, die Nachfrage des Marktes und das noch einzuführende Objektiv der Hylomatie, andernorts möglicherweise auch fundamentalistische Beherrschungs- und Reinheitsphantasmagorien. Angesichts des Standes der Technik sieht Siep (1996, 12) nicht nur die »Gestalt des Menschen, sondern auch die des Lebens überhaupt grundsätzlich zur Disposition« gestellt. Die »Grundbegriffe des Lebens« – Art (statt Serienprodukt), Individuum (statt Typ), ungeplante natürliche Ausstattung und zufallsabhängige Fortpflanzung – seien »selbst zu Wertbegriffen« geworden. Da die Begründer der modernen Ethik nicht für denkbar hielten, dass »Züchtung die Grundstruktur des organischen Lebens tangieren könnte«, müsse eine neue Ethik entwickelt werden, die sich von der Illusion verabschiede, jedem Individuum bleibe seine private Lebensplanung überlassen. Auch müssten neue Fragen gestellt werden: »Gegen wessen Würde und Rechte verstößt es eigentlich, einen genetisch nahezu gleichen Nachkommen zu erzeugen?« Der Vater, der einen ihm aus dem Gesicht geschnittenen Sohn erhalte, oder das Individuum, das die Ausstattung eines Nobelpreisträgers mit auf den Lebensweg bekomme, oder die Angehörigen, die »eine genetische Kopie eines teuren Sterbenden« erhielten, dürften wohl kaum Anstoß nehmen. Außerdem stelle sich die Frage, warum eine Natur, »die von Zufällen, Abweichungen und Individualisierungen bestimmt ist«, einer Natur vorzuziehen sei, »die für die Bequemlichkeit des Menschen technisch optimiert wurde«. Siep will die Entscheidung, »wieviel ›Leben‹ und ›Natürlichkeit‹ wir für gut halten«, nicht »dem Kräftespiel der privaten Wünsche und Marktstrategien« überlassen. Er setzt auf den menschlichen Willen und einen öffentlichen Dialog. Das aber ist die zentrale Illusion der brandneuen Ethik.

Geschlechterdifferenz versus Tribschicksal

Für die neosexuelle Revolution besonders charakteristisch ist die Dissoziation der sexuellen von der geschlechtlichen Sphäre. Die weibliche (und damit auch die männliche) Sexualität wurde neuerlich genuiert, das heißt kategorial und paradigmatisch auf die Geschlechtlichkeit bezogen. Das Mann-Frau-Verhältnis wurde grundsätzlich problematisiert und alles Andromorphe, einschließlich der Blicke und Begriffe, wurde bis hinein in Logik und Mathematik (Irigaray 1984) dekonstruiert. Angestoßen vom politischen und wissenschaftlichen Feminismus, wurden auch in der Sexualwissenschaft die alten Sexualverhältnisse zunehmend zum ›Geschlechterverhältnis‹ umgeschrieben. Der Springpunkt war jetzt für viele nicht mehr der Sexualtrieb mit seinem ›Schicksal‹, sondern das Geschlecht mit seiner ›Differenz‹. Folglich konnten viele Sexualität ohne Trieb denken, nicht aber ohne Geschlecht.

›Gender Studies‹, die wie Pilze aus dem Diskurs-Boden schossen, drängten die psychoanalytische Trieblehre in den Hintergrund. Sogar Perversionen, einst der Inbegriff des sexuell Triebhaften, wurden zu einer Geschlechtsidentitätsstörung entsexualisiert (vgl. bereits Stoller 1975). Interessanterweise hat der feministische Gender-Diskurs seine (bisher übersehenen) Wurzeln in einer sexuologischen Differenzierung, die im Wesentlichen klinisch motiviert war und bereits in den 1950er Jahren vor allem von Intersexualismusforschern vorgenommen worden ist (Money 1955). Unterschieden wurde in dieser Debatte das Körpergeschlecht (›sex‹) vom Geschlechtsrollenverhalten (›gender role‹) und dieses von der Geschlechtsidentität (›gender identity‹), Dimensionen der Geschlechtlichkeit, die vordem unhinterfragt zusammenfielen. Zu den Resultaten gehört, dass heute ein ehemaliger Mann, im Betroffenen-Jargon ein ›Bio-Mann‹, als Frau, im Szene-Jargon als ›Neo-Frau‹, eine ehemalige Frau als Mann heiraten kann, und zwar *lege artis*. Es wird also versucht, diese Trennung wieder rechtlich und sozial durch Inversion ungeschehen zu machen, weil sie kulturell ans Existenzielle geht (Sigusch 2004). Längst jedoch sind jene Transsexuellen, die die überkommene, mühsam errichtete Ordnung der beiden großen Geschlechter ratifizierten, flankiert von Menschengruppen, die sich jenseits von Medizin und Psychotherapie organisieren und der alten Ordnung zu entziehen suchen. Neben Transgenderisten oder *Gender blenders*, die dem Geschlechter-repertoire das zu entnehmen suchen, was ihnen gefällt oder andere irritiert, treten im Augenblick Intersexuelle, die sich selbst Zwitter nennen. Sie melden sich zum ersten Mal *als solche* und als besondere Gruppe zu Wort und machen die von der Medizin verordneten Torturen öffentlich.

Während die genannten Brüche nur relativ wenige Menschen beschäftigen, faszinieren oder zerreißen, hat die Trennung der geschlechtlichen von der sexuellen Sphäre eine neuartige, als historisch überfällig angesehene Dissoziation der sexuellen Sphäre selbst zur Folge, die die beiden Hauptgeschlechter insgesamt betrifft. Denn es gibt jetzt nicht nur eine Sexualität, sondern zunächst einmal die männliche und die weibliche, die nicht mehr das Negativ der männlichen ist. Für diejenigen, die im *Sex-and-Gender*-Diskurs den Ton angaben, waren schließlich im Verlauf der neosexuellen Revolution beide, Sex und Gender, durch und durch kulturell konstruiert, bar jeder Natur und folglich hintergebar und veränderbar. Dabei wurde vor allem im US-Kontext die Debatte durch das Auflösen von Sex zugunsten von Gender fundamentalistisch, und die Theoriebildung wurde dadurch kompliziert, dass Frauen, die weder weiß noch mittelständisch sind oder sich nicht als heterosexuell bezeichnen, auf ihren anderen Lebenswirklichkeiten bestanden. Denn tatsächlich werden Großkategorien wie Gender oder Frausein durch fundierende Differenzen, die mit der Ethnie, mit der sozialen Klasse oder der sexuellen Präferenz zusammenhängen, epistemologisch wie politisch grundsätzlich in Frage gestellt. Am Ende der 1990er Jahre überwand der Geschlechter- und Geschlechts-Diskurs auch Gender (vgl. z.B. Butler 1998), indem das kulturelle Bigenus und der somatische Dimorphismus, also das Binäre, theoretisch *per deconstructionem* und politisch *per Subversion* (scheinbar) ohne Rest aufgelöst wurden mit dem Ziel der *Selbstermächtigung*.

Sapere aude! Habe Mut, dich subversiv deiner eigenen Differenz zu bedienen! könnte, Kants berühmte Aufklärungsformel variierend, als Motto über diesem letzten (meta-physischen) Feminismus stehen. Herauskommen sollte etwas, das ich *Selfsex* und *Selgendinger* nennen würde, selbstmächtig selbstproduziert und selbstreguliert. Die Ziele des klassischen (physisch-politischen) Feminismus, nämlich Respekt und Gleichberechtigung, und die Einsichten des unmittelbar vorausgegangenen (differenztheoretischen) Feminismus, nämlich Geschlechter als transsubjektive Diskurseffekte zu begreifen, ließ dieser Furore machende Feminismus idealistisch mit einem atemberaubenden Optimismus hinter sich. Die Materialität der Gesellschaftsformation und die Materialität der Diskurse schien der subversive Wille zur Selbstermächtigung außer Kraft setzen zu können.

Prothetisierungen und Gewaltdiskurs

Eine weitere Dissoziation betrifft die Separation der Sphäre des sexuellen Erlebens von der Sphäre der körperlichen Reaktion. Indem Mediziner eine Erektion des Penis mechanisch, medikamentös oder chirurgisch herstellen (vgl. Sigusch 2001), trennen sie Verlangen, Erektion und Potenz auf künstliche Weise voneinander. Ein Mann kann dann ohne gespürtes Verlangen und oft auch ohne jene psychophysischen Sensationen, die dem sexuellen Erleben bisher eigen zu sein schienen, ›sexuell funktionieren‹ und den Geschlechtsakt als das praktizieren, was er in unserer Kultur einer wesentlichen Tendenz nach immer war: Vollzug. Der Traum der Mediziner von der perfekten Prothetisierung der sexuellen Funktionen, deren Verkörperungen den Körper zur Leiche machen, also auch Entkörperungen sind, korrespondiert mit dem allgemeinen Traum von der Prävention des Somatischen und der Überwindung des Körpers, von der Entleiblichung des Sexus und des Genus. Abzulesen ist diese kulturelle Tendenz momentan am Telefon-Sex und den TV-Partner-Treffs, an Fake sex und Cybersex. An letzterem offenbart sich möglicherweise ein generelles Umschreiben der Sinnlichkeits- und Wahrnehmungsstrukturen. Momentan noch ungefährdet wie der Pilot, der am Flugsimulator trainiert, will der Cybersexer die leibhafte Paläosexualität hinter sich lassen, ohne die Gefahren der elektronischen Kopulation bereits zu kennen, die eine produktive Verstofflichung dieser Dimension zwangsläufig enthält, solange den Manipulateuren eine Leibseele alter Art zuge-rechnet wird.

Eine letzte Dissoziation schied, vor allem angestoßen vom politischen Feminismus, die alte Sphäre der Libido von der alten Sphäre der Destruo. Durch diesen Prozess wurde die aggressive und trennende Seite der Sexualität von der zärtlichen und vereinigenden so gründlich abgelöst, bis jene diese uniform überblenden konnte. Die einen historischen Moment lang als ›rein‹ imaginierte Sexualität wurde wieder manifest ›unrein‹. Die Schatten, die die Angst-, Ekel-, Scham- und Schuldgefühle werfen, wurden so dunkel und breit, dass viele Frauen und folglich auch Männer keinen Lichtstrahl mehr sahen. Gefühle der Nähe, der Freude, der Zärtlichkeit, der Exzitation, des Stolzes, der Lust, der Zuneigung und des Wohlseins

drohten in einem diskursiven Affektsturm aus Hass, Wut, Neid, Bitterkeit, Rache, Angst und Furcht zu ersticken. Die Stichworte lauten: frauenverachtende Porno- und Sexographie, sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz, alltäglicher Sexismus, Inzest, Vergewaltigung, sexueller Kindesmissbrauch und sexuelle Gewalt gegen Frauen (vgl. Düring/Hauch 1995, Richter-Appelt 1997). Der ehemals singuläre und kranke Triebtäter wurde zum ubiquitären und normalen Geschlechtstäter, zum Missbraucher und Vergewaltiger vervielfältigt. Männer schienen nur noch geil, gewalttätig und impotent zu sein. Diese Dissoziation schlug sich politisch in neuen Pönalisierungen nieder, die die mühsam in den 1960er und 70er Jahren (teilweise) durchgesetzte Differenzierung von Moral einerseits und Recht und damit staatlichem Strafanspruch andererseits widerriefen.

Metamorphosen (II): Dispersion der sexuellen Fragmente

Der Prozess der kulturellen Dissoziation der alten Scheineinheit Sexualität hat Hand in Hand mit der möglichst allseitigen Kommerzialisierung und Mediatisierung der Sphären zu einer gewaltigen Zerstreung der Partikel, Fragmente, Segmente und Lebensweisen geführt, die ich *sexuelle Dispersion* nenne. Durch sie werden die Individuen einerseits entwurzelt und anonymisiert, andererseits vernetzt und unterhaltsam zerstreut. Indem neue Konstrukte entstehen, die alte Verkrampfungen, Zweifel und Befürchtungen beseitigen, können sich andere ausbreiten. Von der resultierenden sexuellen und geschlechtlichen Buntscheckigkeit konnten frühere Generationen nicht einmal träumen. Durch die Kommerzialisierung von Sexualität und Geschlecht wird die Dispersion gewissermaßen physisch und damit greifbar. Sie ist der Versuch, möglichst viele Fragmente und Segmente in die Warenförmigkeit zu pressen, von der medialen Selbstentlarvung über die Flirtschule, die Partnervermittlung, die Produktion von Keuschheitsgürteln oder Massagestäben in ›weiblicher‹ Delphinform über den Sextourismus und die Kinderprostitution bis hin zum Embryonenhandel. Gegen die These, unsere Sexualität sei generell zur Ware geworden, die im Zuge einer mit der Studentenbewegung einhergehenden Marx-Renaissance aufgekommen war, hatte ich damals – nachdem ich bei Wolfgang Fritz Haug (1971, 1974) in die Schule gegangen war – zu zeigen versucht, warum das prinzipiell unmöglich ist (Sigusch 1984). Denn träfe die These zu, wären Mensch und Ware identisch, lebten Menschen nicht nur in Verhältnissen des Scheins, nicht nur mit dem Schein und im Schein, sondern nur noch zum Schein. Das mittlerweile erreichte Ausmaß der Kommerzialisierung aber hätte ich mir damals nicht vorstellen können.

Konkret zeigt ein empirischer Blick ins Fernsehen oder ins Internet, wie groß die Dispersität der dissoziierten Teile inzwischen ist. Dort findet die Veröffentlichung aller Intimitäten statt, die irgendwie fassbar sind, unter der Versicherung, sie blieben ganz persönlich. Das Motto lautet: »Ich bekenne«. Wildfremde sagen Wildfremden die persönlichsten Dinge und verschaffen sich offenbar dadurch das Gefühl, noch am Leben zu sein. Elektronisch aufbereitet, ist ganz offensichtlich weiterhin der Beichtzwang am Werk, den Foucault (1976) als *Movens* seines

Sexualitätsdispositivs begriffen hat. Durch die angedeuteten Prozesse werden die freudschen Partialtriebe erst so richtig dispers, und der Genitalprimat rückt in noch größere Ferne. Gleichzeitig wird den alten Perversionen ebenso der Garaus gemacht wie sie, als normalisierte Lüste, neu fabriziert werden.

Metamorphosen (III): Diversifikation der Intimbeziehungen

Schließlich sei auf einige Tendenzen hingewiesen, die unter dem Stichwort *Diversifikation* zusammengefasst werden könnten. Ich meine das Schrumpfen, Deregulieren und Entwerten der traditionellen Familie und das Vervielfältigen der Beziehungs- und Lebensformen. Durch diese Prozesse wurden die Dissoziationen und Zerstreuungen, von denen die Rede war, ebenso ermöglicht wie sie von ihnen angestoßen worden sind oder mit ihnen zusammenfallen. Bekanntlich ist die sogenannte Kernfamilie im Verlauf einiger Jahrhunderte drastisch geschrumpft. Bestand das ›Ganze Haus‹ aus zehn, zwanzig, hundert Personen, bewegen wir uns seit einigen Jahrzehnten auf eine *Kleinstfamilie* zu. Immer mehr Einzelpersonen sind zu ihrer eigenen Familie geworden. Die Triade Vater-Mutter-Kind, noch vor zwei Generationen der Inbegriff der Familie, ist in einem ungeahnten Ausmaß kulturell verblasst. Dem *Schrumpfen der traditionellen Familie* ging eine prinzipielle Trennung von Ehe und Familie voraus, das heißt manfrau hat auch dann ganz naturwüchsig eine Familie, wenn manfrau nicht verheiratet ist.

An einem empirisch nachweisbaren Wandel kann dieser Deregulierungs- und Entwertungsprozess abgelesen werden: Abnahme der Heiratsrate; Zunahme der Scheidungsrate; Abnahme der Kinderzahl pro Partnerschaft und Ehe; Zunahme der partnerschaftlichen (früher nicht- oder außerehelich genannten) Geburten; Zunahme der Ein- und Zwei-Personen-Haushalte; Zunahme der alleinerziehenden Mütter und ganz allmählich auch Väter, die den Übergang von der Klein- zur Kleinstfamilie anzeigen; Aufkommen von Drei- und Mehr-Personen-Haushalten unterschiedlicher Motivations- und Interessenlage, deren Mitglieder nicht miteinander verwandt sind. Im Verlauf dieses Wandels wurde die soziale und emotionale Bedeutung der Herkunftsfamilie durch die zunehmende Aufwertung subkultureller und freundschaftlicher Bindungen vom Jugendalter bis zum Tod erheblich reduziert, zumindest in den oberen Mittelschichten. Diese selbstgewählten und -erhaltenen Bindungen ließen die überkommenen Blutsbande verblasen. Heute stehen Freundinnen und Freunde vielen näher als die eigenen Geschwister.

Die Vervielfältigung der sozial akzeptierten Beziehungs- und Lebensformen hat zu einer Differenzierung sowohl der alten Hetero- wie der alten Homosexualität geführt, deren vordem monolithischer Charakter sich damit empirisch als theoretisch in dem Sinne erweist: dass er kulturell produziert worden ist. Sexuelle und geschlechtliche Empfindungsweisen, die früher der Heterosexualität, der Homosexualität oder der Perversion zugeschlagen worden sind, weil keine anderen Raster zur Verfügung standen, treten aus deren Bannkreis heraus, definieren und pluralisieren sich selbst als Lebensweisen. Alte Krankheitsentitäten wie Sodomasochismus oder

Transsexualismus zerfallen und treten als Neosexualitäten auf den Plan. Sichtbar angestoßen wurde die Diversifikation durch die Selbstbestimmungs- und Bürgerrechtsbewegungen der vergangenen drei Jahrzehnte. Die neuen Selbstpraktiken wie beispielsweise bisexuelle, transgenderistische, sadomasochistische oder fetischistische sind insofern typische *Neosexualitäten*, als das triebhaft Sexuelle im alten Sinne nicht mehr im Vordergrund steht. Sie sind zugleich sexuell und nonsexuell, weil Selbstwertgefühl, Befriedigung und Homöostase nicht nur aus der perversen Fetischisierung, aus der Mystifikation der Triebliebe und dem Phantasma der orgastischen Verschmelzung beim Geschlechtsverkehr gezogen werden, sondern ebenso oder stärker aus dem Thrill, der mit der nonsexuellen Selbstpreisgabe und der narzisstischen Selbsterfindung einhergeht. Und schließlich oszillieren sie zwischen fest und flüchtig, identisch und unidentisch und sind oft sehr viel passagerer als ihre fixierten Vorgänger. Empirisch und greifbar wird all das auf den *Love Parades* und *Raver Parties*. Dort inserieren sich die Neosexuellen als verführerische Sexualsubjekte und laszive Sexualobjekte, vermeiden aber in der Regel leibhaftige sexuelle Begegnungen alter Art. Beschworen wird eine altruistische Gemeinschaft, doch jede und jeder distanziert sich zugleich durch Outfit und Verhalten von der Gemeinschaft, ist sich narzisstisch und egoistisch selbst am nächsten. Alle Teilnehmer fallen aus dem Rahmen und sind gerade dadurch eingebunden und formiert. Offenbar wird heute die gewünschte Beziehungsdiziplin durch allerlei Aufputzungen und Drapierungen erträglich gemacht. Auf jeden Fall wird die oft undramatische und zudem romantische Beziehungsliebe immer deutlicher von dramatischen Events der Selbstinszenierung und Selbstliebe flankiert. Insofern sind *Love Parades* und *Raver Parties* ein Inbegriff der Neosexualitäten: Werktags wird sauber und korrekt funktioniert, am Wochenende aber wird mit Hilfe von Designerdrogen, die den Körper von der Seele dissoziieren und *Out-of-Body-Experiences* gestatten, millionenfach eine Techno-Sau durch den Berliner Tiergarten getrieben, die nur noch von ferne an die Verheißungen und Risiken des »Gartens der Lüste« erinnert.

Von den erwähnten Neosexualitäten unterscheidet sich der Transsexualismus mit operativem Geschlechtswechsel in mehrfacher Hinsicht, vor allem wohl, weil er eher ein sich fixierendes *Neogeschlecht* als eine flexible Neosexualität ist. Als einzige Neubildung ist der Transsexualismus mittlerweile mit den höchsten kulturellen Weihen versehen worden. Für welche Sexual- oder Geschlechtsform gibt es schon eine *Lex specialis* oder einen höchstrichterlich garantierten Zugang zu den Leistungen der gesetzlichen Krankenkassen? Das Neo-Logische am Transsexualismus ist, dass er sein eigentlich immer schon logisches Gegenstück, das ich *Zissexualismus* (Sigusch 1991) genannt habe, grundsätzlich ins Zwielficht rückt. Denn wenn es ein Trans, ein Jenseits (des Körpergeschlechts) gibt, muss es auch ein Cis, ein Diesseits geben. Indem der Transsexualismus beweist, dass auch Sex/Gender ein kulturell Zusammengesetztes und psychosozial Vermitteltes ist, fallen Körper- und Seelengeschlecht bei den Zissexuellen, die bisher die einzig Gesunden und Normalen waren, nicht mehr fraglos und scheinbar natural zusammen. Das aber geht ans kulturell Eingemachte.

Mit der Rationalisierung, der Zerstreuung, der Kommerzialisierung und dem Zwang zur Vielfalt ist eine generelle Banalisierung des Sexuellen verbunden. Kulturell ist Sexualität etwas weitgehend Selbstverständliches geworden wie Mobilität oder Egoität. Aus dem Revolutionären Eros zur Zeit des Fordismus ist *Lean sexuality* geworden, die sich der postfordistischen *Lean production* zur Seite stellt. Das allgemeine Modell der neosexuellen Revolution kann als *Selfsex* bezeichnet werden, der selbstdiszipliniert und selbstoptimiert ist. Dazu passen die neosexuellen Selbstpraktiken, die sich mit großer Selbstverständlichkeit inszenieren. Dazu passt auch der diskursive Lärm um die Potenzpille Viagra, die endlich den Mannheitstraum der Versteifung auf Knopfdruck erfüllen soll, indem sie eine entscheidende Dissoziation verheißt: die der Angst von der Sexualität, so dass ein selbstregulierter Designersex ungestört performiert werden könnte. Einschneidender scheinen mir aber in diesem Zusammenhang die Ergebnisse neuerer empirischer Studien (z.B. Laumann u.a. 1994, Schmidt 2000) zu sein, nach denen die Selbstbefriedigung in heterosexuellen Beziehungen, die als ›befriedigend‹ bezeichnet werden, zu einer eigenständigen Sexualform geworden ist. Offensichtlich hat die Selbstbefriedigung für viele junge Frauen und Männer nicht mehr den alten Not- und Surrogatcharakter.

Resümee

Zeitlich und räumlich gab und gibt es recht differente kapitalistische Formationen. Wandlungsfähigkeit und Wandlungsnotwendigkeit ergeben sich aus der permanenten Selbstbewegung und -verwertung des Kapitals sowie aus der strukturellen Gleich-Gültigkeit des Kapitalverhältnisses gegenüber kulturell-moralischen Werten und Traditionen. Weil für den Gang der Gesellschaft immer belangloser ist, was die Individuen tun und denken, können sich sexuelle Orientierungen, Verhaltensweisen und Lebenswelten pluralisieren, sofern nicht diskursive Überhänge aus vergangenen Zeiten oder querliegende Objektive wie in unserem Zusammenhang vor allem das *Sexus-potior*-, das heißt das Erste-Geschlecht-Objektiv des Sexismus im Wege stehen, Objektive, die nicht allein wertanalytisch begriffen werden können.

Doch auch hier geht es nicht ohne ein materialistisch-ökonomiekritisches Denken: Indem das kleine Kind die Geschlechterdifferenz wahrnimmt, erfährt es, dass nicht alle Menschen gleich sind. Dass die oder der Andere minderwertig sei, sagen aber nicht die Geschlechtskörper, sondern die vergesellschafteten Menschen. Das weibliche Minderwertigkeitsgefühl, das Freud patriarchal als anatomisches Schicksal missverstand, war immer ein gesellschaftliches ›Schicksal‹, wie das männliche Stärke-Zeigen-Müssen auch. Erst wenn die Frau als Geschlecht gesellschaftlich gleichwertig ist (und das geht bei uns, so wie die wesentlichen Dinge bewegt werden, letztlich nur *more oeconomico* und nicht per Volkshochschule, Selbsthilfe oder *per deconstructionem*), kann das kleine Kind seine Mutter *so* wahrnehmen. Erst wenn die Eltern dem Kind bewusst und unbewusst ihre tatsächliche Gleichwertigkeit in der Differenz signalisieren können, wird vielleicht der kollektive Teufelskreis unterbrochen werden, der von Generation zu Generation aus dem weiblichen das zweite Geschlecht macht.

Kapitalismuskritische und materialistische Positionen einzuklagen heißt für mich nicht, unsere Welt aus Einem, aus einer ›objektiven‹ Idee erklären zu wollen, ob nun Autopoiesis, *Gender Difference* oder Tauschprinzip. Dieser Fehler sollte hinter uns liegen. Denn wir haben erfahren: Jedes geschlossene theoretische Corpus tendiert zum Terror. Totalisierende Theorien sind auch geistige Reflexe auf totale Verhältnisse, also der Stillstand, den sie kritisieren.

Literatur

- Butler, Judith, *Excitable speech. A politics of the performative*, New York 1997 (dt.: *Hass spricht. Zur Politik des Performativen*, Berlin 1998)
- Düring, Sonja, u. Margret Hauch (Hg.), *Heterosexuelle Verhältnisse*, Stuttgart 1995
- Foucault, Michel, *Histoire de la sexualité*. Tome 1: *La volonté de savoir*, Paris 1976 (dt.: *Sexualität und Wahrheit*. Bd. 1: *Der Wille zum Wissen*, Frankfurt/M 1977)
- Freud, Sigmund, *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* (1905), Gesammelte Werke, Bd. V, 27-145
- Haug, Wolfgang Fritz, *Kritik der Warenästhetik*, Frankfurt/M 1971
- ders., *Vorlesungen zur Einführung ins »Kapital«*, Köln 1974 (6., völlig neubearbeitete Aufl., Hamburg 2005)
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, »Daß die Magistrate von den Bürgern gewählt werden müssen« (1798), Werke in 20 Bde., Bd. 1., Frankfurt/M. 1971, 268-73
- Irigaray, Luce, *Éthique de la différence sexuelle*, Paris 1984 (dt.: *Ethik der sexuellen Differenz*, Frankfurt/M. 1991)
- Kant, Immanuel, Vorrede zur 2. Aufl. zur *Kritik der reinen Vernunft* (1787), Werke in VI Bde., hgg. von W. Weischedel, Bd. II., Darmstadt 1956, 20-41
- ders., *Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?* (1784), Werke in VI Bde., hgg. von W. Weischedel, Bd. VI., Darmstadt 1964
- Laumann, Edward O., Robert T. Michael, John H. Gagnon u. Stuart Michaels, *The social organization of sexuality. Sexual practices in the United States*, Chicago-London 1994
- Lee, David H., u.a., »A self-replicating peptide«, in: *Nature* 382, 1996, 525-28
- McKay, David S., u.a., »Search for past life on mars: Possible relic biogenic activity in martian meteorite ALH84001«, in: *Science* 273, 1996, 924-30
- Money, John, »Hermaphroditism, gender and precocity in hyperadrenocorticism: Psychologic findings«, in: *Bulletin Johns Hopkins Hospital* 96, 1955, 253-64
- Reiche, Reimut, »Sexuelle Revolution. Erinnerung an einen Mythos«, in: Lothar Baier u.a. (Hg.), *Die Früchte der Revolte. Über die Veränderung der politischen Kultur durch die Studentenbewegung*, Berlin 1988, 45-71
- Richter-Appelt, Hertha (Hg.), *Verführung – Trauma – Missbrauch (1896-1996)*, Gießen 1997
- Schmidt, Gunter (Hg.), *Kinder der sexuellen Revolution. Kontinuität und Wandel studentischer Sexualität 1966-1996*, Gießen 2000
- Sichtermann, Barbara, *Der tote Hund beißt. Karl Marx, neu gelesen*, Berlin 1990
- Siep, Ludwig, »›Dolly‹ – oder die Optimierung der Schöpfung. Der philosophischen Ethik fehlt es an wertenden Naturvorstellungen«, in: *Frankfurter Rundschau*, 16. April 1996, 12
- Sigusch Volkmar, *Exzitation und Orgasmus bei der Frau*, Stuttgart 1970
- ders., *Die Mystifikation des Sexuellen*, Frankfurt/M-New York 1984
- ders., »Was heißt kritische Sexualwissenschaft«, in: *Zeitschrift für Sexualforschung* 1, 1988, 1-29
- ders., *Kritik der disziplinierten Sexualität*, Frankfurt/M-New York 1989

- ders., »Die Transsexuellen und unser nosomorpher Blick. I. Zur Enttotalisierung des Transsexualismus. II. Zur Entpathologisierung des Transsexualismus«, in: *Zeitschrift für Sexualforschung* 4, 1991, 225-56, 309-43
- ders., *Geschlechtswechsel*, Hamburg 1995a
- ders., »Transsexueller Wunsch und zissexuelle Abwehr«, in: *Psyche* 49, 1995b, 811-37
- ders., »Die Zerstreuung des Eros. Über die ›neosexuelle Revolution‹«, in: *Der Spiegel*, 50. Jg., H. 23, 3. Juni 1996, 126-30
- ders., »Metamorphosen von Leben und Tod. Ausblick auf eine Theorie der Hylomatie«, in: *Psyche* 51, 1997, 835-74
- ders., »Die neosexuelle Revolution. Über gesellschaftliche Transformationen der Sexualität in den letzten Jahrzehnten«, in: *Psyche* 52, 1998a, 1192-234
- ders., »Kritische Sexualwissenschaft und die Große Erzählung vom Wandel«, in: *Zeitschrift für Sexualforschung* 11, 1998b, 17-29
- ders. (Hg.), *Sexuelle Störungen und ihre Behandlung*, 3., neu bearb. u. wesentl. erw. Aufl., Stuttgart-New York 2001
- ders., »Satz vom ausgeschlossenen Geschlecht«, in: *Zeitschrift für Sexualforschung* 17, 2004, 258-66
- ders., *Neosexualitäten. Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion*, Frankfurt/M-New York 2005
- Stolcke, Verena, »Das Geschlecht der Biotechnologie«, in: *Das Argument* 242, 43. Jg., 2001, H. 4/5, 645-55
- Stoller, Robert J., *Perversion: The erotic form of hatred*, New York 1975 (dt.: *Perversion. Die erotische Form von Hass*, Reinbek 1979)

Mit der Axt durch den eigenen Körper



Marge Piercy
Donna und Jill
 ISBN 3-88619-482-5

»Marge Piercy zeigt die schmerzhaften Kämpfe der Frau, als Subjekt in die Geschichte einzutreten, in einem steten Kampf durch den akademischen und gesellschaftlichen Dschungel der heute so gern idyllisierten 50er Jahre, in denen die Frauen sich quasi mit Äxten ihren Weg bahnen mussten, der oft genug durch ihren eigenen Körper geführt hat.«
Elfriede Jelinek

Im Buchhandel oder vom Argument-Versand: Reichenberger Str. 150
 10999 Berlin · Fax: 030 / 611 42 70 · versand@argument.de

 Argument
 www.argument.de

Wolfgang Fritz Haug

Sexualverändernde Funktionsfolgen des High-Tech-Kapitalismus¹

I.

Anwendungen der Hochtechnologie werden, sofern profitabel, unverzüglich zu Kapital-Betätigungsgebieten. Daher geht die Technologie-Entwicklung mit einer besonderen Art von Landnahme einher, nämlich mit der Durchkapitalisierung von Bereichen, in welche die Wertform als die Form profitabler Verkäuflichkeit bislang nicht oder jedenfalls bei weitem nicht in vergleichbarer Tiefe und Breite hineinreichte. Kaum werden neue Dimensionen der Kultur, der menschlichen Sinnlichkeit, des Lebens, ja der Materie im physikalischen Sinn beherrschbar, wird das in irgendeinem Sinn Nutzbare auch schon zur Ware. So kam es zu einer Fusionswelle von Forschung und Spekulation. Regelrechte Goldgräberstimmung schlug durch – selbst in die altehrwürdige Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte. »Wo immer man den Spaten ansetzt, wird man fündig«, sagte deren Präsident Ernst-Ludwig Winnacker auf ihrer 121. Jahrestagung. »Fast jeder, der einen Stein aufhebt, kann darunter einen Diamanten finden.« (2000, 60) Dass beim Aufheben dieses »Diamanten« in Form von Extraprofiten und davon abgeleiteten Einkommen die Produktionsweise in die Lebensweise und im Effekt sogar in die Bedürfnis- und Triebstruktur hineinwirkt, lässt sich am Beispiel der Sexualität und ihrer sozialen Repräsentation beobachten, wo der Kontrast zur ›fordistischen Normalität‹ besonders krass ist.

Eine vorgängige Differenzierung ist angezeigt: Bei der Verwandlung immer weiterer Bereiche und Dimensionen unserer Welt in Waren spielen Produktionstechnologien, Art der Materialität und, damit zusammenhängend, Distributionstechnologien (Angebotsseite) und Zugangsmöglichkeiten (Nachfrageseite) zusammen. Dieselben Technologien bedingen und begrenzen die Kontrollmöglichkeiten des Staates (steuerliche Erfassung, Zensur, gerichtliche Verfolgung). In diesem Zusammenhang lässt sich etwa das explosive Wachstum der Kinderpornographie-Branche beschreiben. Über die Produktionstechnologien dieser Branche heißt es bei Castells: »Camcorder, Videorecorder, häusliche Schneidevorrichtungen und Computergrafik haben dazu geführt, dass die Kinderpornographie zur Hausindustrie werden konnte, was die

1 Auszug aus einem beim BdWi-Seminar in Wertpfehl gehaltenen Vortrag, der sich zum Teil überschneidet mit Passagen des Kapitels »Die neuen Subjekte des Sexuellen« aus meinem Buch *High-Tech-Kapitalismus* (Hamburg 2003, 179-98), wo Volkmar Siguschs Beobachtungen und Thesen ausführlicher behandelt werden. Der gesamte Vortrag ist abgedruckt in: Christina Kaindl (Hg.), *Kritische Wissenschaft im Neoliberalismus. Eine Einführung in Wissenschafts-, Ideologie- und Gesellschaftstheorie*, Marburg 2005, 107-23.

Arbeit der Polizei schwierig macht.« (2003, 164) Mindestens so bedeutend als Antriebskräfte für den Boom dieser Branche wirken die Digitalisierung des Produkts und die informationstechnischen Distributions- und Zugangstechnologien.

Vor mehr als 30 Jahren, in der Hoch-Zeit des Fordismus, bin ich in der *Kritik der Warenästhetik* der Frage nachgegangen:

Wie verhält, vor allem wie verändert sich jemand, der fortwährend erhält, was er wünscht – aber es nur als Schein erhält?« und dem die Warenästhetik »ständig neue Seiten seines Wesens aufschlägt? (1071, 74)

Bei der Kinderpornographie geht es, wie Castells den Dokumenten des Weltkongresses gegen sexuelle Kinderausbeutung (1996) entnommen hat, »größtenteils um Jungen« (2003, 165). Wie bei der polizeilichen Verfolgung des Drogenhandels handelt es sich bei der Kriminalisierung dieses Genres darum, der Warenform eine Grenze zu ziehen. Nicht alles soll ver- und gekauft werden können. Leiharbeit ja, Leihmutterschaft nein. Auf solche Prohibitionspolitiken antworten die bekannten Formen organisierten Verbrechens. Gegen sie werden wiederum vorwiegend nationalstaatliche aber auch internationale Rechtsnormen und Verfolgungskräfte aufgestellt, die darüber zu wachen haben, dass der Markt jene Schranken nicht überschreitet. Das Problem, mit dem der transnational und tendenziell global operierende High-Tech-Kapitalismus diese »Grenzwächter des Marktes« konfrontiert, besteht einerseits in einer technologischen Basis für die Aushebelung staatlicher Kontrollmöglichkeiten, andererseits in der Erosion sozialer Einbettung der Individuen und ihrer Trieb- und Bedürfnisstrukturen. Die von Castells konstatierte Globalisierung der Märkte übers Internet »für alles und jedes von überall her nach überall hin« (165) von der Anbieterseite wirkt zusammen mit der Virtualisierung von Identität und Kontakt auf der Nachfrageseite.

Was die Trieb- und Bedürfnisstrukturen betrifft, lässt sich ihre Wirksamkeit in folgender Hinsicht mit der von genetischen Anlagen vergleichen: Was sich von ihnen aktualisiert, hängt von auslösenden oder modifizierenden Umweltbedingungen ab. Die Geschichte, lehrte Alexandre Kojève in seiner berühmten Hegel-Vorlesung (1958, 40ff), ist die Geschichte begehrtter Begierden. Wenn ein Individuum aus jeder emotionalen Geselleinheit entlassen und in diesem Sinn *allein* ist mit seinen phantasmatischen Begierden, Macht über fremde Begierde zu erlangen, und wenn es zugleich jenen hochmobilen, die Konkurrenz universalisierenden Leistungsanforderungen der durch die Hochtechnologien dynamisierten Erwerbswelt ausgesetzt ist, ist es prädestiniert für den konsumtiven Immediatismus der Droge und der imaginären Sexualmacht.

II.

Die öffentliche Empörung angesichts von Phänomenen wie Kinderpornographie wächst mit der Blindheit für die strukturellen gesellschaftlichen Mutationen. Verfolgung von Triebregungen hat einen erhellenden Doppelsinn. Indem man das Verbotene jagt, um es zu erledigen, gibt man ihm auch nach. Unter der Empörung lauert das Begehren. Die mediale Denunziation macht alles, wie Castells im Blick

auf Kinderpornographie notiert hat, noch schlimmer. Wer sich nicht durch den Sündenbock von der normalen Triebmaschinerie ablenken lassen will, muss die Veränderungen im Zusammenhang betrachten.

Der Frankfurter Sexualforscher Volkmar Sigusch (in diesem Heft) hat die im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts aus der Versenkung aufgetauchte Vielförmigkeit sexuellen Lebens unter dem Begriff der »Neosexualität(en)« gefasst (1998, 1192ff). Das bis dahin herrschende Bild von Sexualität bezeichnet er als »Paläosexualität«. Von dieser »Altsexualität« spricht er im Singular, weil die ins Öffentliche getretene Multiplikation von Sexualitäten gerade das Neue ist. Als »Öffentlichkeit« hat Sigusch – neben dem Fernsehen – dabei vor allem Kontaktanzeigen herangezogen. Sein Befund: Von der durch »Trieb, Orgasmus und die Liebe des heterosexuellen Paares« dominant bestimmten »Paläosexualität« heben die »Neosexualitäten« sich vor allem durch »Geschlechterdifferenz, Selbstliebe, Thrills und Prothetisierungen« ab (1203).

Die »neosexuelle Revolution« denkt Sigusch mit dem »Neoliberalismus« zusammen. Diesen wiederum versteht er im Kontext des Umbruchs der Produktionsweise. Da er zugleich sorgfältig an Freud anschließt, ergibt sich der interessante Nebeneffekt einer sozialtheoretischen Relativierung der Psychoanalyse. Das kommt in die Nähe dessen, was ich Sozioanalyse nenne (vgl. 2003, 14). Die »postmodernen Sexualitäten« erschließen sich nicht primär über *Triebchicksale*, sondern erst vermittelt der Analyse der Art und Weise, in der wir von den high-tech-kapitalistischen Bedingungen als Subjekte gefordert und geformt sind. Die veränderten Verhältnisse aktualisieren unsere Triebchicksale anders, indem sie diese sozusagen anders filtern und vor allem indem sie deren Lustprinzip mit einem gewandelten Realitätsprinzip und veränderten Normen verknüpfen. Spontan bleibt die so geschehende Formung unserer Begierden wie die unserer Rationalität »unsichtbar«, wie Rosemary Hennessy sagt, indem unsere Bedürfnisse »zu biologischen oder physiologischen Empfindungen, zu Körperoberflächen oder kulturellen Formen verdinglicht« und die »mit der Produktion der Mittel zur Befriedigung emotionaler menschlicher Bedürfnisse verknüpften gesellschaftlichen Beziehungen verdrängt« werden (1996, 546). Wie die Rationalität erhält deren komplementäre Gegenmacht, die Sexualität, ihre je spezifische Gestalt und Relevanz unter bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen individueller Lebensgewinnung. Was muss ein Individuum, um handlungsfähig zu sein, heute im Selbstverhältnis beherrschen? Bestimmungen, die in den Antworten immer wiederkehren, lauten: Es muss als sein eigener Manager fungieren können. Es muss die Jagd nach wechselnden Chancen habitualisieren und sich die Bereitschaft zum Umgewöhnen angewöhnen.

Die Phänomene der auf den ersten Blick so unvermittelbar auseinanderliegenden Sphären des Ökonomischen und des Sexuellen weisen überraschende Entsprechungen – direkte wie komplementär-gegensätzliche – auf. Zu beobachten ist eine Diversifikation und »sexuelle Deregulierung« (vgl. F. Haug 1999, 153ff) der traditionellen Beziehungs- und Lebensweisen, in denen, wie Sigusch beobachtet, »vor allem die ökonomische Strategie der perennierenden Flexibilisierung durchschlägt« (1996, 1215). Das neue Selbst scheint wie aus Modulen zusammengesetzt.

Es funktioniert »letztlich wie ein Werkzeugkasten« (1216). Als typisch für die Neosexualitäten beschreibt Sigusch, dass »das triebhaft Sexuelle im alten Sinn nicht mehr im Vordergrund steht« (1219). Stattdessen tragen die einzelnen Ausformungen vorzugsweise den Stempel des in eigener Regie mit dem Trieb Veranstalteten:

Sie sind *zugleich sexuell und nonsexuell*, weil Selbstwertgefühl, Befriedigung und Homöostase nicht nur aus der Mystifikation der Triebliebe und dem Phantasma der orgasmischen Verschmelzung beim Geschlechtsverkehr gezogen werden, sondern ebenso oder stärker aus dem Thrill, der mit der nonsexuellen Selbstpreisgabe und der narzisstischen Selbsterfindung einhergeht. (1219)

Gemessen an der standardisiert-einheitlichen Normalisierung, die zumindest bis an die Schwelle der 68er Bewegung herrschte, konnte die Veränderung als befreiend erlebt werden. Doch wie in der auf den Markt gerichteten neoliberalen Politik geht es auch bei der Neosexualität nicht um den Wegfall, sondern um die Verlagerung von Regulation auf eine andere Ebene. Von Deregulation profitiert zunächst das vom Werbefernsehen bis zu den Kontaktanzeigen der Lokalpresse sich anbietende Spektrum von Waren zur imaginären, mechanischen oder chemischen Erregung sowie von entsprechenden Dienstleistungen. Dabei ist die Grenze zwischen dem legalen Warenangebot der ›Beate-Uhse-Gesellschaft‹ und dem kriminellen Schwarzmarkt der starken Reize fließend. Was mehr ist: Gefährden diese Waren und Dienste sowie ihr durch die Frustration hindurch süchtig machender Konsum die erfolgreiche Subjektion, so scheint just diese Gefährdung eine Funktion in der neoliberalen Herrschaftsreproduktion erhalten zu haben. Wenn die Gestalt des Odysseus, der den subjektgefährdenden Versuchungen nur an den Mast gefesselt sich aussetzen konnte, der Kritischen Theorie als Sinnbild fürs bürgerliche Subjekt und die Dialektik der Aufklärung dienen konnte (vgl. Horkheimer/Adorno 1947, 58ff), so ist es, als wäre der inzwischen losgebundene Odysseus zur allgemeinen Bewährungsform der Subjekte geworden, soweit sie beim Jogging zu Erfolg und Geld nicht auf der Strecke bleiben wollen. Die Subjektgefährdung durch Drogen oder drogenartig wirkende Lustmittel aller Art charakterisiert das Feld der Handlungsanreize. Indem dieses die Energien anstachelt und zugleich einen Selektionsmechanismus in Gang setzt, wird es zur Arena der Vorentscheidung darüber, wer die Gewinner und wer die Verlierer sein werden. Nach oben kommen die ›triebstarke‹ Unterwerfer des Triebs neuen Typs. Hier ist mitten im phänomenologisch radikalen Umbruch zur Neosexualität ein Moment der Kontinuität zu beobachten. Im transnationalen High-Tech-Kapitalismus hat sich der Klassencharakter erhalten, nur sind die Kriterien des Dazugehörens ungleich dynamischer, flexibler und vielfältiger geworden. Der Übergang vom *Welfare* zum *Workfare State* verlangt, wie Rosemary Hennessy sagt, »ein bewegliches, grenzüberschreitendes Subjekt des Begehrens«, und »die Konsumtions-Ökonomie der überentwickelten Wirtschaftssektoren stützt sich zunehmend auf flexible, hypersexualisierte Begierden bei der Vermarktung des Bewusstseins und des Körpers« (1996, 545 u. 547). Wo Uniformität war, herrscht jetzt Multiformität. Doch die Subjektionszumutungen sind nicht geschwunden, sondern sie haben sich schubhaft gesteigert und verdichtet. Es ist, als sei nicht nur Odysseus vom Mast losgebunden, sondern als seien auch die Ohren seiner Gefährten

nicht länger mit Wachs verstopft. Alle sind wir gleichermaßen von Versuchungen umdient. Auf dem deregulierten Markt des Begehrens und seiner Bilder selektieren sich die Individuen selbst. Die Handlungsfähigkeit der Marktgewinner modelliert sich als »Leistungsverhalten mit Erfolgsorientierung« im Sinne der Nachfrage.

Die Triebökonomie wird unter diesem Vorzeichen sportiv überformt. Wie ein reales Gleichnis dafür wirkt das *Fitness Center*, in dem eine multikulturelle Elite sich in Form bringt, um die übrige Menschheit abzuhängen. Odysseus mag den Sirenengesängen nachgehen, sofern er rechtzeitig wieder am Bildschirm und in Hochform ist. Wo die Leistung über die Lust herrscht, ist das Subjekt in Ordnung. Wo die Lust über die Leistung herrscht, fällt es in eine Unordnung, die es für Herrschaft disqualifiziert. *Sich der Lust zu unterwerfen, repräsentiert Unterklasse und Ungesundheit* (vgl. W.F. Haug 1986, 129ff), gilt dann für die Adepten der Neosexualität nicht weniger als für die der früheren Sexualitätsformen, die noch vom Regime der säkularen ›Sexualfeindschaft‹ geprägt waren. Das ideale postfordistische Individuum ist Manager seiner selbst. Es ist nicht weniger, *nur anders* heteronom als das fordistische, doch hat es seine Heteronomie in Selbstverwaltung zu übernehmen. So tendiert die ›postmoderne‹ Leistungselite dahin, so etwas wie ein drittes Geschlecht zu werden, in das Individuen beider Geschlechter einwandern können. Die Manager ihres Selbst sind auch die ihres Geschlechts. Dieses soll dem jederzeit an- und abstellbaren Lächeln gleichen, das die blendend weißen Zähne zeigt. Lust hat dem Subjekt verfügbar zu sein, nicht das Subjekt der Lust. Die sich selbst für das sozioökonomisch Geforderte verfügbar halten, halten im Idealfall den Zugang zur Triebbefriedigung verfügbar wie Fertiggerichte im Tiefkühlfach. Das in jedem Sinne ›schlanke‹ Subjekt pflegt möglichst die *Lean sexuality*. »Herauskommen sollen«, heißt es bei Sigusch, »so etwas wie *Self-sex* und *Self-gender*, selbstmächtig selbst produziert und selbst reguliert« (1998, 1209). Aus der ätzenden Wiederholung des »selbst« mit Anklang an Selbstbedienung oder Selbstbefriedigung usw. spricht die Skepsis dessen, der sich weder blind macht für die sozialen Folgen dieser ›Deregulation‹ noch für das Unverfügbare am Sexuellen.

Und die Sexualität der Aussteiger? Mit den Aufsteigern haben sie die Aneignung ihrer Möglichkeiten gemeinsam. Doch anders als diesen herrscht ihnen kein inneres Wesensgesetz personifizierter Karriere und keine durch die Konkurrenz zum äußeren Zwangsgesetz gemachte Disziplin die Selbstverwaltung des Mangels auf, den sie zu sein haben. Doch wenn sie nur aussteigen und kein Projekt einer gesellschaftlichen Alternative verfolgen, folgt ihre Lustökonomie nicht in jeder Hinsicht anderen Bahnen als die der neoliberalen Subjekte. Das Problem bleibt dann das des abgetrennten Begehrens, das sich in dieser Gestalt bewusstlos ein Klassenprivileg herausnimmt, wie Rosemary Hennessy im Blick aufs mobil-transgressive Sex-Subjekt des Postfordismus allgemein und die ›Lustabstraktion einer Lesbenmaschine‹ im Besonderen gezeigt hat (1996).

Der integrale (den illegalen umfassenden) Markt bietet schlechthin alles. Die Steigerungsdynamik, stets schärferer Reize zu bedürfen, ist die andere Seite seiner unendlichen Langeweile der Beliebigkeit. In dem Maße, in dem er Lust erlaubt, weil

die Warenform ihr den Passierschein ausstellt, zieht jene sich zurück in verbotene Zonen, bis die Ordnung vom Argwohn zerfressen wird, die ungezügelte Lust sei das Privileg der Gegenordnung des ›Sexualverbrechens‹.

Literatur

Castells, Manuel, *Das Informationszeitalter*, Bd. 3, Opladen 2003

Hennessy, Rosemary, »Lesbisches Begehren im Spätkapitalismus: Queer – Klasse – Handlung«, in: *Das Argument* 216, 38. Jg., 1996, H. 4, 539-50

Haug, Frigga, »Sexuelle Deregulierung oder Der Kinderschänder als Held im Neoliberalismus«, in: dies., *Vorlesungen zur Einführung in die Erinnerungsarbeit. The Duke Lectures*, Hamburg 1999, 153-76

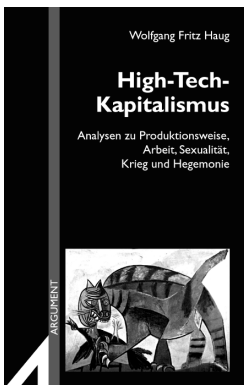
Haug, Wolfgang Fritz, »Sexualität als Übungsfeld der Selbst/Beherrschung«, in: ders., *Die Faschisierung des bürgerlichen Subjekts. Die Ideologie der gesunden Normalität und die Ausrottungspolitiken im deutschen Faschismus*, Hamburg-Berlin/W 1986 (2. Aufl. 1987), 126-45

Horkheimer, Max, u. Theodor W. Adorno, *Dialektik der Aufklärung*, Amsterdam 1947

Kojève, Alexander, *Hegel. Versuch einer Vergegenwärtigung seines Denkens*, Kommentar zur Phänomenologie des Geistes, hgg. v. Iring Fetscher, Stuttgart 1958

Sigusch, Volkmar, »Die neosexuelle Revolution«, in: *Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen*, hgg. v. Werner Bohleber, 52. Jg., 1998, H. 12, 1192-234

Winnacker, Ernst-Ludwig, »Unter jedem Stein glänzt ein Diamant. Unterwegs in das Jahrhundert der Naturforschung«, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 18.9.2000, 60



Analysen zum High-Tech-Kapitalismus

»Die vierzehn Kapitel sind bündige Stücke, scharf und präzise in ihrer Argumentation. [...] Zusammen versuchen sie, ein neues theoretisches Paradigma zu umreißen, das die globale Gesellschaft zu Beginn des 21. Jahrhunderts erfasst.«
Stefan Howald, Neue Zürcher Zeitung

Wolfgang Fritz Haug
High-Tech-Kapitalismus
Analysen zu Produktionsweise, Arbeit,
Sexualität, Krieg und Hegemonie
AS 294 · 19,50 € · ISBN 3-88619-294-6

Im Buchhandel oder beim Argument-Versand:
Reichenberger Str. 150 · 10999 Berlin · Fax: 030 / 611 42 70 · versand@argument.de

Hannu Eerikäinen

Liebe deine Prothese wie dich selbst

I would rather go to bed with a cyborg than a sensitive man.
Donna Haraway (zit. n. Penley/Ross 1992, 18)

Bis jetzt war noch Händearbeit nötig, von jetzt aber arbeitet
der Apparat ganz allein.
Franz Kafka (*In der Strafkolonie*)

In Deutschland kamen nach dem Ersten Weltkrieg hunderttausende Soldaten als Krüppel von der Front zurück. Über 80000 waren Amputierte, 24000 an Armen und 56000 an Beinen (Fineman 1999, 88). Sie verkörperten nicht mehr den militärischen Ruhm und Stolz des Vaterlandes, sondern als »fleischgewordenes Elend« (Kienitz 2001) stellten sie die instrumentelle Logik der modernen Kriegführung dar, die den Körper zum funktionalen Bestandteil einer rationell organisierten Zerstörungs- und Tötungsmaschinerie reduzierte – eine Megamaschine (Mumford 1967, 192f), die Tote wie lebende Tote produzierte. Sie waren eine neue Art »gelehriger Körper« (Foucault 1994, 173ff): Früher waren sie einmal Menschen mit einer persönlichen Geschichte, nun, als Ergebnis des Krieges, eine gesichtslose Masse behinderter Wesen, ohne Zukunft als selbständige Individuen, als souveräne Subjekte.

Um der sozialen Gerechtigkeit willen und vor allem um politische Unruhen zu vermeiden, mussten diese nicht nur verstümmelten sondern auch traumatisierten Überlebenden wieder in die Gesellschaft eingegliedert werden. Zu diesem Zweck wurde ein großangelegtes Programm entworfen, in dessen Verlauf die Kriegsversehrten buchstäblich wiederhergestellt wurden (vgl. Perry 2005, Price 1996). Die Prothese war die Wiedergeburt, eine technologische Auferstehung, denn diese Männer sollten so schnell wie möglich vom Kanonenfutter zu produktiven Arbeitern und sozial integrierten Bürgern des nachkaiserlichen Deutschlands, der Weimarer Republik, werden. Diese Art militärisch-industrieller Zerstückelung und Wiederherstellung des Körpers als einer funktionalisierten Körper-Maschine findet ihren charakteristischen Ausdruck in der pervers-philanthropischen Vorstellung von Arbeitsteilung, die Henry Ford in seiner Autobiographie *Mein Leben und Werk* (1923) ausbreitet; Mark Seltzer fasst aufschlussreich zusammen:

Die Produktion des T-Modells erforderte 7882 verschiedene Arbeitsschritte; wie Ford jedoch bemerkte, wurden nur für 12 Prozent dieser Tätigkeiten – 949 Arbeitsschritte – »starke, nicht-behinderte und mehr oder weniger körperlich perfekte Männer« gebraucht. Von den übrigen – und das sah Ford offensichtlich als zentralen Erfolg seiner Produktionsmethode – »konnten, wie wir feststellten, 670 von Männern ohne Beine, 2637 von Männern mit einem Bein, 2 von Männern ohne Arme, 717 von einarmigen Männern und 10 von blinden Männern ausgeführt

werden«. Während man einerseits sagen kann, dass eine solche Vorstellung auf eine gewaltsame Zerstückelung des natürlichen Körpers und eine völlige *Entleerung* menschlichen Handelns hinausläuft, entwirft sie andererseits ein Überschreiten des natürlichen Körpers und die *Ausweitung* menschlicher Handlungsfähigkeit durch Technologien, die ihn ergänzen. Dies ist die doppelte Logik der Technologie als Prothese, welche die miteinander verbundenen Probleme des Körpers und der ungewissen Wirkung, die Fragen nach der Technologie nach sich ziehen, deutlich macht. (Seltzer 1992, 170f)

So wurde am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts an der Kriegs- und Produktionsfront die Vorstellung vom Menschsein durch die Prothese neu definiert: der *homo protheticus* (Sloterdijk 1983, 794) »marschierte gehorsam von der Westfront zur Produktionsfront« (Fineman 1999, 88). Das ist der Ursprung der Technologisierung des Menschen im Sinne der Moderne. Aus dieser Perspektive war die Figur des prophetischen Mannes der Weimarer Zeit ein unfreiwillig ironischer Kommentar zum Ideal des »Neuen Menschen« (vgl. Küenzlen 1997, Van Dülmen 1998, Lepp u.a. 1999), das verschiedene politische Bewegungen – weltliche und (neo)religiöse, progressive und reaktionäre, linke und rechte, durchweg im Banne einer Reform-Ideologie – zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts formuliert hatten (vgl. Buchholz u.a. 2001). Nach dem Ersten Weltkrieg wurde dieses prophetische Wesen im Diskurs der sogenannten »Krüppelfürsorge« im Rahmen der »medizinisch-technischen Industrie« als »völlig neue Form von Leben« dargestellt (Fineman 1999, 96f), als Konstruktion eines halb organischen, halb technologischen Körpers (vgl. Horn 2001, 195ff).

War der prophetische Mann der Weimarer Zeit, als Hybride aus Fleisch und Metall, ein *Cyborg avant la lettre*? Und weiter: Warum gibt es, wenn es um die »Verbindung zwischen Moderne, Technologie und dem Körper« geht, »keinen besseren Ausgangspunkt als die Figur der Prothese« (Smith/Morra 2000, 5)? Wo die Prothese als Emanzipation des Körpers von den Beschränkungen der Biologie (und mithin der Natur) gefeiert wird, stellt sich die Frage, was diese affektive Aufladung der Prothese in der Postmoderne bedeutet; welche Art von Gefühlen die Prothetik in der zeitgenössischen Kulturtheorie offenbart.

Sex, Sexualität und Körper sind zu einer verführerischen Sphäre des technologischen Imaginären geworden: Was einst harte historische Tatsache war, ist jetzt Fiktion – eine Theorie-Fiktion –, die verschiedene Cyborg-Konstruktionen in das visionäre Reich der »Post-Theorie« (vgl. Eerikäinen 2002) projiziert; prophetische Wesen, die sich frei in den grenzenlosen Sphären des Cyberspace bewegen. Offensichtlich gilt in der Welt virtualisierter Körper und Sexualität, was Robert Darnton (1994) im Blick auf die Libertinage des 18. Jahrhunderts sagte: »Sex ist gut fürs Denken«. In diesem Sinne ist die Welt der »Cybersexualitäten« eine postmoderne Version des *radical chic* der sechziger Jahre; eine politische Traumlandschaft der Avantgarde, übertragen ins Reich des technologischen Imaginären.

Zwischen den trostlosen Nachkriegsjahren der Weimarer Republik und dem heiteren neuen Zeitalter von Silicon Valley liegen natürlich Äonen. Trotz oder vielleicht wegen dieser historischen Distanz kann man mit Blick auf die Art der affektiven Ökonomie der die Technologisierung des Menschen feiernden Theorien

fragen: Warum ist ein künstliches Glied, das einst Ersatz für einen körperlichen Verlust war, zu einer technologischen Erweiterung des so genannten »postmenschlichen Körpers« geworden? (vgl. etwa Dixon/Cassidy 1998) Warum hat die Idee der Prothese einen solch radikalen Wandel vollzogen? Wenngleich diese neue Prothetik nicht nur das Angebot enthält, die Fähigkeiten des Subjekts zu erweitern, sondern vor allem dem neuen »Techno-Körper« post-körperliche Vergnügungen zu ermöglichen verspricht (vgl. Spreen 1997), wie ist es zu erklären, dass das bittere Bedürfnis eines beschädigten Körpers zu einem Objekt euphorisch-utopischer Träume, einem Vehikel für Triebphantasien geworden ist? Kurz: Warum ist der prothetische Körper »sexy«?

Ohne Zweifel ist die enorme Entwicklung neuer Technologien um den Computer ein wesentlicher Grund für die erhebenden Visionen und Phantasien einer Ermächtigung des Subjekts durch prothetische Erweiterungen des Körpers, doch nicht nur das. Während die Prothese im Nachkriegsdeutschland sowohl eine Tatsache als auch eine diskursive Konstruktion war, ist sie heute vor allem eine diskursiv konstruierte Theoriefiktion: ein affektives Objekt, das eine spezifisch postmoderne Erregung im Bereich der Kulturtheorie hervorruft. Im Gegensatz zu Jamesons (1991) Verständnis von Postmoderne bin ich der Meinung, dass es kein »Abnehmen des Gefühls« (61f), sondern einen affektiven Exzess gibt, der mit Jamesons Begriffen, die den sinnlichen Modus postmoderner Kultur allgemein beschreiben, angemessen charakterisiert werden kann: »Euphorie«, »Intensität«, und eine »seltsame neue halluzinatorische Heiterkeit« (32f). In diesem Sinne ist der Cyber-Diskurs eine postmoderne, post-netzscheanische »fröhliche Wissenschaft« – als libidinöse Sprache wahrlich eine »consensual hallucination« (Gibson 1984); von der Science Fiction zur Theoriefiktion transponiert: es gibt kein »Cyber« ohne »Post« (Eerikäinen 2005).

»Ich bin eine Person, die sich in ihre Prothesen verliebt hat«, schwärmt Allucquère Rosanne Stone (1995, 3), eine kalifornische Techno-Theoretikerin und maßgebende Vordenkerin des Cyber-Diskurses. Anstatt sich von einem »epistemologischen Calvinismus«, der vorschreibt, dass »die Arbeit die wesentliche Bestimmung des menschlichen Vermögens« sei (9), einschränken zu lassen, erfreut sie sich an einer Welt des unbegrenzten Ich, dem Reich des »techno-sozialen Spaßes« (14f). Im Verhältnis zum Cyborg manifestiert sich die Postmoderne in einer Anhäufung von Gefühlen, Leidenschaften und Sehnsüchten, die ich *prothetische Liebe* nenne. In meinen Augen ist das genau die Art, wie der Cyber-Diskurs funktioniert: Es ist ein Diskurs von technologischem Pathos, ein Diskurs affektiver Erregung. In diesem Sinne ist der Cyber-Diskurs eine Form der triebhaften Sprache, die an die *écriture féminine* erinnert (vgl. Gieselbrecht/Hafner 2001). Wo der weibliche Körper einst ein Objekt spezifisch weiblicher Lust, *jouissance*, war, haben wir nun einen futuristischen »Cyber-Körper« als Traumobjekt futuristischer prothetischer Theorie. Gleichgeblieben ist jedoch das euphorisch-libidinöse Begehren nach einem Lustkörper als Befreiung des Subjekts – eins von den Phantasmen der Postmoderne.

Der »neue Mensch«

Bevor ich mich dem post-utopischen Paradies der prothetischen Liebe widme, um seine post-menschlichen Wunder zu bewundern und zu genießen (vgl. Haraway 1995, 35), ist es angebracht, noch einmal zur trostlosen Wirklichkeit der Weimarer Republik zurückzukehren. In diesem maskulinen Maschinenpark der verlorenen Illusionen und zerschmetterten Zukunft stand weniger Lust auf der Tagesordnung als die nackte Notwendigkeit des Überlebens. Es war die »zynische Vernunft«, die das soziale Ethos diktierte, welches das männliche Subjekt in eine Mensch-Maschinen-Konstruktion verwandelte. Im Kontext einer prothetischen Neugestaltung des Körpers in einer gesellschaftlichen Ordnung, die der Logik militärisch-industrieller Effizienz gehorcht (Sloterdijk 1983, 791ff), ist die zynische Vernunft eine auf dem Kopf stehende Rationalität: Zuerst zerstört man die Integrität des Menschen durch das Verstümmeln seines Körpers, dann repariert man den Schaden, indem man organische Körperteile durch mechanische Ersatzteile substituiert. Gesamtgesellschaftlich betrachtet: zuerst baut man eine rational funktionierende Tötungs- und Zerstörungsmaschinerie auf, die auf den neuesten Erkenntnissen von Wissenschaft und Technik beruht, um dann diejenigen, die nicht das Glück hatten zu sterben, mit Mitteln wiederherzustellen, die derselben Vernunft gehorchen, die auch die *raison d'être* dieser ganzen apokalyptischen Unternehmung ausmacht, die Tote und lebende Tote zugleich produziert.

Mens sana in corpore sano – dieses antike Ideal war nach der großen Todesorgie vom Anfang des 20. Jahrhunderts nicht länger gültig. Heutzutage zeigt sich die *Antiquiertheit des Menschen* (Günter Anders). Sein Veralten begann in den Schützengräben des Ersten Weltkriegs und setzte sich verstärkt nach dem Krieg in den Visionen von »gepanzerten Körpern« fort, die von rechten Intellektuellen der Weimarer Republik enthusiastisch gefeiert wurden (vgl. Theweleit 1977/78). In der Nachkriegszeit wurde die Idee des Menschen im Hinblick auf die Maschine völlig neu definiert. Seitdem ist die Prothese zum Emblem der Transformation des Menschen zum Post-Menschen geworden. Die Prothese ist aber keine Perfektionierung des Körpers, sondern im Gegenteil ein »deutliches Zeichen irreparablen Verlustes«; sie steht nicht für eine höhere Form des Menschseins, sondern für eine »technologisch ergänzte Unvollkommenheit« (Fineman 1999, 88).

Die offizielle Rehabilitationsdoktrin der Weimarer Republik sah diese Dinge allerdings genau anders herum. Bestärkt durch die neuen wissenschaftlichen Ansätze der gerade aufkommenden Arbeitswissenschaft und Psychotechniken (vgl. Rabinbach 1992, 179ff; Weber 2001), sah die deutsche medizinisch-technische Industrie den Körper nicht mehr als ein organisches Ganzes, als Substrat und Substanz der menschlichen Persönlichkeit, sondern im Hinblick auf funktionale Fähigkeiten als ein zerlegtes Werkzeugsystem. Als rational eingegliedert Teil des Produktionsapparates war der Körper bloß eine mit Ersatzteilen zu vervollständigende Maschine; ein Leistungskörper, der berechnet, reguliert und verwaltet werden musste, um das maximale Ergebnis im Dienste der nationalen Wirtschaft herauszuholen. In diesem Rahmen war der Körper ein »funktionaler Bestandteil der sozialen Maschine« (Fineman 1999, 92).

Der Amputierte der Weimarer Republik wurde als ökonomischer Faktor behandelt, der – als fordistischer Mensch – »immer noch seinen Teil tun kann, auch wenn seine eigenen Teile kein Ganzes mehr ergeben« (93). Als eine »Anhäufung einzelner Funktionen« stellte der Krüppel eine völlig neue Entität dar, eine »einzigartige Konfiguration von Körper und Seele«, eine »spezielle biologische Person mit ihren eigenen Fähigkeiten und Gesetzen« (96f). In diesem Sinne war das Deutschland der Nachkriegszeit nicht nur eine Matrix der sozialen, politischen und persönlichen Pathologien in der Moderne, es war auch Klinik und Laboratorium für die Konstruktion des »neuen Menschen«. Alles Technologische wurde nicht nur als praktisches Resultat innovativer Ingenieurwissenschaften betrachtet, sondern auch als Objekt utopischer Träume und dystopischer Alpträume: Technologie war die Quelle phantastischer und phantasmatisch-phallischer Projektionen, die für die Moderne charakteristisch sind.

Die Entstehung des »neuen Menschen« bezog sich natürlich zunächst auf den Mann. Tatsächlich fällt die Entstehung der maskulinen Gestalt bereits ins Kaiserreich, wo im Geiste einer nationalistischen moralischen Wiederaufrüstung Nietzsches *Zarathustra* als ideologische Hilfe in der militärischen Ausbildung instrumentalisiert wurde, um die angeblich »verweichlichten« Rekruten »abzuhärten« und so zu furchtlosen Kriegern zu machen, für die »›du sollst‹ angenehmer klingt als ›ich will‹« (Nietzsche, zit. n. Fineman 1999, 91).

Unter den rechten Intellektuellen der Weimarer Republik war Ernst Jünger derjenige, der die idiosynkratische Mischung aus traumatischer Enttäuschung, aggressiver Modernität und einem wütenden Glauben an eine bessere Zukunft als »totale Mobilmachung« (1930/1980), die auf Technik beruht, am entschiedensten verkörperte; sowohl mit seiner Person wie mit seinen Texten propagierte er schlagend die Idee des »neuen Menschen« als des Retters des besiegten Deutschland (1932/1982). Für einen protofaschistischen Autor wie Jünger war der »neue Mensch« die für die kommende militärisch organisierte Gesellschaft angemessene Subjektform. In dieser technokratischen Utopie war der Mensch als »Gestalt«, die die Errungenschaften von Wissenschaft, Technik und militärisch-industrieller Produktion verkörperte, der Grundbaustein für eine neue Form der Gesellschaft, die dem Gebot rationaler Kalkulation untergeordnet war.

Dieser moderne, vollständig mechanisierte und als solcher durch und durch militariserte gesellschaftliche Held war, wie Andreas Huyssen sagt, eine »metaphysisch kodierte Gestalt des Krieger-Arbeiters mit dem Körper eines Kriegers, konstruiert als die ultimative gepanzerte Kampfmaschine« (1993, 8). Diese männliche Gestalt war das Emblem eines »neuen, vollständig technischen Zeitalters« mit »seiner freudig antizipierten Synthese von Fleisch und Stahl«, von »Körper und Maschine« (9). Offensichtlich resultierten Jüngers »größenwahnsinnige und narzisstische Machtphantasien, kombiniert mit einem Kult der Härte und Unverwundbarkeit«, aus »der traumatischen Erfahrung der Entmannung im verlorenen Krieg« (ebd.). Diese maskulinistische Phantasiewelt begründete im traumatisierten Nachkriegsdeutschland ein Diskursuniversum, das die nationalistischen Träume von einem gesunden und integren *Volkskörper* legitimierte.

Nach Huyssen verläuft eine Linie von Jünger zur zeitgenössischen »Cyborg Science Fiction«. Jüngers entmannter Weimarer Mann, dieser verstümmelte Kriegsüberlebende und prothetisch rekonstruierte Krieger-Arbeiter, ist ein Vorfahr des postmodernen Cyborgs. Für Matthew Biro (1994) war der »neue Mensch« – ausgearbeitet in den wissenschaftlich-medizinisch-politischen Diskursen und in literarischen, visuellen und filmischen Fantasien der Weimarer Republik – in der Tat ein Cyborg, ein kybernetischer Organismus, sowohl als Subjekt wie hinsichtlich seiner gesellschaftlichen Lage. Auch wenn, so Biro, das Wort »Cyborg« noch nicht existierte, war doch die Idee bereits in das kulturelle Imaginäre der Weimarer Republik eingeschrieben. Die Gestalt tauchte z.B. in den Berliner Dada-Fotomontagen auf, in Fritz Langs *Metropolis* (1926) und in Jüngers Foto-Buch *Die veränderte Welt* (1933). Biros »Weimarer Cyborg« repräsentiert zugleich die autoritären und aggressiven militärischen Ideale und deren radikale Kritik durch die Darstellung von kaputten, mechanisierten und marionettenhaften Persönlichkeitstypen. Der »Weimarer Cyborg« ist eine komplexe Gestalt, ein Geschichtszeichen der katastrophischen Weimarer Jahre, die von einem Krieg in den nächsten führten.

Den Penis verlieren ... zum Spaß

Die Verwandlung des im Vorkriegs-Deutschland so genannten »Sonntagsarms«, der in der Freizeit hauptsächlich als ein das fehlende Glied simulierender kosmetischer Ersatz genutzt wurde (Fineman 1999, 103f), in die Weimarer Prothese, die es der Person erlaubte zu arbeiten, war nicht nur ein technologischer, sondern auch ein politischer Prozess, der tief in die affektive Ökonomie sowohl der prothetischen Männer als auch der deutschen Nation hineinreichte, die nach dem beschämenden Ende des Krieges verzweifelt eine neue Identität suchte (Kienitz 2001, 230ff). Während der prothetisch rehabilitierte Arbeiter durch den Anschluss an die Produktionsmaschinerie buchstäblich vor dem Verlust seiner sozialen und persönlichen Identität bewahrt wurde, gab es natürlich Tausende von Männern, die mehr verloren hatten als ihre Fähigkeit zu arbeiten, und dadurch in ihrem Menschsein, in ihrem männlichen Dasein, irreversibel beschädigt waren. Die bitter ironischen Kunstwerke von George Grosz arbeiten diesen scheinheiligen Charakter der Weimarer Republik drastisch heraus. Während eines kurzen Aufenthalts in einem Militärhospital hört Grosz ein Gespräch über den Soldaten im Bett neben ihm, der seine Genitalien verloren hat: »Für den ist der Spaß mit den Mädchen vorbei«, sagte der Sanitäter. Der Feldweibel war anderer Meinung:

»Glaub das nicht, mein Junge«, sagte er. Die verpassen ihm doch glatt einen nagelneuen, spezialanfertigten Schwanz aus Holz. Das haben wir hier alles schon gesehen. Und künstliche Beine sind so gut, jedenfalls beinahe so gut, wie richtige, für manche Sachen sogar besser, wenn du mich fragst, wie ... Hürdenlaufen oder Hochsprung, jedenfalls beinahe. Ich meine, beinahe besser als richtige Beine. Er mochte das Wort »beinahe«. (Grosz, zit. n. Fineman 1999, 96)

Für den Feldweibel »stellt sich die Prothese nicht als eine Imitation des verlorenen Glieds dar, sondern als Verbesserung und Erweiterung einer verlorenen oder geschwächten Funktion« (ebd.). »Was an Affekt verloren geht, wird durch Effekt

wettgemacht: Der Soldat mit dem hölzernen Schwanz mag keinen Spaß mehr mit den Mädchen haben, aber die Mädchen können noch immer Spaß mit ihm haben«. Wenn dieser »zynische Funktionalismus« ein Beispiel für ein »alptraumhaftes Schauspiel der Kastrationsangst« bietet (ebd.), wie steht es dann mit der Sexualisierung der Prothese – und der Prothetisierung der Sexualität –, wie sie von postfeministischen Techno/Cyber-Theoretikerinnen gefeiert wird? Warum bedeutet weiblich – oder feministisch – zu sein, wie Patrick D. Hopkins formuliert, als »Sex/Maschine« zu funktionieren (1998)? Warum sind insbesondere Cyberfeministinnen so fasziniert von der technischen Steigerung von Sex, sogar von der Ersetzung des menschlichen Körpers durch Maschinen? (vgl. Flangan/Booth 2002, Reiche/Sick 2002) Warum begehren sie »Cybersex«, Prothesen-Sex mit post-gender cyborgschen Konstruktionen im Cyberspace? Ein »Web Grrl« schreibt unter dem Pseudonym »Weeber«:

Maschinen sind einfach [...]. Täglich schaffen wir intimere Beziehungen mit ihnen [...]. Wir Frauen müssen unsere eigenen technischen Verbesserungen dieser überbewerteten Dinge, die menschliche Beziehungen genannt werden, erfinden. Warum nicht jetzt mit dem Prozess des Sich-Fortpflanzens mit Maschinen beginnen, solange das nervige Risiko einer Schwangerschaft (noch) nicht gegeben ist? (zit. n. Pearce 1999, 277)

Hier zeigt sich die Techno-Euphorie des Cyber-Diskurses, die ich prothetische Liebe nenne: Technologie zugleich als Wunschvorstellung einer post-geschlechtlichen Welt und als Objekt sexueller Fantasien. Alles was »Cyber« ist, zeugt von Begehren, Lust und, als der Höhepunkt des Genusses, *jouissance*. Das ist die postmoderne Sexualisierung sowohl der Technologie als auch der Theorie (Eerikäinen 2003, 2005). Wenn einst das Gebot der Vernunft für Freud war: »Wo Es war, soll Ich werden«, lautet jetzt der Imperativ des Techno-Imaginären: Wo Ich war, soll Maschine werden.

Jeanne Hammings »post-lesbische« Diskussion des Dildo soll diese These verdeutlichen. Hamming beansprucht eine »nicht-phallogozentrische Auffassung des Dildo« (2001, 336) – ein Projekt, das, wie sie behauptet, eine »technologische Mutation des Menschlichen zum Post-Menschlichen« bewirkt (337). Der Dildo funktioniere als ein »transformatives Objekt«, als »fetischistisches ›Zubehör‹«, als eine »Ergänzung«, kurz, eine »Prothese« (331). Der Dildo ist »imstande, ein extra-phallisches Verlangen auszudrücken«; »jede Lesbe kann sich *einen besseren Penis kaufen, als irgendein Mann besitzt*« (ebd., Herv. d. A.). Als ein »phallisches Simulakrum« scheint die Dildo-Prothese dem »mängelbehafteten organischen Penis potenziell überlegen zu sein«; sie fungiert als »technisch verbesserte Erweiterung des Penis« (ebd.). Der Dildo biete »einer Lesbe Geschlechtsflexibilität als Cyborg« (330); was bislang als geschlechtliche Transgression bezeichnet wurde, nennt Hamming »Geschlechtsmutation«, die zu einer Verwandlung »der Lesbe in die Post-Lesbe« führt (335). So verschaffe der Dildo – oder ein anderes künstliches, abnehmbares Sexualorgan – dem post-sexuellen Sex-Subjekt nicht nur eine völlig neue Art der Lust, sondern »bietet das Potenzial, die Machtdynamiken der Heterosexualität zu untergraben« (333) und ermöglicht eine »post-geschlechtliche Cyborg-Identität« (332).

Als ein kulturelles Konstrukt, das angeblich gegenhegemoniale Räume erschließt, bietet die mit dem Dildo ausgestattete Lesbe feministischen lesbischen Theoretikerinnen ein provokatives kulturelles Signal – sie hat den Phallus, nicht biologisch, sondern technisch, und hat ihn auch nicht, d.h. sie kann ihn jederzeit wieder ablegen. Der Dildo agiert als eine postgeschlechtliche Prothese, und die Lesbe agiert als Cyborg, post-menschlich und daher weder männlich noch kastriert. [...] Der Dildo agiert als körperlose Prothese, also nicht als Ergänzung des fehlenden Penis, sondern als produktive Mutation des dildonischen Körpers zu etwas völlig Anderem. (337)

Doch was ist das »Anderer«? Der durch eine Granate kastrierte Kriegskrüppel hatte zwar »keinen Spaß mehr mit Mädchen«, doch der offizielle Rehabilitationsoptimismus bot noch Hoffnung auf eine prothetische Verbesserung des beschädigten Körpers. Während aber der hölzerne Penis in der Vorstellung des Sanitäters eine Sex-Prothese zur »Verbesserung und Erweiterung einer verlorengegangenen oder geschwächten Funktion« wird, stellt der Dildo für Hamming ein »postmenschliches Sex-Szenarium« dar, das nicht nur den »weiblichen Kastrationskomplex« unterläuft, sondern eröffnet auch die Möglichkeit, dass das, »was vielleicht kastriert wird, der männliche Körper mitsamt seinem phallozentrischen Gepäck ist« (339). Folglich ist Schluss mit dem Terror des männlichen Organs und den Beschränkungen des biologischen Körpers, dem Gefängnis des Fleisches; stattdessen sexuelle Freiheit durch postmoderne Prothetik. In der Welt des Cyber-Diskurses wird, wie Haraway (1991) sagt, die »Prothese eine fundamentale Kategorie zum Verständnis unseres innersten Selbst« (249). Es stellt sich bloß die Frage, wer dieses »Wir« ist, das in den Genuss kommt, ein prothetisches Wesen zu werden?

Das Versprechen des Cybersex

Damit sind wir in die Welt der »Cybersexualitäten« eingetreten, in der die Prothetik das Reich der Existenz außerhalb des fleischlichen Körpers eröffnet, die Welt des Cybersex. Entsprechend der Logik, die dieser neuen, vom »Cyber« geforderten Ordnung des Lebens innewohnt, gibt es natürlich viele Antworten auf die Frage, was diese Welt ausmacht. Über den »nächsten Sex«, der der »letzte Sex« sein wird, sagen Arthur und Marilouise Kroker:

Eine frei flottierende Welt sexueller Software, die als Nachricht versandt, kopiert, upgelinkt und downgeloaded werden kann in einen Körper, der schon immer wusste, dass er sich nicht mit den obsoleten Gefängnissen der Natur, des Diskurses und der Ideologie zufrieden geben muss. In *der Galaxie der sexuellen Software* ist ›morphen‹ die einzige Regel: die rasche Mutation aller binären Zeichen in ihr Gegenteil. Rekombinierender Sex ist der nächste Sex, der letzte Sex. Eine Zeit der Blitz-Treffen zwischen der kalten Verführung des Cyberspace und der primitiven Libido des Trash-Sex. (Kroker/Kroker 1993, 15; Herv. d. A.)

Die Krokeros sind hier nicht nur im Besitz einer Sprache, sie sind besessen von einer Sprache: der *jouissance* des digitalen Deliriums, einem spezifischen Ergebnis der Post-Theorie. Sprache funktioniert hier als lustbringende »sexuelle Software«. Statt obsolet geratener Paläosexualität genießen wir nun postmoderne Hypertextualität;

keine fleischlichen Freuden mehr, sondern die Ekstase frei flottierender Signifikanten im Reich des Techno-Imaginären. Dies ist das Kamasutra des Cyber-Diskurses (vgl. Barthes 1973, 6).

Hier ist Technologie zu einer neuen Libido geworden, die sich vom Reich des Fleisches auf den »anderen Schauplatz« des Techno-Imaginären verschoben hat. Zoë Sofoulis nennt dies »Techno-Erotik« (2000) und betont das Potenzial der Technologie als »Objekt erotischen Vergnügens«. Sie erkennt hierin das Versprechen des freudschen »Prothesengottes«, der auf Technologien verweist, »die eine Beziehung zu denjenigen Extremitäten, Organen und Funktionen haben (oder diese Beziehung erweitern), die wir bewusst kontrollieren«, wobei das Ganze auf eine neue Form von Subjekt hinausläuft, das Sofoulis »Para-Ego« nennt (ebd.).

In dieser libidinös besetzten Konfiguration ist die Prothese nicht mehr Erweiterung des Phallus, sondern ein allumfassendes Netzwerk post-feministischer, post-foucaultscher »Technologien des Selbst«, die, wie Sadie Plant – die erste aller Cyberfeministinnen – sagt, aus »Nullen und Einsen« bestehen (1997). Der weibliche Körper ist nicht mehr ein freudsches »Schicksal«, sondern eine post-ödpale, technokörperliche Konstruktion, deren Sexualorgane – wie diejenigen der weiblichen Figur in der *écriture féminine* – überall am neuen kybernetischen Körper zu finden sind (vgl. Irigaray 1977/1985, 28). Plant (1998) nennt dies »virtuellen Sex« (30): eine völlig neue Form des Sexuellen als »Inbegriff körperloser Lust, berührungsloser Sex ohne Sekrete in einer Zone totaler Autonomie« (ebd.). Und viel mehr, es geht um technologischen Sex, Sex im Lusttempel der Prothetik, ein »sicheres Umfeld, das frei von den Nebenwirkungen und Komplikationen des tatsächlichen Geschlechtsverkehrs ist: von übertragbaren Krankheiten, Schwangerschaft und Abtreibung und den traurigen Verpflichtungen der emotionalen Bedürfnisse« (ebd.). Cybersex ist Prothesen-Sex in einem »geschlossenen Kreislauf, ein »abgedichtetes Anderswo«, ein »virtueller Raum, der nach Belieben betreten werden kann« (ebd.). Wovon auch immer du träumst, es ist für dich da, *virtuell*. In diesem künstlichen Paradies erreichen wir eine nie dagewesene Ebene des sexuellen Vergnügens:

Cybersex ist bereits weit entwickelt: die Hardware ist fetischisiert, die Software ist Porno, und große Teile der Telekommunikationssysteme werden von Erotik konsumiert. Aber dies sind nur die offenkundigsten – und vielleicht uninteressantesten – Beispiele für ein allgemeines Verkommen des »natürlichen« Sex. [...] Die Simulation von Sex geht Hand in Hand mit der Deregulierung der gesamten sexuellen Ökonomie, der Auflösung ihrer Verbindungen mit der Reproduktion, und dem Zusammenbruch ihrer Spezifik: Sex zerlegt sich in Drogen, Trance und Tanzbesessenheit; Androgynismus, Hermaphroditismus und Transsexualität werden zunehmend wahrnehmbar; Paraphilie, Körper-Engineering, Queer-Sex und was Foucault »die Slow-Motion von Lust und Schmerz« des SM nennt (ebd.).

Dies ist »High-Tech-Sex« (Pat Califia), aber nicht nur das: In der Welt des technologischen Körper-Designs als dem letzten freien Gebiet der Post-Subjekte, einem Reich post-sexueller Ego-Politiken, werden alle bestehenden Begrenzungen abgeschafft. Dadurch wird es uns endlich möglich, auch im Bereich des Sexuellen alle Grenzen zwischen Tier und Mensch und zwischen Tier-Mensch (Organismus) und Maschine sowie zwischen Physikalischem und Nichtphysikalischem zu

überschreiten (Haraway 1995, 36ff). »Cyborg->Sex« stellt etwas von dem reizenden replikativen Barock der Farne und wirbellosen Tiere wieder her«, was zu einer »netten organischen [sic] Prophylaxe gegen Heterosexismus« (Haraway 1991, 150) führt. Das ist das Versprechen des feministischen Cyborg: »Der Cyborg ist ein Geschöpf in einer Post-Gender-Welt« (Haraway 1985, 66f; vgl. Schäfer-Bossert 2005), ein Techno-Wesen, das sich in einem Rausch der promiskuen Lust mit allen und allem verschmilzt.

Das ist aber nicht mehr die Welt von Deleuze und Guattari (1998, 9-16; 2000, 149-66), in der das befreiende, das wahrlich emanzipierte Lust-Objekt ein »organischer Körper« war, sondern das ist die Welt des »Cyber«, in der wir *Organe ohne Körper* begehren und genießen (Eerikäinen 2003). Dies ist was anderes jenseits der alten Welt des Paläo-Sexuellen; einer Welt, in der der »Sex« das »spekulativste, das idealste, das innerlichste Element in einem Sexualitätsdispositiv« (Foucault 1995, 185) war, also eine Welt, in der wir von der »kargen Alleinherrschaft des Sexes« (190) unterworfen waren, eine Welt, die heimgesucht war von allen zur Sache gehörenden Plagen. Das neue Universum ist das des »Post-Sex«, des Sex als Simulation von sich selbst, eine Welt des post-sexuellen Imaginären, in der das Fleisch ein armseliger Überrest der alten Welt ist, verdammt zu einem Leben in den unteren Sphären der Natur (Eerikäinen 2003, 2005).

»Was ist heutzutage Sex? Er ist alles und nichts bzw. reiner *Überrest*, die hyperreale Projektion von etwas Totem, oder aus einer anderen Zeit übrig Gelassenem, das wir nur im Dial-Up-, Playback-Verfahren der post-industriellen Gesellschaft wiedererlangen können. Sex ist ein Köder, eine Attrappe, ein Hirngespinnst. Er löst sich in eine Leinwand auf, in Information, sein Körper wird zu einem Daten-Phantom. Als eine Funktion von Körpern ist oder wird Sex bald Geschichte sein, d.h. obsolet – zu gefährlich, zu ungewiss, zu anstrengend. Wie bei allem anderen wird dein einziger »Zugang« bald ein Passwort sein. Sex ist wie Geschichte heute, sie ist immer schon vorbei. (Bogard 1996, 160)

Wenn es nun mit dem Sex vorbei und der Körper obsolet ist, bleibt nur noch Textualität, die Sexualität ersetzt. Die beste Prothese des »Para-Egos« ist natürlich die libidinöse Sprache, die durch alles, was »Cyber« ist, erzeugt wird. Das ist aus Barthes' »Lust am Text« geworden: Sex als Text, Text als Sex. Ist dies der endgültige Triumph der Prothese?

Aus dem Englischen von Claudia Taudte und Peter Jehle

Literatur

Barthes, Roland, *Die Lust am Text*, Frankfurt/M 1973

Biro, Matthew, »The New Man as Cyborg: Figures of Technology in Weimar Visual Culture«, in: *New German Critique*, Nr. 62, 1994, 71-110

Bogard, William, *The Simulation of Surveillance. Hypercontrol in Telematic Societies*, Cambridge 1996

Buchholz, Kai, Rita Latocha u.a. (Hg.), *Die Lebensreform. Entwürfe zur Neugestaltung von Leben und Kunst um 1900*, 2 Bde., Darmstadt 2001

- Darnton, Robert, »Sex ist gut fürs Denken. Von emanzipatorischen Potentialen der Pornographie«, in: *Lettre International*, H. 27, 1994, 54-59
- Deleuze, Gilles, u. Félix Guattari, *Anti-Oedipus: Capitalism and Schizophrenia* (1972), Minneapolis 1998
- dies., *A Thousand Plateaus. Capitalism and Schizophrenia* (1980), Minneapolis 2000
- Dixon, Broadhurst Joan, u. Eric J. Cassidy, *Cyberotics, Technology and Post-Human Pragmatism*, London 1998
- Eerikäinen, Hannu, »Elämää laboratoriossa: tieteiskuvitelmissa teoriafiktioihin. Ruumiin, koneen ja halun metamorfoosi post-teoriassa«, in: *Lähikuva* 2, 2002, 56-75
- dies., »Was ist das Sexuelle am Cybersex? Über das Begehren nach Organen ohne Körper«, in: *Zeitschrift für Sexualforschung*, Nr. 4, 2003, 328-61
- dies., *Cybersex and Prosthetic God. 'Sex,' Desire and the Posthuman Body in Cyber Discourse*, Berlin 2005 (unveröff. Manuskript)
- Fineman, Mia, »Ecce Homo Prostheticus«, in: *New German Critique*, Nr. 76, 1999, 85-114
- Flanagan, Mary, u. Austin Booth (Hg.), *reload. rethinking women + cyberculture*, Cambridge 2002
- Foucault, Michel, *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses* (1975), Frankfurt/M 1994
- Foucault, Michel, *Der Wille zum Wissen* (1976), Frankfurt/M 1995
- Gibson, William, *Neuromancer*, London 1984
- Gieselbrecht, Karin, u. Michaela Hafner (Hg.), *Data/Body/Sex/Machine. Technoscience und Science-fiction aus feministischer Sicht*, Wien 2001
- Hamming, Jeanne E., »Dilronics, Dykes and the Detachable Masculine«, in: *The European Journal of Women's Studies*, Bd. 8, August 2001, 329-41
- Haraway, Donna, »A Manifesto for Cyborgs: Science, Technology, and Socialist Feminism in the 1980s«, in: *Socialist Review* 15, Nr. 2, 1985, 65-107
- dies., *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*, Frankfurt/M-New York 1995 (engl.: *Simians, Cyborgs, and Women: The Reinvention of Nature*, New York 1991)
- Hopkins, Patrick D. (Hg.), *Sex/Machine. Readings in Culture, Gender, and Technology*, Bloomington-Indianapolis 1998
- Horn, Eva, »Prothesen. Der Mensch im Lichte des Maschinenbaus«, in: Annette Keck u. Nicolas Pethes (Hg.), *Mediale Anatomien. Menschenbilder als Medienprojektionen*, Bielefeld 2001, 193-209
- Huysen, Andreas, »Fortifying the Heart – Totally: Ernst Jünger's Armored Texts«, in: *New German Critique*, Nr. 59, 1993, 3-23
- Irigaray, Luce, *This Sex Which Is Not One* (1977), Ithaca 1985
- Jameson, Fredric, *Postmodernism, or, The Cultural Logic of Late Capitalism*, London 1991
- Jünger, Ernst, *Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt* (1932), Stuttgart 1982
- Jünger, Ernst, »Die totale Mobilmachung« (1930), in: *Sämtliche Werke: Essays I. Betrachtungen zur Zeit*, Stuttgart 1980
- Kienitz, Sabine, »Fleischgewordenes Elend. Kriegsinvalidität und Körperbilder als Teil einer Erfahrungsgeschichte des Ersten Weltkrieges«, in: Nikolaus Buschmann u. Horst Carl (Hg.), *Die Erfahrung des Krieges. Erfahrungsgeschichtliche Perspektive von der Französischen Revolution bis zum Zweiten Weltkrieg*, Paderborn 2001, 215-37
- Kroker, Arthur, u. Marilouise Kroker (Hg.), *The Last Sex: Feminism and Outlaw Bodies*, New York 1993
- Küenzlen, Gottfried, *Der Neue Mensch. Eine Untersuchung zur Säkularen Religionsgeschichte der Moderne*, Frankfurt/M 1997
- Lepp, Nicola, Martin Roth u. Klaus Vogel (Hg.), *Der Neue Mensch. Obsessionen des 20. Jahrhunderts*, Ostfildern 1999
- Mumford, Lewis, *The Myth of the Machine. Technics and Human Development*, New York 1967

- Pearce, Kimber Charles, »Third Wave Feminism and Cybersexuality: The Cultural Backlash of the New Girl Order«, in: Meta G. Carstarphen u. Susan C. Zavoina (Hg.), *Sexual Rhetoric. Media Perspectives on Sexuality, Gender, and Identity*, Westport/Conneticut-London 1999, 271-81
- Penley, Constance, u. Andrew Ross, »Cyborgs at Large: Interview with Donna Haraway«, in: dies. (Hg.), *Technoculture*, Minneapolis 1992, 1-20
- Perry, Heather R., »Brave Old World. Recycling der Kriegskrüppel während des Ersten Weltkrieges«, in: Barbara Orland (Hg.), *Artifizielle Körper – Lebendige Technik. Technische Modellierung des Körpers in historischer Perspektive*, Zürich 2005, 147-76
- Plant, Sadie, *Zeros + Ones. Digital Women + the New Technoculture*, London 1997
- dies., »Coming Across the Future«, in: Joan B. Dixon u. Eric J. Cassidy (Hg.), *Cyberotics, Technology and Post-Human Pragmatism*, London 1998
- Price, Matt, »Lives and limbs. Rehabilitation of wounded soldiers in the aftermath of the Great War«, in: *Cultural and Technological Incubations of Fascism. SEHR*, Vol. 5, Supplement, <http://www.stanford.edu/group/SHR/5-supp/text/price.html> (04.04.2005)
- Rabinbach, Anson, *The Human Motor: Energy, Fatigue, and the Origins of Modernity*, New York 1992
- Reiche, Claudia, u. Andrea Sick (Hg.), *technics of cyber« »feminism «mode = message*, Bremen 2002
- Schäfer-Bossert, Stefanie, »Haraways Cyborgs: Figuren für das Leben in Widersprüchen«, in: *Argument* 259, H. 1, 2005, 69-82
- Seltzer, Mark, »Writing Technologies«, in: *New German Critique*, Nr. 57, 1992, 170-81
- Sloterdijk, Peter, *Kritik der zynischen Vernunft*, Frankfurt/M 1983
- Smith, Marquard, u. Joanne Morra, »The Prosthetic Aesthetic«, in: *New Formations. A Journal of Culture/Theory/Politics. The Prosthetic Aesthetic*, Nr. 46, 2002, 5f
- Sofoulis, Zoë, »Posthuman or Para-ego? Interactive models of human-technology relations« (2000), <http://hosted.at.imago.com.au/wov/papers/posthum.htm> (04.04.2005)
- Spreen, Dierk, »Was ver-spricht der Cyborg?«, in: *Ästhetik & Kommunikation*, Nr. 96, 1997, 86-94
- Stone, Allucquère Rosanne, *The War of Desire and Technology at the Close of the Mechanical Age*, Cambridge/Mass.- London 1995
- Theweleit, Klaus, *Männerphantasien*, 2 Bde., Frankfurt/M 1977/78
- Van Dülmen, Richard (Hg.), *Erfindung des Menschen. Schöpfungsträume und Körperbilder 1500-2000*, Wien 1998
- Weber, Regina, »'Der rechte Mann am Platz'. Psychotechnische Eignungsprüfungen und Rationalisierung der Arbeit bei Osram in den 20er Jahren«, in: *Technikgeschichte*, 1, 2001, 21-51

Antke Engel

Das zwielichtige Verhältnis von Sexualität und Ökonomie

Repräsentationen sexueller Subjektivität im Neoliberalismus¹

Ein CDU-Bürgermeister, der nie dementiert hat, schwul zu sein, schreitet an der Spitze des Hamburger CSD. Ein Auto-Unternehmen schmückt sich mit seiner schwul-lesbischen Arbeitnehmer/innengruppe und einer Vermarktungsstrategie für die entsprechende Kundschaft – und erringt durch sein *Diversity*-Profil Wettbewerbsvorteile. Homo-Lobbygruppen preisen die Regenbogen-Familie als Garantin nationaler Nachwuchssicherung und Hort bürgerlicher, abendländischer, ja christlicher Werte. Offenbar wird also die Sexualität heute nicht mehr an einem möglichst einheitlichen heterosexuellen Modell ausgerichtet, das alles andere als minderwertige Abweichungen begreift: politische Repräsentanten, Arbeitnehmer, sogar Familien dürfen ›anders‹ sein. An die Stelle der rigiden Norm ist eine flexible Normalisierung getreten, durch die unterschiedliche sexuelle Subjektivitäten eine hierarchisch differenzierte Integration erfahren. Deren Mechanismen will ich exemplarisch an zwei visuellen Repräsentationen untersuchen. Inwiefern stellen sie implizit oder explizit einen Zusammenhang zwischen Sexualität und ökonomischen Umbrüchen her? Auf welche Weise wird die Normalisierung durch neoliberale Diskurse vorangetrieben? Wo setzen diese an im spannungsreichen Feld der sozialen Kräfte, die sich für eine Pluralisierung geschlechtlicher und sexueller Lebensformen einsetzen? Und werden sie eher bestätigt, oder unterlaufen und gekontert?

Pluralisierung und Heteronormativität

Neoliberale Individualisierungsdiskurse forcieren die Pluralisierung sexueller Subjektivitäten und Lebensformen, weil auf diese Weise eine Ideologie der freien Gestaltbarkeit des eigenen Lebens versinnbildlicht und Zustimmung zum Abbau sozialstaatlicher Absicherung als »Befreiung von repressiven Regulierungen« schmackhaft gemacht werden kann. Sie behaupten eine Konvergenz oder quasi-natürliche Stimmigkeit zwischen sexuellem und Marktpluralismus, zwischen sexueller und Marktfreiheit. Diese beruht jedoch darauf, dass Sexualität entpolitisiert wird, z.B., indem sie von konservativer Seite in die Privatsphäre verwiesen wird. So sollen nicht nur neue KonsumentInnengruppen erschlossen und neue Arbeitssubjekte konstituiert,

1 Ich danke Christiana Lambrinidis für anregende Gespräche über den Einzug neoliberaler Diskurse in die lesbisch-schwule Szene und die Kulturpolitik Athens. Kerstin Brandes, Renate Lorenz, Johanna Schaffer und Nancy Wagenknecht haben diesen Text durch ihr Feedback bereichert.

sondern auch bestimmte sexuelle Subjekte zur Konsolidierung der neoliberalen Ordnung gewonnen werden (Hennessy 2000, Duggan 2003). Klischees wie das der Schwulen als »Musterschüler« neoliberaler Transformation werden geschaffen (Woltersdorff 2004). Diese neoliberalen Diskurse verbinden auf paradoxe Weise Unabhängigkeit und Verantwortung: Parallel zur Forderung nach sexueller Selbstbestimmung aktivieren sie Ideale der Treue und der Sorge umeinander in Paar- und Familienkonstellationen (vgl. *CSD-Magazin* 2002, *Siegessäule* 12/2004), erheben also nicht einfach die Individualisierung zur Norm, sondern führen in den individuellen Freiheitsdiskurs die Bereitschaft zur Übernahme privatisierter Verantwortung ein – was mit allgemein akzeptierten Vorstellungen konform geht.

Der Begriff ›Heteronormativität‹ muss angesichts der toleranzpluralistischen Integration neu gefasst werden. Er wurde im Feld der Queer Theory geprägt, weil Heterosexualität nicht nur eine vorherrschende Lebensform ist, sondern ein Normengefüge, das Subjektivitäten und Beziehungsformen, kulturelle Repräsentationen und gesellschaftliche Institutionen reguliert (Warner 1993, Wagenknecht 2004, Engel u.a. 2005). Nachdem zunächst die Abhängigkeit der Heteronorm von ihrem entwerteten »Anderen« hervorgehoben (Fuss 1991) und die scheinbare Natürlichkeit der Übereinstimmung von Geschlecht, Körper und Begehren als Norm entlarvt wurde (Butler 1991), muss der Begriff jetzt erfassen, dass Sexualität nicht unbedingt über Abgrenzung und rigide Normierung reguliert wird, sondern auch über Inklusion und flexible Normalisierung (Engel 2002): Integriert wird, wer sich individualisierter Leistung und Verantwortung unter der Ägide globalisierter kapitalistischer Marktwirtschaft verschreibt. Es fragt sich sogar, ob nicht die »Integrationsgewinner/innen«, die eine anerkannte oder einflussreiche Position im Zentrum spätkapitalistischer Gesellschaften erringen, eine bestimmte »Homonormativität« zu setzen vermögen?

Die »neue Homonormativität« vereint sich mit der Heteronorm

Als »new homonormativity« bezeichnet Lisa Duggan (2003) die Politik einer Gruppe us-amerikanischer weißer Schwuler, die sich den Prinzipien häusliche Privatheit, freie Marktwirtschaft und Patriotismus verschreibt, sich dabei aber politischer Neutralität rühmt: »We deny ›conservative‹ claims that gays and lesbians pose any threat to social morality or the political order. We equally oppose ›progressive‹ claims that gays should support radical social change or restructuring of society.« (*Independent Gay Forum, IGF*)² Die ›Neutralität‹, mit der das *IGF* wirtschaftliche Deregulierung, Prekarisierung von Arbeitsverhältnissen und Privatisierung sozialer Aufgaben und Risiken als Ergebnisse von Sachzwängen behauptet, versteht Duggan als typisches Moment neoliberaler Politik, die alle Prozesse der »Umverteilung nach oben« als schicksalhaften Nebeneffekt notwendiger »Reformen« erscheinen lässt. Dem *gay neoliberalism* geht es nicht um schwullesbische Lobby-Politik; im Wortsinne der »Normativität« erhebt er den Anspruch, einem Wertehorizont

2 <http://www.indegayforum.org/about/>, 21.4.2005; vgl. Duggan 2003, 48.

universelle Gültigkeit zu verleihen.³ Da die »*new homonormativity*« in einem Feld spielt, das von angeblich persönlichen Dingen wie der sexuellen Orientierung unberührt sein soll, geht sie letztlich der Heteronormativität konform. Dennoch sieht Judith Halberstam⁴ mit »Homonormativität« eine spezifische Qualität der Politik neoliberaler *gay white males* benannt, die im Widerspruch zu normativer Heterosexualität, aber auch zu homo-emanzipatorischen Anliegen steht: sie zielt weder auf Unterwerfung aller Menschen unter die Heteronorm, noch auf gleichberechtigte Teilhabe, sondern auf die Anerkennung auserwählter Schwuler und Lesben. Statt um ein gemeinsames politisches Projekt geht es um differenzierte Teilhabe an gesellschaftlichen Rechten, Reichtum und politischer Macht.

Die Relevanz dieses Diskurses zeigt sich, wenn wir die »neue Homonormativität« als Konstellation der Gouvernementalität untersuchen, also fragen, wie sie Herrschaftsverhältnisse durch Formen der Subjektivität konstituiert und wie sich die Subjekte mittels spezifischer Subjektivierungsweisen in Herrschaftsverhältnisse einschreiben (vgl. Engel 2003). Uns interessieren dann die Formen der Selbst- und Fremdführung, mit denen eine weiße schwule Elite ihre Herrschaftsbeteiligung zu sichern trachtet: die »Anrufungen«, auf die diese Elite reagiert, und die »Anrufungen«, die sie an verschiedene Teile der *Community* richtet, welche wiederum einer Politik folgen oder sich verweigern können, die ihnen zwar neue Freiheiten beschert (Rechte, kulturelle Repräsentationen, ein Spektrum von Lebensstilen, die Anerkennung als Konsumsubjekte), aber auch den Verzicht auf soziale Gerechtigkeit, auf gewisse öffentliche Räume und politische Artikulationsmöglichkeiten.⁵ Nach Duggan betreibt diese Elite eine Politik der Entpolitisierung, »a politics that promise[s] the possibility of a demobilized gay constituency and a privatized, depoliticized gay culture anchored in domesticity and consumption« (50). Das neoliberale Projekt bindet gesellschaftliche Teilhabe an Leistungs- und Verwertbarkeitskriterien und schlägt – um neue, andere soziale Ausschlüsse zu rechtfertigen – auch Allianzen in verschiedene Minderheitengruppen. Forderungen von Schwarzen und MigrantInnen, von Feministinnen und Homo-Bewegungen werden aufgegriffen und umgearbeitet. Es entsteht eine Politik der Differenz, die assimilationistische Vorstellungen widerspricht und Kämpfe um Sichtbarkeit, Anerkennung und konkrete Rechte integriert, diese aber von Kämpfen um Gerechtigkeit und gegen Ausbeutung entkoppelt. In ihrem Zentrum stehen persönliche Freiheitsrechte, die zur »Entstaatlichung« sozialer Verantwortung passen. Dieses Projekt ist nicht einfach »von oben aufgedrückt«, sondern knüpft an kulturelle und Identitätspolitiken an und setzt auf aktive Beteiligung von Individuen, die gewisse Vorteile erhoffen (und gewinnen). Statt eine klare Grenze zwischen neoliberalen Kräften und sozialen Bewegungen

3 Der Begriff »Homonormativität« erklärt also nicht Homosexualität zur neuen Norm.

4 Auf dem Workshop »Queer Cultural Studies: heteronormativity, homonormativity and the politics of sexuality«, Zentrum Gender Studies der Universität Basel, 10.07.2004

5 Duggan zeigt, dass die ökonomische Integration von Schwulen und Lesben mit einem Verlust an Räumen demokratischer Auseinandersetzung einhergeht.

zu suchen, müssen wir also fragen, ob und wie sich neoliberale Kräfte innerhalb der Bewegungen durchsetzen.⁶ Wir finden Subjekte, die auf unterschiedliche Weise mit der Herrschaft verflochten sind: die »new gay homos« sind Führungsfiguren, die die ökonomische und politische Deregulierung explizit forcieren, während sich eine bürgerliche Schicht »sexueller Minderheiten« und »Queers« ihrer Integration als höchst individuelle, verdinglichte »sexuelle Marktsubjekte« erfreut (Hennessy 2000). – Aber wo in diesem Überlappungsfeld von Sexualität und Ökonomie sind die strategischen Einsatzorte linker Politik und wie können sexuelle Subjekte, die in marktvermittelten Modellen nicht aufgehen, politische Artikulationsmacht erringen?

Seit längerem befaße ich mich mit der Wirkungsmacht von Repräsentationen und ihrer sozialen Produktivität (vgl. Engel 2002). In diesem Konzept wird die von Duggan (xxi) als kontraproduktiv diagnostizierte Trennung zwischen kulturellen und sozio-ökonomischen Politiken überwunden: Repräsentationen sind praktische und materielle Interventionen ins soziale Feld und werden sowohl zur Durchsetzung neoliberaler Programme als auch zur Formierung widerständiger politischer Bewegungen eingesetzt. Entsprechend zielt die Frage nach verschiedenen Politiken der Repräsentation (Engel 2002, 194-229) auf deren Bedeutung in der Gestaltung privater und öffentlicher Räume und Lebensbedingungen.

Im Folgenden werden zwei visuelle Repräsentationen untersucht, die das Verhältnis von Sexualität und Ökonomie aufwerfen, eine aus dem Feld queer/feministischer Kulturproduktion, eine aus der Werbung. Zwischen ihnen lässt sich weder hinsichtlich ihres sozio-politischen Kontexts noch ihres Genres eine klare Grenze ziehen. Dies entspricht dem Forschungsinteresse, der Suche nach den Überlappungen queerer und feministischer Diskurse mit den hegemonialen des Neoliberalismus. Ich gehe davon aus, dass Menschen auf diese Diskurse eingeschworen werden bzw. ihnen Zustimmung gewähren, weil darin Autonomie und sorgende Verantwortlichkeit auf eine eigenartige Weise verknüpft werden. Insofern die Bilder sich nun des Topos der Reproduktion bedienen, greifen sie auf Geschlechterdiskurse zurück bzw. in diese ein: Ihre Verschiebungen der normativ heterosexuellen Ordnung bleiben an eine Ordnung weißer, mittelschichtiger Vergeschlechtlichung gebunden, die sich der Thematisierung von Reproduktion als Arbeit widersetzen. Dennoch wird der Blick implizit auf Arbeit und ökonomische Verhältnisse bzw. auf deren De-Thematisierung eröffnet. Mich interessiert, wie hierbei neoliberale Diskurse aktiviert, und ob diese bestätigt oder unterlaufen, forciert oder gekontert werden. Wie verbinden sich dabei Fragen der Subjektivität (Autonomie und Verantwortlichkeit) mit Herrschaftsfragen (Verfügung über Rechte, Ressourcen und Gestaltungsmacht)? Inwiefern haben die Bilder auch die Produktion sozio-ökonomischer Ungleichheit zum Thema?

6 Anm. d. Red.: Wir haben dies mit Gramscis Begriff der »passiven Revolution« u.a. in Heft 230, 1999 zu fassen gesucht. Vgl. F. Haug »Terrainverschiebungen für eine Politik um die Zukunft der Arbeit oder Entwendungen aus der Kommune?«



Wer ist im Bilde?

Eines der Bilder stammt aus der Plakatserie »Lick Before You Look« von Ines Doujak und Marth (Wien 1999).⁷ Zu sehen ist in seitlicher Ansicht eine Person, die mit nacktem Oberkörper am Herd steht und wie abwesend in einem Kochtopf rührt. Ihr Blick ist in die Ferne gerichtet und entschwindet aus dem Bild, der Gesichtsausdruck ist ernst, die Handhaltung befremdlich, das Rühren erscheint wie ein Kraftakt, der Löffel wie eine Stichwaffe. Im Hintergrund steht ein verhangenes Regal, ein Besenstiel lugt hervor; in Kombination mit dem altmodischen Gasherd wirkt das Szenario etwas schäbig. Das strenge Gesicht mit Oberlippenbart, aber halblangen Haaren irritiert durch geschlechtliche Ambiguität. Obleich der nackte Oberkörper mit deutlich ausgeprägter Brust nahelegt, die Person sei eine Frau, bleibt doch der Eindruck, dass hier zumindest keine traditionelle Form von Weiblichkeit gemeint ist. Das Bild widerspricht üblichen Repräsentationen von Sexiness oder Mütterlichkeit, von der Karrierefrau oder der hippen Lesbe.

Das zweite ist eine Werbung der Pharma-Firma Boehringer-Ingelheim. Es zeigt ebenfalls eine Person in Seitansicht, die wie abwesend in einem Topf rührt; den Blick gesenkt, die Lider (halb) geschlossen und die rührende Hand auch in diesem Falle

7 Die Serie besteht aus fünf doppelseitigen Plakaten, die Sehgewohnheiten bezüglich Sexualität und sexueller Körper brechen. Sie wurden nicht ausgestellt oder veröffentlicht, sondern auf Wunsch verschickt, so dass sie überwiegend innerhalb der FrauenLesbenTransgender-Bewegung verbreitet sind.

befremdlich: als führte sie sorgsam einen Pinsel. Der Hintergrund ist verschwommen, in hellen Pastellfarben gehalten, und obwohl der Topf auf glänzendem Ceranfeld wohl zu einer Küche gehört, sieht es aus wie im Krankenhaus: klinische Reinheit, weiße Laken auf einem Bett. Da die Person mit einem T-Shirt bekleidet ist, dient statt des nackten Oberkörpers der Kinnbart als sekundäres Geschlechtsmerkmal und ›schlägt vor‹, auf einen jungen Mann zu schließen. Es entsteht zwar nicht der Eindruck geschlechtlicher Ambiguität, doch die Repräsentation bietet keine vertrauten Muster der Maskulinität: weder Stärke noch Aktivität, kein Abenteurer, kein Karrierist und auch kein sexy Schwuler.

Auf den ersten Blick ähneln sich die Bilder erstaunlich in Szene und Bildaufbau, in der selbstvergessenen Haltung, mit der die Personen am Kochtopf stehen, und darin, dass sie Geschlechterstereotypen brechen. Bei näherer Betrachtung treten jedoch Unterschiede hervor, die maßgeblich durch die Repräsentation der Hausarbeit geprägt sind. Deren traditionell weibliche Konnotation führt im einen Falle dazu, dass die männlich decodierte Figur von den Stereotypen eingeholt und in einen homophoben Diskurs hineingezogen wird, während die androgyne Figur von einem feministischen Diskurs profitiert, der Reproduktion als Arbeit markiert hat. Wie lassen sich diese Effekte der Darstellungsweisen erklären und welche Bildpolitiken können hierbei ausgemacht werden?

Die ›sorgende Hand‹ der Pharmaindustrie

Im Werbebild läuft über den Oberarm der Person der Schriftzug »Da sein«; er kann sich auf die Person selbst (und ihr Dasein) beziehen, aber auch auf die Hand, die sich ihr von außerhalb des Bildes auf die Schulter legt. Diese ›sorgende Hand‹ bleibt unbestimmt: Sie kann einem Freund, einer Freundin, einem Liebsten, einer Liebsten gehören – aber auch einem Arzt oder einer Ärztin. Doch da der Ärmel weiß ist und es sich um eine Pharma-Werbung handelt, verweist sie eher auf die anerkannten Gefilde der Medizin als auf profane Reproduktionsarbeit. Wieso aber wird der junge Mann mit den Aufgaben der Hausarbeit belästigt? Sein entrückter Ausdruck und sein etwas desolater, zerzauster Zustand lassen ihn kaum als Meisterkoch, engagierten Liebhaber oder neuen Hausmann erscheinen. Vielmehr assoziieren wir Krankheit. Die Semantik des Bildes legt nahe, die Krankheit als HIV/Aids und den Mann als schwul zu verstehen. Die sorgende Hand lässt ihn schutzbedürftig, in der Verantwortlichkeit eines anderen stehend erscheinen, zugleich wird er ins Feld der Hausarbeit eingeschrieben. Beides bewirkt eine Effeminisierung, die als atypische Vergeschlechtlichung ›verfehlte‹ Heterosexualität suggeriert. An diesem Bild wird klar, wie stark das Stereotyp ist, das Reproduktionsarbeiten weiblich konnotiert: es lässt sich durch Umbesetzung oder Unmarkiertheit der Rollen nicht brechen. Vielmehr wird eine latent homophobe und sexistische Heteronorm aktiviert. Die Darstellung schwuler Subjektivität ist an ein Moment entwerteter und entwertender Weiblichkeit gekoppelt.

Paradoxerweise kommt über das Verrichten der Hausarbeit aber auch ein Moment der Unabhängigkeit ins Bild. Der Protagonist steht in einer Sorge-Beziehung, muss aber nicht vollversorgt werden, sein Essen kocht er selbst. Die Botschaft der Pharmawerbung lautet: Dank der Medikamente kann man trotz Krankheit ein »selbständiges Leben« führen.⁸ Diese Mischung aus Unabhängigkeit und privatistischer Familiennostalgie ist charakteristisch für neoliberale Diskurse. Sie beinhaltet das Versprechen, dass Schwule sich von dem Bild befreien können, eine Bedrohung der Gesellschaft zu sein, und Anspruch auf Teilhabe erheben können. Im Anschluss an Lisa Duggans Analyse lässt sich sagen, dass die Pharma-Industrie den Schwulen eine Allianz anbietet – um den Preis, dass Schwulsein ganz traditionell mit Effeminisierung einhergeht, dass Weiblichkeit als Schwäche und Abhängigkeit codiert wird und dass Häuslichkeit, Fürsorge und Rückhalt nur unter diesen Umständen möglich scheinen. Zudem muss eine Desexualisierung in Kauf genommen werden: sexuelle schwule Körper sind mit Krankheit, Infektion, Ansteckung, Risiko konnotiert, der entsexualisierte Körper verspricht Sicherheit. Die erotisch unverfängliche Hand bietet Heteros – die sich nicht gern als aktiven Teil der Infektionskette und nur als deren letztes Glied verstehen – die Rolle des »väterlichen Beschützers« an. Unter diesen Vorzeichen steht auch einem erotisierenden Blick nichts entgegen, der den jungen Mann sympathisch und begehrenswert findet. Insofern Sexualität auf dem öffentlichen Werbebild in eine unsichtbare Privatheit verbannt ist, werden konservative Diskurse ebenso wie schwule Normalisierungswünsche befriedigt. Dank der Pharma-Industrie ist die »schwule Gefahr« domestiziert.

Der homo oeconomicus als HausarbeiterIn?

Die Repräsentation von Hausarbeit im anderen Bild aktiviert zwar ebenfalls Geschlechterstereotype – unterläuft sie aber auch: statt die Sexualität zu privatisieren, wird die Arbeit sexualisiert und die paradoxe Kopplung von Autonomie und Bindung provokativ entfernt. Während in der Effeminisierung des Schwulen der Konnex von Weiblichkeit und Hausarbeit erhalten blieb, zerbrechen ihn Doujak/Marth. Im Sinne von Jahrzehnten feministischer Kämpfe, in denen Hausarbeit als ein Teil der Ökonomie verstanden wird, in dem beachtliche Werte geschaffen werden,⁹ stellt auch das Bild die Verbindung von Geschlecht, Sexualität und Ökonomie nicht unter das Ideal von Häuslichkeit und Familiennostalgie, sondern ruft Assoziationen zu politischen Kämpfen, weiblicher Verweigerung und feministischem Widerstand auf.

8 Dass solche Werbung sogar ein Heilungsversprechen vermittelt, hat der Pharmaindustrie vehemente Kritik der Aids-Hilfen eingebracht. Inzwischen wird ihr der Hinweis beigefügt, dass HIV/Aids nicht heilbar ist, und die lebenslange Medikamenteneinnahme erhebliche Nebenwirkungen mit sich bringt, wie bei anderen chronischen Krankheiten auch. Auch das vorliegende Bild ist entsprechend ergänzt (*Siegessäule*, Dez. 2004).

9 Mascha Madörin (1999, 135) verweist auf Statistiken, nach denen 1997 die sogenannte ›Wertschöpfung‹ von Haus- und Familienarbeit in der Schweiz ca. 197 Mrd. Franken, die der Banken/Finanzhäuser ca. 39 Mrd. und die der Industrie ca. 91 Mrd. Franken betrug.

Wenn wir die dargestellte Person als Frau decodieren, dann als eine, die nicht in der Hausarbeit aufgeht. Wir können sogar zweifeln, ob das, was sie tut, überhaupt Hausarbeit ist, denn es fehlen nicht nur Zeichen einer freudigen Verpflichtung auf das Wohl anderer, sondern auch Zutaten und Utensilien zum Kochen; uns irritiert die »falsche Handhaltung« beim Rühren und allzu offensichtlich ist die Person »nicht bei der Sache«, sondern auf etwas Unbekanntes, außerhalb des Häuslichen Liegendes konzentriert.

Wie beim Mann die soziale Eingebundenheit überrascht, so bei der Frau deren Ausbleiben. Das Bild verweist auf keinerlei NutznießerInnen ihrer edlen Gabe: weder die Familie, noch das romantische Dinner-for-Two, noch ein Freundeskreis kündigen sich an. Es präsentiert eine Verkörperung der Unabhängigkeit inmitten der Reproduktionssphäre. Das Moment der Autonomie, das sich im anderen Bild der »Pharma-Industrie« und einer »Bindung« verdankt, wird hier auf die Spitze getrieben: nichts deutet an, dass die Protagonistin in irgendeiner – veröffentlichten oder privaten – Beziehung steht. Sie erfüllt alle Kriterien des *homo oeconomicus*: »Er ist weder von andern abhängig, noch für andere verantwortlich. Er ist nicht auf Beziehungen zu andern angewiesen, um das zu sein, was er ist.« (Madörin 1999, 140f)¹⁰ Obwohl dem Bild direkte Hinweise auf eine ökonomische Ordnung fehlen, werden wir auf diese verwiesen. Dass inmitten der häuslichen Abgeschiedenheit eine anscheinend bindungslose, aber auf äußere Ziele konzentrierte Person inszeniert wird, transformiert das Verständnis von Hausarbeit und von weiblicher Subjektivität. Auch dieses Bild spielt auf hegemoniale Interpretationsmuster an, die in der norm-abweichenden Vergeschlechtlichung eine »verfehlte Heterosexualität« sehen. Doch dieser Mechanismus wird der Reflexion zugänglich gemacht, indem eine Stillstellung der Geschlechterkategorien dauerhaft unterlaufen wird. Durch Zeichen der Maskulinität und Fehlen »weiblicher« Bezogenheit bremsst das Bild eine Heterosexualisierung der dargestellten Person aus – aber es landet nicht bei einem stereotypen oder stabilen Bild des Lesbischen.¹¹ Vielmehr öffnet es Raum für diverse Relationen des Begehrens: Zwar wird nahegelegt, dass es sich um eine Repräsentation lesbischer Sexualität handelt, aber darauf lässt sich das Plakat keineswegs festlegen. Die Raffinesse, mit der es übliche Bilder unterläuft – die Alternative ›Desexualisierung oder Maskulinisierung‹ lesbischer Körper und die

10 »Er hat, unabhängig von andern, eindeutige Vorstellungen darüber, was er will und wie er es bekommen kann, und entscheidet unentwegt aus rein instrumentellem Gesichtspunkt. Er ist voll erwerbs- und handlungsfähig, er ist nicht krank, er stirbt nicht und vor allem ist er schon erwachsen und er ist [...] weder alt, noch kann er schwanger werden.« (ebd.) Bei unserer Protagonistin ist weit und breit niemand, den sie versorgen oder der sie umsorgen könnte. Der zielstrebige Blick und die instrumentelle Nutzung des Kochlöffels zeigen, dass sie »weiß, was sie will und wie sie es bekommen kann«.

11 Durch dieses Anliegen, heterosexuelle Repräsentationen zu unterbrechen, unterscheidet sich das Plakat der Serie *Lick before you look* von bisherigen feministischen künstlerischen Interventionen zum Thema Hausarbeit, z.B. von Cindy Sherman, *Untitled Film Stills* (#3, 1977; #10, 1978; #35, 1979), Chantal Akerman, *Jeanne Dielman* (35mm, Belgien 1975), Martha Rosler, *Semiotics of the Kitchen* (Video 1975).

pornographische Sexualisierung zum Objekt des Begehrens –, zielt nicht auf unbestimmte Vielfältigkeit, sondern darauf, neue Repräsentationsangebote ins kulturelle Archiv einzuspeisen und Definitionsmacht zu erringen.

Bleibt hierbei ein phallisches Modell des Begehrens erhalten? Muss nicht notwendig ein Imago der Heteromaskulinität aktiviert und umgearbeitet werden?¹² Oder eröffnet das Plakat visuelle Möglichkeiten, die die Vorgaben der heterosexuell zweigeschlechtlichen Ordnung unterlaufen? Was erlaubt uns, die abgebildete Person als lesbisch zu decodieren? Zwar wird eine Maskulinisierung eingesetzt, um die zweigeschlechtliche Norm zu verunsichern und den Konnex von Weiblichkeit und Hausarbeit zu brechen. Diese Maskulinisierung wird jedoch nicht im Sinn phallischer Sexualität ›vervollständigt‹; dazu bräuchte es ein weibliches Objekt des Begehrens. Aber der traditionellen ›Desexualisierung‹ der Lesbe folgt das Bild auch nicht; der nackte Körper bietet sich durchaus als erotischer dar, eine Brustwarze beansprucht unübersehbar das Zentrum des Bildes. Wenn wir aber die irritierende Geschlechterambiguität aufrechterhalten und der Brust die vereindeutigende Aufmerksamkeit verweigern, verschiebt sich der Blick auf die Hand, die Marion Herz uns als Sexualorgan vorstellt. In ihrem Artikel »Fingern im Geschlecht« (2001) setzt sie sich mit den Möglichkeiten der Repräsentation lesbischer Sexualität im »Abseits der heterosexistischen zweigeschlechtlichen Ordnung« auseinander und fragt »nach dem Geschlecht von Körpern, bei denen die Hand Geschlechtsmerkmal, erogene Zone und Sexualorgan ist« (182). »Kommt die Hand [...] als Geschlechtsorgan ins Spiel, so löst sie die traditionellen Codes zur Herstellung von Geschlecht aus deren strukturellen zweigeschlechtlichen Rahmen.« (138) Folgen wir diesem Gedanken, dann finden wir in dem Plakat den Vorschlag einer Repräsentation lesbischer Sexualität, die nicht lesbisch ist – oder nur insoweit, wie sie die zweigeschlechtliche Ordnung herausfordert und durch fortdauernde Nicht-Stillstellbarkeit des Geschlechts Begehrensbeziehungen mobilisiert.

Ist auch die sorgende Hand im anderen Bild ein Sexualorgan? Unterläuft deren Unverfänglichkeit ihren Status als Geschlechtsmerkmal und als Sexualorgan? Oder kokettiert sie vielleicht mit dieser Unverfänglichkeit? Haben wir bisher die Tatsache unterschätzt, dass diese Hand geschlechtlich unmarkiert ist, also diverse Begehrensrelationen eröffnen kann? – Wenn wir diese als mobil verstehen, ist die Effeminisierung ein Effekt heteronormativer Dominanz, zugleich aber auch der Indikator einer Position des Phallus-Seins, die es erlaubt, die Person als begehrtes Wesen zu decodieren. Ein begehrtes Wesen, das seinerseits über eine rührende Hand verfügt, die für sich die sexualisierende Kraft des Phallus beanspruchen kann. Während diese Lesart aber erst gegen die Desexualisierungsprozesse des Bildes aktiviert werden muss, legt das Bild von Doujak/Marth eine entsprechende Mobilisierung der Geschlechter- und Begehrensordnung von sich aus nahe. Beiden Bildern unterliegen also unterschiedliche Bildpolitiken: Die Desexualisierung »des Schwulen« schreibt ihn ins Feld hegemonialer Öffentlichkeit ein, die Sexualisierung »der Lesbe« riskiert den Ausschluss.

12 Unter diesen Fragen stehen z.B. Teresa de Lauretis' Fetisch-Modell des Begehrens (1996), Judith Butlers »lesbischer Phallus« (1994) oder Beatriz Preciados »Logik des Dildos« (2003).

Doujak/Marth brechen noch ein zweites Tabu, indem sie nicht nur »die Lesbe«, sondern auch »die Arbeit« sexualisieren. Ihr Bild vollzieht eine Doppelbewegung: Im Feld der unsexy Hausarbeit wird Sexualität verhandelt, ohne dass es deshalb der Sexualisierung als Werbe- und Verkaufsstrategie verfehle, und zugleich wird das Thema Hausarbeit als Arbeit präsent gehalten. Das Werbebild vermeidet diese Kopplung von Sexualität und Arbeit. Wenn wir sie aber in den Blick nehmen, eröffnet sich eine analytische Perspektive, die die Bildlektüre an die Frage nach dem Verhältnis neoliberaler kapitalistischer Ökonomie und den entsprechenden Formen der Regulierung von Sexualität bindet.

›Sexuelle Arbeit‹ im Kontext neoliberaler kapitalistischer Ökonomie

Pauline Boudry, Brigitta Kuster und Renate Lorenz (1999) haben ›sexuelle Arbeit‹ als einen Begriff eingeführt, der die behauptete Trennung von Arbeit und Sexualität in Frage stellt. Sie denken hierbei keineswegs primär an Sex-Arbeit, sondern wollen darauf verweisen, dass Arbeit – in Lohnarbeitsverhältnissen ebenso wie zuhause – immer auch damit einhergeht, dass Menschen sich als geschlechtliche Subjekte in normativ heterosexuellen Verhältnissen konstituieren. Dieser Gedanke knüpft an Überlegungen Judith Butlers an:

[S]truggles to transform the social field of sexuality do not become central to political economy to the extent that they can be directly tied to questions of unpaid and exploited labour, but also because they cannot be understood without an expansion of the ›economic‹ sphere itself to include both the reproduction of goods as well as the social reproduction of persons (1998, 40).

Während jedoch Butler in der »social reproduction of persons« ausschließlich die Familie am Werk sieht, verstehen Boudry, Kuster und Lorenz den – außer Haus oder zu Hause gelegenen – Arbeitsplatz als »Lebensverhältnis«, das eine entscheidende Instanz der sozialen Reproduktion sowie der Konstitution von Subjektivitäten sei. Das Zuhause wird mit vertraglich-mönetären Tauschverhältnissen infiziert und das Emotionale und Persönliche in den Beschäftigungsverhältnissen entdeckt. Damit greifen Boudry u.a. die jahrzehntelange feministische Kritik an unbezahlter Haus- und Beziehungsarbeit und geschlechtlicher Arbeitsteilung auf. Sie fordern aber nicht nur ein anderes Verständnis der Reproduktionsarbeit, sondern verweisen auch darauf, dass Arbeitsverhältnisse grundlegend dadurch geprägt sind, dass in ihnen gesellschaftliche Anforderungen an Weiblichkeit, Männlichkeit und Heterosexualität umgesetzt werden in Selbstverhältnisse und soziale Praxen. »Arbeitsverhältnisse« integrieren »Fähigkeiten und Emotionen in den Arbeitsprozess [...], die dem Bereich des Persönlichen, der Subjektivität zugeordnet sind« (9).¹³ Nicht zuletzt kann hiermit auch sichtbar gemacht werden, dass Lesben und Schwule in einer heterosexuellen

13 Anm. d. Red.: Dies wurde zunächst von Ann Game und Rosemary Pringle in *Gender at work* (1983) ausführlich dargestellt und ist seither Bestandteil feministischer Arbeitsanalysen. Vgl. auch das Stichwort »Frauenarbeit« in *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus*, Bd. 4, 1999, 826-33.

Umgebung sorgfältig austarieren, ob, wann und wie sie sich *outen*, dass Heteras und Heteros untereinander diffizile Praxen entwickeln, sich als Begehrenssubjekte zu bestätigen oder zu entwerten, dass Arbeitsplätze, in denen unterschiedliche sexuelle Lebensformen aufeinander treffen, allen Beteiligten abverlangen, die Norm der Heterosexualität für ihr miteinander Umgehen zu verhandeln – und dass all diese sozialen Prozesse in die Arbeitsprozesse einfließen bzw. in diesen aktiv eingesetzt werden.

Da der Begriff ›sexuelle Arbeit‹ nicht allein auf abstrakte Prozesse der Vergeschlechtlichung und Sexualisierung, sondern auf aktive Beteiligung der Arbeitssubjekte verweist, eignet er sich, um die gouvernementalitätstheoretische Frage nach dem Ineinandergreifen von Subjektivierungsweisen und Herrschaftsformen aufzugreifen. Er erlaubt, den Blick auf die neoliberalen Subjektivitäten zu richten, die die sozio-ökonomischen Transformationsprozesse stützen. Während die neoliberale Ideologie die Paradoxie von Autonomie und Bindung dadurch aufzulösen versucht, dass sie deren Gleichzeitigkeit den Individuen als Privataufgabe stellt, holen Boudry, u.a. die in der Ideologie verschwiegene »sexuelle Arbeit« ins Feld öffentlicher Sichtbarkeit. Was lässt sich also mit diesem Begriff über die beiden Bilder und über die »neue Homonormativität« sagen?

Sexuelle Produktionsverhältnisse

Sehen wir uns an, wie Produktions- und Konsumtionsverhältnisse in den Blick kommen, wie also die beiden Bilder ProduzentInnen und KonsumentInnen inszenieren. Da das Kochen im Werbungsbild nur die Unabhängigkeit des Protagonisten anzeigen soll, kommt es als Moment der Produktion nicht zum Tragen. Wohl aber wird die dargestellte Person – vor allem über das klinisch-technologische Umfeld ihres Auftretens – als Konsument markiert, als ein durchaus zahlungskräftiger, dem es an ökonomischer Absicherung nicht mangelt. Das Bild aktiviert Mechanismen einer differenzierten Integration: diejenigen, bei denen aufgrund rassistischer oder Klassen-Positionierungen eine Anrufung durch die ideologische Figur der Unabhängigkeit nicht greift, sind aus dem Repräsentationsraum verbannt. Im anderen Bild ist die Figur inmitten einer eher armseligen Ausstattung und ohne Verweis auf ein gesellschaftliches Umfeld positioniert; unter diesen Lebensbedingungen hat sie als KonsumentIn wohl keine große Bedeutung. Auch ihre Funktion als ProduzentIn bleibt unbestimmt. Insofern sie sich nicht in die traditionellen Bilder von Hausarbeit einschreiben lässt, können wir ihre Praxis eher als »sexuelle Arbeitsverweigerung« denn als Hausarbeit verstehen. Unklar bleibt aber, ob hinter ihrer Inszenierung als *homo oeconomicus* eine andere Arbeitstätigkeit steht, und falls, welchen persönlichen oder gesellschaftlichen Nutzen diese hat und wer davon profitiert. Einerseits wird so die Einverleibung des Bildes bzw. der Protagonistin und ihrer Arbeit in den Horizont der kapitalistischen Marktwirtschaft unterlaufen. Andererseits ist aber die dargestellte »Arbeitsverweigerung« ein weißes Privileg, in seiner Darstellung wird zugleich der Repräsentationsraum für diejenigen verschlossen, die Hausarbeit

als unterbezahlte Lohnarbeit verrichten (müssen). Auch findet die Fotografie von Doujak/Marth keine Formen, in denen *Care*-Beziehungen in/als Arbeit sowie Hausarbeit repräsentiert werden können, ohne sie zu feminisieren, sie der ökonomisch-instrumentellen Logik unterzuordnen oder zu desexualisieren. Der Begriff ›sexuelle Arbeit‹ stellt also beide Bilder vor eine interessante Herausforderung.

Das Plakat von Doujak/Marth widersetzt sich dem neoliberalen Integrationsversprechen. Dies geschieht zunächst, indem die Referenz auf eine Gesellschaft fehlt, in die »integriert« werden könnte. Das Subjekt erscheint nicht als ProduzentIn oder KonsumentIn sexualisierter Produkte und Dienstleistungen, es gibt kein Umfeld, das auf ökonomischen Erfolg oder die Einbindung in den Familientraum verweist, und auch die Zeichen einer verdinglichten Individualität fehlen. Das umsorgte »Dasein« kann hingegen als ein Bild gelesen werden, das Elemente des neoliberalen Diskurses aktiviert: die ökonomische Integration als Konsument und das Unabhängigkeitsversprechen privatisierter Versorgungsleistungen. Doch geht auch das Werbebild nicht bruchlos im neoliberalen Diskurs auf, denn es aktiviert das konservative, nahezu unzeitgemäße Bild des effeminierten, kränklichen Schwulen, das zur angebotenen Integration als freies Wirtschaftssubjekt, als selbstbestimmter »Unternehmer seiner selbst« im Widerspruch steht. Der Hegemonieanspruch der »neuen Homonormativität« und eine entsprechende Verknüpfung von Subjektivität und Herrschaft findet sich nicht einmal andeutungsweise. Keine der beiden Repräsentationen inszeniert das *sexy subject* der *pink economy* oder entspricht dem Klischee hipper, erfolgreicher Subjektivität. Wenn die ProtagonistInnen träumend-selbstvergessen in ihren Töpfen rühren, scheinen sie vom Leistungsprinzip verschont und die Individualisierung schreibt sich ihnen keineswegs als beglückendes Erlebnis ein.

Zweifellos jedoch stößt die Herrschaftskritik beider Bilder schnell an Grenzen. Denn obwohl sie sich nicht nahtlos in den neoliberalen Horizont einfügen, verweist keines der beiden explizit auf Forderungen nach sozialer Gerechtigkeit oder thematisiert ökonomische Verteilungskämpfe. Sie fordern in unterschiedlichem Ausmaß Geschlechterstereotype heraus und schaffen visuelle Repräsentationen für nonkonforme oder gar dissidente sexuelle Subjektivitäten. Sie eröffnen Zugänge für eine Analyse der Verknüpfungen zwischen sexueller und ökonomischer Ordnung. Aber es fehlen visuelle Angebote, um neoliberale Politiken zu konterkarieren und ungewollte Allianzen aufzubrechen. Dennoch werfen sie relevante Fragen auf und es wäre interessant zu überlegen, welche Art Bilder diese Fragen adressieren könnten: Wie wird Reproduktionsarbeit in Single-Haushalten geleistet – und weisen Technisierung und kommerzielle Auslagerung geschlechterdifferente und sexualisierte Muster auf? Wie werden Sorgebeziehungen – inklusive temporärer oder dauerhafter asymmetrischer Angewiesenheit – in lesbischen und schwulen Partnerschaften gelebt und welche finanziellen (familiären, kommunitären, staatlichen, kommerziellen) Unterstützungsnetze werden in Anspruch genommen? Wie differenziert sich das Gesundheitssystem aus, und wer hat Anspruch auf welche Art der Versorgung? Wie viele Frauen in Deutschland verdienen nicht genug, um sich selbst – geschweige denn sich und Kinder – mit ihrem Einkommen zu versorgen? –

Die (visuelle) Reflexion auf solcherlei gesellschaftliche Bedingungen der Verquickung von Geschlecht, Sexualität und Ökonomie würde den analytischen und politischen Raum eröffnen, um der Sachzwanglogik, der angeblichen Rationalität und der Entpolitisierung der neoliberalen Transformationen entgegenzutreten. Vielleicht könnten sie sogar zum Anlass oder Katalysator politischer Praxen werden. Doch hängt dies davon ab, ob die »demobilized gay or queer community« sich der Forderungen nach sozio-ökonomischer Gerechtigkeit erinnert und privatisierte Räume für eine öffentliche, politische Nutzung zurückerobert.

Literatur

- Boudry, Pauline, Brigitta Kuster u. Renate Lorenz, »I cook for sex – Einführung«, in: dies. (Hg.), *Reproduktionskonten fälschen. Heterosexualität, Arbeit und Zuhause*, Berlin 1999, 6-35
- Butler, Judith, *Das Unbehagen der Geschlechter*, a. d. Amerik. v. Kathrina Menke, Frankfurt/M 1991
- dies., *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, a. d. Amerik. v. Karin Würdemann, Berlin 1995
- dies., »Merely Cultural«, in: *new left review* 227 (1), 1998, 33-44
- Duggan, Lisa, *The Twilight of Equality. Neoliberalism, Cultural Politics, and the Attack on Democracy*, Boston 2003
- Engel, Antke, *Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation*, Frankfurt/M 2002
- dies., »Wie regiert die Sexualität? Michel Foucaults Konzept der Gouvernementalität im Kontext queer/feministischer Theoriebildung«, in: Marianne Pieper u. Encarnación Gutiérrez Rodríguez (Hg.), *Gouvernementalität. Eine sozialwissenschaftliche Debatte im Anschluss an Foucault*, Frankfurt/M 2003, 224-39
- dies., Nina Schulz u. Juliette Wedl, »Kreuzweise queer. Eine Einleitung«, in: dies. (Hg.), *Queere Politiken. Analysen, Kritik, Perspektiven*, *femina politica. Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft* 14.1, 2005 i.E.
- Fuss, Diana, »Inside/Out«, in: dies. (Hg.), *Inside/Out. Lesbian Theories, Gay Theories*, London-New York 1991, 1-10
- Hennessy, Rosemary, *Profit and Pleasure. Sexual Identities in Late Capitalism*, New York-London 2000
- Herz, Marion, »Fingern im Geschlecht. Eine Geschlechtsbehandlung«, in: Ulrike Bergermann, Andrea Sick u. Andrea Klier (Hg.), *Hand. Medium – Körper – Technik*, Bremen 2001, 181-94
- Lauretis, Teresa de, *die andere scene. Psychoanalyse und lesbische Sexualität*, a. d. Amerik. v. Karin Würdemann, Berlin 1996
- Madörin, Mascha, »Robinson Crusoe und der Rest der Welt«, in: Boudry/Kuster/Lorenz, a.a.O., 132-55
- Preciado, Beatriz, *Kontrasexuelles Manifest*, Berlin 2003
- Wagenknecht, Peter, »Heteronormativität«, in: *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus*, Bd. 6.1, 2004, 189-206
- Warner, Michael (Hg.), *Fear of a Queer Planet. Queer Politics and Social Theory*, Minneapolis-London 1993
- Woltersdorff, Volker, »Zwischen Unterwerfung und Befreiung. Konstruktionen schwuler Identität im Coming Out«, in: Urte Helduser u.a. (Hg.), *under construction. Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis*, Frankfurt 2004, 138-49

Erica Burman

Kinder und Sexualität

Es scheint, dass die überwiegende Mehrheit männlicher und weiblicher Autoren, die über die sexuelle Aufklärung der Jugend geschrieben haben, sich im bejahenden Sinn entscheiden. Aber aus dem Ungeschick der meisten Vorschläge, wann und wie dies zu geschehen hat, ist man versucht zu schließen, dass dies Zugeständnis den Betroffenen nicht leicht geworden ist. (Freud 1907/1999, 25)

Das Thema kindliche Sexualität ist so umstritten und verpönt, dass man kaum mehr tun kann, als unsere gegenwärtigen Schwierigkeiten zu erläutern. Und wenn ich von ›unseren‹ Schwierigkeiten rede, meine ich nicht nur eine verallgemeinerte, über den Erdball verbreitete westliche¹ Sprechposition; denn durch die Globalisierung des Kinderrechtsdiskurses (Ennew/Milne 1986, Burman 1996) scheinen Politiker und Fachleute, wenn es um die Sexualitäten von Kindern und Jugendlichen geht, weltweit – allerdings auf verschiedene Weisen – an Grenzen ihres Denkens zu stoßen. Deshalb werde ich hier eher analytisch als programmatisch argumentieren.

Insofern sich das, was ich zu sagen habe, direkt auf Sozialpolitik und nationale oder internationale Gesetzgebung bezieht, hängen die Diskussionen um kindliche Sexualität offensichtlich mit der gesetzlichen Altersgrenze zusammen, ab welcher Kinder und Jugendliche als fähig betrachtet werden, kompetente Entscheidungen zu treffen, in diesem Fall über das Eingehen sexueller Beziehungen. Dazu muss auch untersucht werden, in welchem Verhältnis dieser ›Maßstab‹ zu anderen ›Rechten‹ oder ›Freiheiten‹ steht, die wir Kindern zugestehen – etwa das Recht auf politische Teilhabe oder das Recht auf Selbstbestimmung und freie Selbstentfaltung sowie der rechtliche Schutz *vor* Ausbeutung, Missbrauch etc.²

1 Ich verende »westlich« in dem Bewusstsein, dass dieser weit verbreitete Begriff – wie etwa auch Minderheit/Mehrheit, Nord/Süd, entwickelt/unterentwickelt und reichere/ärmere Länder – zu den vielen unzulänglichen Termini gehört, deren Beschränkung sich aus den Schwierigkeiten ergibt, die Komplexität und Unterschiedlichkeit von z.B. Klassen- und Geschlechterverhältnissen in den so bezeichneten Regionen zu erfassen. Als »westliche Kultur« bezeichne ich die Vorherrschaft europäisch-amerikanischer, insbesondere anglo-amerikanischer kultureller und ökonomischer Praxen, die später noch genauer erläutert werden.

2 Die Gesetzgebung ist im Allgemeinen erfolgreicher beim Schützen als beim Fördern, bei der Wohlfahrt als bei Selbstbestimmungsrechten. Hier können wir die historisch-strukturellen Verbindungen des Liberalismus zum Spätkapitalismus erkennen (Lukes 1977): er hält fest an der Dichotomie von öffentlich und privat, die genau die Bedingungen für die Ausbeutung und Unterdrückung von Frauen und Kindern schafft. Während es nämlich nicht schwer ist, einen Konsens darüber zu erreichen, dass Kinder nicht (zum Sex oder zur Arbeit z.B.) gezwungen werden sollen – weshalb das so ist, ist eine meiner Hauptfragen –, lässt sich viel schwerer klären, was ihnen zu tun erlaubt sein sollte, und zwar wie und wann. Dazu nur soviel: die Tendenz in der Politik, die Unklarheiten über ein Was (was Kinderarbeit oder -sexualität sein sollte) auf ein Wann zu reduzieren, verweist auf die Rolle der Entwicklungspsychologie, die sich als Richterin über die Entwicklungsbedürfnisse von Kindern geriert, indem sie eine ganze Anzahl von umkämpften

Gleichgeschlechtliche Praktiken unterliegen in vielen Teilen der Welt anderen gesetzlichen Altersgrenzen als heterosexueller Sex, wenn sie denn überhaupt anerkannt oder zugelassen sind³. Gesetzlich unreguliert bleibt so die unhinterfragte Norm der Heterosexualität (es sei denn, es geht um die Anwendung von Gewalt oder um Ausbeutung). Daher müssen wir uns neben den bekannten Diskussionen um Teenagerschwangerschaften und Geschlechtskrankheiten vor allem über die Ängste vor Homosexualität im Klaren sein.

So wie das sich ständig ändernde Verhältnis von normalisierter Abwesenheit und pathologischer Anwesenheit (Phoenix 1987) die Repräsentation untergeordneter Gruppen in jeder Gesellschaft kennzeichnet, werden auch die Formen, Inhalte und Beziehungen der Sexualität junger Leute vom massiven Gewicht der durch sie provozierten gesellschaftlichen Ängste erdrückt. Kindliche Sexualität wird nur insofern als ein gesellschaftliches Problem gesehen, als sie gesetzlich reguliert, therapeutisch analysiert oder sonstwie wegbehandelt werden muss. Neben der gewaltigen Aufhäufung von Kinderschutzgesetzen, Enthüllungs- und Vernehmungsprotokollen gibt es außerhalb des pathologisierenden Rahmens wenig zur Sexualität von Kindern. Tatsächlich betrifft dies ebenso Erwachsene, denen sich bei der Analyse ihrer Kindheitserfahrungen die Adaption von Verletzungs- und Opferdiskursen als eine Möglichkeit bietet, Schuldgefühle und rechtliche Verantwortlichkeit abzuwehren.

Sexualität und Natur: Wissen als Sünde, Wissen als Macht?

Die herrschenden binären Schemata – wie z.B. Kinder/Erwachsene –, formen die moderne westliche Subjektivität und schlagen sich zugleich in gesetzlichen Regelungen nieder. Diese Binaritäten sind nicht nur historisches Produkt sehr spezifischer kultureller Kontexte (Archard 1993, Holland 1992), sie strukturieren auch den Bereich der Sexualität. Insbesondere Jordanova (1989) hat gezeigt, wie bei der Bewertung jugendlicher Sexualität das ›Natur‹-Verständnis in der westlichen Kultur seit Mitte des 18. Jahrhunderts an die Stelle der überkommenen Sitte trat. Dabei stand weniger die Regulierung der Sexualität als vielmehr die Haushaltsgründung und die Lebensführung der jungen Menschen im Brennpunkt (18). Jordanova betont den paradoxen Charakter dieses neuen Zusammenhangs von Kindern und ›Natur‹:

Dieser Naturalismus produzierte eine logische Falle. [...] Die Trennung von Natur und Gesellschaft erlaubte es, die Natürlichkeit der Kinder – rein, unschuldig, asexuell – mit der Verdorbenheit der korrupten Erwachsenenwelt zu kontrastieren. Aber der integrale Ansatz behandelte Sexualität als Teil der Natur. Wie konnte sie dann verdorben sein? Das passte nur schwerlich zusammen. (Ebd.)

normativen und hoch politischen, kulturell und historisch variablen Werturteilen naturalisiert. Siehe dazu u.a. Morss (1990 u. 1996) und meine eigene Arbeit (Burman 1994a).

3 So war heterosexueller Sex in Großbritannien bis vor kurzem bis zum Alter von sechzehn Jahren zustimmungspflichtig, während bei homosexuellem (das meint hier Sex von Männern mit Männern, da lesbische Sexualität niemals gesetzlich reguliert worden ist) die Altersgrenze bei 21 Jahren lag.

Nach westlichen Kulturvorstellungen, nach der Großen Erzählung über die Gewinnung der Herrschaft über die Natur, hängen die Sünde der Erkenntnis und das Wissen als Macht miteinander zusammen. Zudem ist Erkennen ›im biblischen Sinn‹ sexuelles Erkennen, und dies ist genau das, was – in der modernen westlichen Vorstellung – Kindern angeblich fehlt (oder wovon sie frei sind). Dennoch wird auch das körperliche Wissen – im Sinne eines Wissens um den Körper und um seine Bedürfnisse – mit der Kindheit in ihrer Spontaneität und Nähe zur Natur assoziiert. Wir sollten daher nicht nur hinterfragen, *wovor* wir Kinder schützen, sondern auch *wofür*.

Diese Problematik lag bereits Freuds Theorie der Kindersexualität zugrunde und wird von ihr verarbeitet (vgl. Ellenberger 1970). Gewiss hat Freud solche Vorstellungen nicht erfunden (da sie fester Bestandteil der aufstrebenden Moderne sind), doch hat seine Arbeit viel zu ihrer Verfestigung in der zeitgenössischen westlichen Kultur beigetragen (Parker 1997). Allerdings liefert Freuds Darstellung den Debatten um Kindersexualität nur mehrdeutiges Material (was nicht zuletzt an den Konfusionen seiner eigenen Meinung zu diesem Thema liegt, vgl. Masson 1984 u. Rush 1984). Zunächst einmal bezeichnet die (polymorph perverse) Sexualität, die Freud Kindern zuschreibt, *nicht* das, was Erwachsene erleben oder ausüben. Im Gegenteil ist es sein Anspruch, die Flexibilität, Mobilität und Formbarkeit von (jeder) Sexualität zu zeigen, d.h. Sexualität als graduelle, multiple und instabile Konstruktion darzustellen. Ihre Absichten und Objekte verschieben sich entsprechend Kontext, Erfahrung und Lebensspanne, so dass Rückschlüsse von Erwachsenen auf Kinder nicht möglich sind (wenn auch die rückwirkende Rekonstruktion von Erlebnissen zentrale Bedeutung für die klinische Psychoanalyse und ihre Methode der Fallstudien besitzt).

All dies heißt nicht, dass Kinder kein sexuelles Wissen oder keine Sexualität besäßen⁴. Ebenso wenig meint es, dass Kinder nicht Opfer sexuellen Missbrauchs sind – ob willentlich oder unwillentlich, wenn sie in sexuelle Praktiken involviert werden, deren Bedeutungen und Konsequenzen ihnen nicht vollständig bewusst sind.

4 Wenn und falls bei Kindern Anzeichen »frühreifen« sexuellen Wissens zu beobachten sind, scheint der kulturelle Imperativ sie entweder von den juristisch-politischen Konsequenzen des »wirklich« Wissens (wodurch sie Opferstatus erlangen) oder alternativ von der Kategorie der Kindheit auszuschließen (vgl. Kitzinger 1988). Die Dämonisierung der jungen Kindesmörder des zweijährigen Jamie Bulger im Jahre 1993 veranschaulicht die ausgreifende Dynamik der Pathologisierung – von Individuen zu Familien und zu (Arbeiterklasse-)Gemeinden und von dort aus zu ganzen Regionen (mit Liverpool als Signifikant der urbanen Deprivation und moralischen Degeneration Großbritanniens). Diese Dynamik der Pathologisierung findet in der weltweiten Skandalisierung sexueller und Arbeitstätigkeiten von Kindern, einschließlich deren Ausbeutung, offensichtlich ihren Widerhall. So wichtig es ist, diese Ausbeutung zu bekämpfen – die gegenwärtige Herangehensweise droht, eine westlich-bürgerliche Moral wieder einzusetzen und dadurch auch zu verschleiern, dass die oberen Klassen ihre ökonomischen und kulturellen Privilegien eben genau mit Hilfe jener Praktiken der Ausbeutung der Arbeitskraft und Sexualität von Frauen und Kindern erworben und verteidigt haben, die sie durch ihr Privileg und ihre Distanz zu verabscheuen in der Lage sind (vgl. Levett 1994, Narveson 1989). So fordert Narveson (1989), die organisierte sexuelle Ausbeutung von Kindern im Zusammenhang mit Armutsbekämpfung zu betrachten, während diese »moderne Form der Sklaverei« (9) doch mit Urbanisierung und internationalem Tourismus verknüpft ist.

Aber selbst wenn diese ihnen bewusst sein sollten, besteht dennoch große Übereinstimmung darin, dass Missbrauch in der Verletzung einer Vertrauens- und Abhängigkeitsbeziehung im Kontext des strukturell ungleichen Verhältnisses zwischen Erwachsenem und Kind besteht, und dies stellt (bes. in Bezug auf Inzest) die Annahme einer wissentlichen Zustimmung in Frage (Archard 1993). »Sexueller Kindesmissbrauch enthält in jedem Fall Sex. Ohne Sex, oder genauer, ohne die sexuelle Befriedigung des Missbrauchers, gäbe es keinen *sexuellen* Missbrauch von Kindern. Sexueller Kindesmissbrauch enthält in jedem Fall einen Machtmissbrauch. Ohne diesen gäbe es keinen sexuellen *Missbrauch* von Kindern.« (Warner 2000, 29)

Wenn daher Erwachsene etwa in Radio- oder Fernsehrunden über ihre Missbrauchserfahrungen in der Kindheit sprechen und davon berichten, dass ihnen (beispielsweise durch ihre Therapie) klar geworden sei, Opfer von Missbrauch gewesen zu sein, ohne dem insgeheim zugestimmt zu haben oder dafür verantwortlich zu sein, verdeutlicht dies das Wesen ihrer Ängste⁵ (und der der anderen).

Der vorherrschende Diskurs begreift Sexualität als etwas, das Kinder nur *aufgedrückt bekommen*, und nicht als etwas, das Kindern *eigen ist*, und ich möchte hier betonen, dass diese Vorstellung nicht durch das Zugänglichmachen von bisher verborgenen Wissensfeldern berichtigt werden kann (allein die Vorstellung der Möglichkeit würde nur auf eine weitere Romantisierung von Kindern hindeuten). Anstatt diese Unmöglichkeit zu bedauern oder ein künstliches anthropologisches ›Anderes‹ zu entwerfen (von welchem ›das Kind‹ sicherlich unsere ›eigenste‹ Variante ist), schlage ich vor, dass wir die Formen und Funktionsweisen dieser Leerstelle genau betrachten. Das ausdrückliche Verbot verbirgt, wie es Foucault nahe legt, eine ganze Reihe von Zuschreibungen, die selbst wiederum auf die diskursiven Strukturen der Besorgnis über und der Erotisierung von Kindern verweisen.

Um meine bisherige Argumentation zusammenzufassen: Ich halte es für nötig, einen neuen Zugang zu sexuellem Wissen zu suchen, der ein Verständnis von Komplizenschaft bis hin zur Macht einschließt und insbesondere die Machtbeziehungen aufzeigt, die unsere Sicht auf Kinder prägen. Zwar möchte ich dies nicht ohne weiteres in Forderungen nach ›sexueller Aufklärung‹ als Form von ›Kindeschutz‹ übersetzen (denn dies würde die Diskurse um Begehren wieder denen um Missbrauch unterordnen), jedoch geht mein Anliegen in eine ähnliche Richtung. Gleichzeitig geht es hier darum, die Pathologisierung ›wissender‹ Kinder zu vermeiden und die Aufmerksamkeit bezüglich der Frage, *welche* Kinder/Kulturen/Familien durch das Zurschaustellen eines solchen ›Wissens‹ stigmatisiert werden (z.B. Arbeiterfrauen sowie schwarze Frauen und Familien im Herzen der westlichen Kultur, wobei der Neokolonialismus diese Stigmatisierung auch auf die globalen Verhältnisse projiziert).

5 Das »Syndrom der falschen Erinnerung« (*false memory syndrome*) bildet eine weitere zentrale Arena, in der dieselben sozialen Ängste bezüglich Geschlecht, Kindersexualität und der Kampf um private/öffentliche Verantwortlichkeiten gegeneinander ausgespielt werden (vgl. Burman 1996/97, 1998), und in der die Diskurse um das ›innere Kind‹ auf ebenso verwirrende wie bezeichnende Art auftauchen (vgl. Haaken 1997).

Das allgemeine kulturelle Schweigen über das sexuelle Begehren, insbesondere über das der Frauen, macht die aktive Gestaltung sexueller Beziehungen ihrerseits – jenseits ihrer Position als Opfer – undenkbar. Gleichwohl ist nicht zu vernachlässigen, dass in fast allen Debatten um Kindesmissbrauch implizit die (Hetero- oder Homo-)Sexualität von Männern im Zentrum steht. Dabei tritt der Aspekt des Inzests in Missbrauchsdebatten in den Hintergrund, da Missbrauch oft als ›Gefahr durch den Fremden‹ vorgestellt wird. Diese Darstellungsweise ist scharf kritisiert worden. Denn tatsächlich findet sexueller Missbrauch wie auch die Vergewaltigung von Frauen häufig in angeblich normalen, glücklichen und nicht notwendigerweise deprivierten Familien statt. Es kann also nicht darum gehen, das ›schützende Heim‹ zu wahren.

Frauen und Kinder: soziales Geschlecht und Kindheit

Der Bereich der kindlichen Sexualität wird durch die Komplexität des vielschichtigen Verhältnisses von Geschlechts- und Kindheitskonstruktionen überdeterminiert. Mädchen, Frauen und Kinder sind über Feminisierungs- und Infantilisierungsdiskurse miteinander verknüpft, die sich gegenseitig verstärken. Sowohl Frauen als auch Kinder sind (wenigstens historisch) rechtlich unbedeutende politische Akteure gewesen, die zumeist als Besitz ihrer Ehemänner/Väter galten. Darüber hinaus wurde Frauen aufgrund der ihnen zugeschriebenen Kindlichkeit, d.h. ihrer Nähe zur Natur oder auch Unreife, politische Macht vorenthalten (Birke 1992, Burman 1994b, Morss 1996, Haraway 1993). Wenn jedoch Kinder und Frauen durch den Mangel an Verantwortlichkeit für ihre Handlungen gekennzeichnet sind, scheinen Mädchen – die ja dazu bestimmt sind, Frauen zu werden – die doppelte Menge Verletzlichkeit und damit korrespondierender Schutzbedürftigkeit zu verkörpern. Fünf Aspekte sollen im Folgenden näher betrachtet werden.

1. Die Synthese der Mädchen-Frau in der kulturellen Reproduktion. – Mädchen und Frauen gelten als Hüterinnen kultureller Reinheit und Reproduktion, so dass ihre Sexualität seit langem Schauplatz besonderer Vorschriften ist. Über das Austragen und die Aufzucht der Kinder hinaus tragen Frauen auch die Verantwortung für die nachfolgende Generation: für ihr moralisches und mitgestaltendes Verhalten als Bürger. Auf diese Weise werden in jeder modernen Religion und in jeder herrschenden Kultur (nicht nur von der islamischen Vorstellung der Ehre und Schande) derartige Werte mehr oder weniger bewahrt, so dass patriarchale Verhältnisse den Nationalstaat stärken (Yuval-Davis 1997). Die Sexualität von Mädchen ist somit von Beginn an mit Vorschriften und Problematisierungen konfrontiert. Dies geschieht im wahrsten Sinne des Wortes mit Beginn ihres Lebens, da ihre Subjekt-Position, selbst wenn sie sich nie anstößig benehmen, immer schon potenziell mit Entehrung oder moralischer Verwerflichkeit assoziiert ist. Im Allgemeinen ist der Umgang mit Mädchen eher von der Vorstellung einer Art Erbsünde als von angenommener Unschuld gekennzeichnet, wobei die aktuelle Besorgnis um Teenagerschwangerschaften vielleicht einfach die säkulare Variante darstellt. Die Beständigkeit solcher Diskurse zeigt sich auch darin, dass der sexuelle Missbrauch von Mädchen weniger

Entrüstung hervorruft als der von Jungen (obgleich die Entehrung von Frauen natürlich immer wieder im Zentrum familialer und nationaler Auseinandersetzungen steht); und in den letzten Jahren ist Vergewaltigung zum *politischen* Instrument nationaler Unterjochung geworden.

2. *Die Vergeschlechtlichung der Kindheit.* – Vorherrschende Sexualitätsdiskurse (insbesondere die von der Psychoanalyse beeinflussten) schreiben Jungen eine viel ›natürlichere‹ Sexualität zu (vgl. Walkerdine 1981/1990). Bezüglich der Regulation jugendlicher Sexualität war es in der Tat eher die Masturbation der Jungen, die die moderne europäische Welt mit Besorgnis erfüllte, als die Zuschreibung eines ähnlichen Begehrens bei Mädchen (vgl. Jordanova 1989). Wie Jan Haaken (1997) hellsichtig darlegt, sind Feministinnen mit daran Schuld, die Position der Frau als Opfer so verfestigt zu haben, dass es schwierig geworden ist, sich aktive weibliche Sexualität in Form von sexuellen Phantasien oder Beziehungen jenseits des Missbrauchs vorzustellen.

3. *Das Mädchen als Prototyp der Frau.* – Eine dritte (so offensichtliche wie wichtige) Spielart der Synthese von Kindlichkeit und Weiblichkeit holt vergangen geglaubte Diskussionen zurück in die westlichen Einkaufszentren. Die zunehmende Forderung an Frauen, dünner und jünger auszusehen, führt zur Intensivierung des erotischen Blicks auf junge Frauen. Nicht nur verlieren ›Models‹ mehr und mehr an Körpergewicht, und die Anzahl von Menschen mit Essstörungen auf der ganzen Welt steigt (Littlewood 1995), sondern das junge (unerfahrene, asexuelle) Mädchen wird in manchen herkömmlichen Narrationen zum prototypischen Objekt männlicher Begierde. Archard betont: »Beunruhigenderweise wird in Bezug auf Kinder die Unschuld selbst zur sexualisierten Vorstellung. Unschuld konnotiert eine Reinheit, Jungfräulichkeit, Frische und Unbeflecktheit, und reizt so zur Eroberung und Schändung. Das Kind als unschuldig Wesen ist in Gefahr, die idealisierte Frau eines bestimmten männlichen sexuellen Begehrens zu verkörpern – unbehaart, verletzlich, schwach, abhängig und unverdorben.« (1993, 40) So lenkt diese Unschuld als Objekt von Missbrauch den Blick auch auf die komplexen Überschneidungen von Repräsentationen der Weiblichkeit und der Kindheit.

4. *Umkehrung der Sex-Gender-Polarität.* – Darüber hinaus lässt sich eine weitere Verbindung zwischen Geschlechter-Diskursen und Performativität ausmachen. Wenn die Erotisierung von Mädchen/Kindern als wichtiges Moment bei der Herstellung von Geschlechts- und Kindheitsvorstellungen anerkannt wird, rückt auch die – ob zugeschriebene oder erfahrene – Sexualität ins Zentrum der Formierung und Definition von sozialem Geschlecht und erscheint nicht mehr nur aufgepfropft. Judith Butlers Arbeiten (1990, 1993) haben viel dazu beigetragen, das binäre Sex-Gender-Schema der Zweiten Frauenbewegung ins Wanken zu bringen, indem (Hetero-)Sexualität nun als konstitutiv für die Geschlechterpositionen und nicht mehr als deren Folge gilt. Derartige Analysen haben sich auch auf das theoretische Verständnis von Kindesmissbrauch ausgewirkt (Warner 1997, 2000). So verweist die Tatsache, dass sexueller Missbrauch von Mädchen primär heterosexuell und der von Jungen homosexuell motiviert ist (da in beiden Fällen der Missbrauch hauptsächlich von Männern ausgeht), auf den sowohl geschlechtlichen (*gendered*) als auch sexuellen (*sexed*) Charakter des Missbrauchs.

Ogleich sich die jüngere Forschung zunehmend dem Missbrauch von Jungen in der heutigen westlichen Gesellschaft widmet, wird die unterschiedliche Betroffenheit von Jungen und Mädchen, die sich aus dem Zusammenspiel von sozialem Geschlecht und Macht ergibt, oft vernachlässigt. Jungen werden zu Männern gemacht und erlangen somit eine Subjektivität, mit der die Ausübung von Zwang in sexuellen Beziehungen und die sexuelle Nötigung von Frauen und Kindern zur Möglichkeit wird (selbst wenn sich diese auf Gedanken und Phantasien beschränkt). (Levett 1994, 243)

5. *Unheilige Allianzen?* – Die janusköpfige Bewertung der Sexualität von Frauen (Jungfrau vs. Hure oder Schlampe; vgl. Cowie/Lees 1981), hat einige Feministinnen dazu geführt, dem moralischen Establishment zuzuarbeiten. Es sei an das fatale Bündnis der feministischen Antipornographiebewegung mit der moralischen Zensur erinnert.

Handlungsmöglichkeiten ins Auge zu fassen, ohne Verbote auszusprechen, bleibt somit eine Herausforderung. Auch wenn es gegenwärtig unmöglich sein mag, über vorherrschende Dichotomien wie Opfer vs. Täter⁶ hinauszugehen, gebe ich gleichwohl zu bedenken, dass wir dadurch an einer offensichtlichen Ungerechtigkeit teilhaben und dass dieses Versagen auch ein Vermeidungsverhalten impliziert. Deshalb ist es eine dringend erforderliche Aufgabe herauszuarbeiten, was hinter dieser Vermeidung steckt.

Amelie oder die Vergeschlechtlichung der Kindheit im Imaginären

Im folgenden Abschnitt verlasse ich die bisherige Analyseebene und gehe zur Beschreibung der kulturellen Funktion des Motivs des missbrauchten weiblichen Kindes über. Dabei soll gezeigt werden, dass die zeitgenössischen Darstellungen des kleinen Mädchens als durch und durch moralisches, fühlendes Subjekt die dynamische Entsprechung zu Freuds Witzen bildet. Mittels seines Charmes sorgt das kleine Mädchen für den reibungslosen Ablauf des Witzes, wie dies ein Junge oder Mann so nicht leisten könnte. Doch die junge, knabenhafte Frau selbst entgeht der kritischen Hinterfragung. Darauf basiert der Erfolg des Films *Die fabelhafte Welt der Amelie* von J.P. Jeanet (Frankreich 2001). Auf den Werbepostern für den Film sehen wir zunächst eine groteske Nahaufnahme der »naiven, knabenhaften« (Programmhinweis) Erwachsenen Amelie (A. Tatou) sowie das Bild ihres jüngeren Ichs aus dem Vorspann, auf welchem sie die auf ihren Fingerspitzen befindlichen Himbeeren eine nach der anderen mit großem Vergnügen zu essen ansetzt (vielleicht eine subtile Andeutung ihres sexuellen Appetits?). Ein drittes Bild zeigt sie im Vorführraum eines Kinos sitzend, hochblickend auf eine unsichtbare Leinwand (worin wir später den Ausdruck ihrer Versuche erkennen, ihr eigenes Begehren auf die Welt zu projizieren).

Wir sollten einen Moment innehalten, um uns eine Frage zu stellen, die der Aufmerksamkeit stets entgeht, da sie in kulturellen Narrationen normalisiert wird. Was für eine Funktion erfüllt die Präsenz der früheren, kleinen Amelie im Film?

6 Vgl. die von Frigga Haug in *Argument* 123/1980 begonnene Opfer-Täter-Debatte, dokumentiert in dies., *Erinnerungsarbeit*, Hamburg 1990, 9-41.

Über sie stellt der Film eine erklärende Erzählung zur Verfügung, die verdeutlicht, warum Amelie das Projekt, Dinge für andere Leute zu tun, deren Rätsel zu lösen und Falsches zu berichtigen, als Lebensinhalt annimmt. Die junge Amelie des Vorspanns fungiert hierbei als Basis. Ursprung ist das normale, verspielte und kommunikative Kind, durch seine Streiche als so demonstrativ normal bestätigt, dass es im Rückblick als Schauplatz von Verlust und Trauer aktiviert werden kann. Darin erkennen wir das bekannte Zusammenspiel von Logik und Chronologie, das für entwicklungstheoretische Erklärungen so zentral ist. In diesem Fall wird so verankert, dass Amelie als ›im Grunde‹ normales, glückliches, gut angepasstes, wissbegieriges Kind erscheint, dem nur das Leben schwierige Erfahrungen beschert hat. Denn Amelie, so behaupte ich, ist der Jedermann und die Jedefrau moderner westlicher Subjektivität. Als Zuschauer sollen ›wir‹ uns in ihr wiederfinden. Von Grund auf gut, liebend und lebenslustig, sind wir auf Hindernisse gestoßen, die uns davon abgehalten haben, uns so zu verwirklichen, wie wir es vorgehabt haben. Irgendwie fehlen uns das rechte Geschick, die rechten Erfahrungen, um ›es richtig zu machen‹ (und ›den Richtigen‹ zu finden). Das Leben, die Welt, hat uns irgendwie davon abgehalten, zu dem zu werden, was wir hätten sein sollen, und uns den Zugang zu dem Erwachsenen verstellt, der das Kind-das-wir-glauben-gewesen-zu-sein einmal werden sollte.

Das Kind als therapeutisches Subjekt

Der populäre Diskurs des ›inneren Kindes‹ lebt von rückwirkenden oder vorausgreifenden Projektionen; entweder auf die Kinder, die wir waren, oder auf die Kinder, die wir hätten gewesen sein und die Kindheiten, die wir hätten haben sollen. Diese Wendung, die Bedürfnisse von Erwachsenen über den Rückgriff auf die Verletzlichkeit von Kindern darzustellen, ist eine bewusst angewandte Taktik nationaler und internationaler Kinderhilfsorganisationen (vgl. die Anzeige »Unsere Aufgabe ist es, das Kind in ihm zum Leben zu erwecken« von *Save the Children* im *Guardian* vom 26.2.2001). Laut eigener Aussage wandte auch Bernardos, eine britische Hilfsorganisation für Kinder und junge Menschen, diese Taktik in einer Anzeigenkampagne (2000) an. In dieser Plakatserie werden Kinder stellvertretend für junge Erwachsene in verschiedenen Situationen gezeigt, sie sind beispielsweise im Gefängnis oder obdachlos, auf der Straße, drogen- oder alkoholabhängig oder kurz vor dem Sprung vom Dach eines Hochhauses in den sicheren Tod. Die Bilder verletzter Kinder sollten eine Erklärung für die Probleme ›gesellschaftlich nutzloser‹, oft moralisch erniedrigter Menschen darstellen. Sie führten dem Beobachter dramatisch das innere, bedürftige oder leidende Kind im Erwachsenen vor Augen. Bezeichnenderweise war die einzige Darstellung von Mädchen/Frauen auch mit der einzigen Bezugnahme auf ›Missbrauch‹ verknüpft. Der Begleittext eines jeden Bildes nahm Bezug auf ein grundlegendes Defizit/Trauma: »als Kind ...« »vernachlässigt«, »abgeschrieben«, »verprügelt«, »mit fünf Jahren missbraucht«. Weiterhin wurde an das Verständnis appelliert, indem eine »mögliche« Verbindung zwischen der Kindheitsgeschichte und der aktuellen elenden Situation behauptet wurde: »es war immer möglich«,

»es gab immer die Chance«, und schließlich »es war nicht weiter verwunderlich« (»... dass Carl sich dem Alkohol hingab«), »Martin wusste keinen Ausweg mehr« usw. Der Marketing- und Kommunikationsdirektor der Kampagne, Andrew Nebb, sagte in diesem Zusammenhang: »Wann immer Sie einen Obdachlosen sehen und denken, dass er selbst an seinem Zustand Schuld ist, tut es gut sich daran zu erinnern, dass wahrscheinlich etwas in seiner Kindheit der Grund für seine jetzige Situation ist« (zit.n. St. Armstrong im *Guardian* vom 24.1.2000, 5).

Demnach scheint die Zuschreibung einer traumatisierten Vergangenheit der Preis für die Abwehr der eignen Schuld oder sozialen Verantwortung zu sein. Selbst wenn ein solches Vorgehen in manchen Fällen hilfreich sein kann, weil so der Obdachlose, psychisch Kranke oder Drogenabhängige weniger stigmatisiert wird, stellt uns ein solcher Ansatz vor zwei offensichtliche Schwierigkeiten. Denn wenn erstens die Vergangenheit als traumatogen für die Probleme betrachtet wird, ist es leicht, darüber die Gegenwart als bestimmendes Moment zu vernachlässigen. So mindern insbesondere individualisierte, familienorientierte Erklärungen die Beweislast staatlicher Vernachlässigung oder sozialer Deprivation. Zweitens beruht die Wirksamkeit der Kampagne auf der Verleugnung der eigentlichen Situation: die Bilder sollen den Betrachter ja gerade deswegen schockieren, weil sie Kinder (und nicht Erwachsene) bei Drogenkonsum, Obdachlosigkeit oder als Opfer sexuellen Missbrauchs darstellen. Die Annahme ist hier, dass die nun erwachsenen Betroffenen diese Kinder einmal gewesen sind. Die offensichtliche Tatsache, dass Kinder auf der ganzen Welt (und zwar echte, tatsächliche Kinder und nicht metaphorisch fixierte oder in ihrer Entwicklung aufgehaltene Erwachsene, die als Kinder dargestellt werden) unter solchen Bedingungen leben müssen, wurde in der öffentlichen Debatte und Kritik der britischen Medien an den reißerischen Methoden der Kampagne übersehen.

Dieses Repertoire an diskursiven Verbindungen können wir nun auf die Funktionsweise der filmischen Erzählweise anwenden. Bezeichnenderweise spielt in Amelies traumatischer Kindheit weniger Missbrauch als vielmehr emotionale Vernachlässigung und Verlust⁷ eine Rolle, was in Bezug auf Zuschaueridentifikation natürlich eine viel sicherere Ausgangsbasis darstellt; noch dazu wird über die Darstellung des kleinen Mädchens und seiner ›Normalität/Natürlichkeit‹ ein Potenzial herausgestellt, das die Überführung in eine normale Verbindung erst ermöglicht (dies entspricht dem traditionellen psychoanalytischen Modell, das die persönliche Geschichte über den Rückgriff auf eine therapeutische Narration normalisiert).

Zwei weitere Aspekte runden das Bild der heilen Kindheit ab: Eine Szenerie rassemäßiger Reinheit und eine Feminisierung des liberalen Subjekts. Amelies Welt evoziert eine Zeitlosigkeit, die, wie einige Kommentatoren bemerkt haben, eher

7 Amelies Vernachlässigung drückt sich aus in ihrer sozialen Isolation, ausgelöst von einer (mutmaßlich psychosomatischen) Kinderkrankheit, die ihre Eltern zu der Entscheidung veranlasst, sie zu Hause zu unterrichten, sowie im frühen Tod ihrer Mutter und dem darauf folgenden Rückzug des Vaters in seine eigene kleine Welt.

an das Paris der Nachkriegszeit als an dasjenige von 2001 denken lässt. Während sie selbst an Audrey Hepburn erinnert, ist ihr Paris in ein goldenes Licht getaucht, und seine Bewohner haben alle ihre kleinen Eigenheiten, die gleichwertig in dieser brodelnden, prototypischen Stadt existieren. Doch es ist auch eine saubere Stadt, ohne Müll und Grau, ohne Drogen, Gewalt und Obdachlosigkeit, und die einzige nicht-weiße Figur ist ein behinderter junger Araber, der als Auslöser für eine der Mitleids-, Hilfs- und Vergeltungsaktionen Amelies dient. Es ist, als würden wir eingeladen zu denken: »Erinnert euch, so sieht im Grunde (aber was sollen wir ausblenden, um zu diesem Grund zu gelangen?) ›unser‹ Paris wirklich aus.« Doch damit nicht genug. Kratzt man nur ein wenig am Lack dieses Patisserie-Kinos, wie es ein anonymen Kommentator genannt hat, stößt man auf bürgerlichen Humanismus in seiner krassesten Form, mit seiner Dynamik von Philanthropie, stiller Großherzigkeit und dem zuweilen expliziten Appell an die Hilfsempfänger, sich in ihren Wünschen und Handlungen dem Helfer anzugleichen. Zwar verlangt Amelie keine offene Anerkennung für ihre Taten, doch der Film macht deutlich genug, dass sie ihre Anerkennung erhält. Der Film lässt keinen Raum dafür, dass Menschen sich durch ihre Eingriffe beschämt fühlen oder durch die kleine Ausbesserung ihrer allgemeinen Deprivation nur in noch größere Wut geraten. Ein wenig Fürsorge und Aufmerksamkeit, so wird uns versichert, kann die Dinge verbessern. Auch hierfür ist der weibliche und kindliche Charakter der Hauptfigur zentral. Würde ein Mann sich derart einmischen wie Amelie, erregte das sofort Verdacht, Feindschaft und Widerstand. Doch als hübsches junges Mädchen ist sie dabei eher charmant als beleidigend oder paternalistisch. Die Verwundbarkeit der Kind-Frau nimmt sie von den naheliegenden Vorwürfen aus.

Amelie – eine zeitgenössische Mignon

Meine Analyse von *Amelie* ist entscheidend von Carolyn Steedmans (1995) Analyse der Figur des kleinen Mädchens und seiner Funktion als beispielhafte Verkörperung westlicher Subjektivität beeinflusst. Anhand der Geschichte Mignons, die Goethe am Ende des 18. Jahrhunderts verfasst hat, die aber erst 50 Jahre später breiter bekannt wurde, und schließlich bis in die 1920er Jahre in Europa massenhaft zirkulierte, verfolgt Steedman die Figur des kleinen Mädchens bzw. der jungen Frau zweifelhafter Herkunft, welche(s) stets nur flüchtige Beziehungen eingeht, und analysiert es/sie als Objekt der Faszination und Identifikation für ein europäisches Publikum während des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Steedman begreift die Figur der kleinen Mignon als Personifizierung einer bestimmten Struktur von Subjektivität, der Formierung einer Innerlichkeit und eines inneren Selbst während der Phase europäischer Modernisierung und Industrialisierung. Ihr Buch endet mit dem Satz: »Das verlorene Objekt hat seit Ende des 18. Jahrhunderts die Umriss und die Form eines Kindes angenommen« (174). Zentral für den Erfolg von *Amelie* ist meines Erachtens eben diese Struktur der Identifizierung in Verbindung mit einer gewissen Zeitlosigkeit, die Abstraktion und Universalisierung ermöglicht.

Die Überdeterminierung zwischen der Feminisierung der Kindheit und Infantilisierung von Frauen, die in der Figur der Mignon am Werk ist, wird in *Amelie* aufgegriffen, indem die Kamera, meinerwegen als phallisches Speculum (vgl. Kaplan 1983), sich an Amelies bemühtes und vorsichtiges Eindringen in die Welt der Beziehungen anschmiegt. Wir werden Zeugen der schmerzhaften Geschichte von Amelies Eintritt in die soziale Erwachsenenwelt bedeutungsvoller heterosexueller Beziehungen. Die Intensität der Figur, die in der Fokussierung der Kameraführung ihren Widerhall findet, verrät zugleich ihre soziale Ungeschicklichkeit.

Nicht nur Amelie, auch Mignon unterhält weder familiale noch ›persönliche‹ Beziehungen; sie ist allein und nicht an gesellschaftlichen Umgang gewöhnt. Mignon beschränkt sich so, wie Steedman betont, nicht darauf, Objekt des männlichen Blickes und somit Moment einer Erzählung zu sein, die heute als sexueller und physischer Missbrauch dechiffriert würde. Vielmehr ist sie gleichermaßen Speicherplatz all der von der Moderne verursachten nostalgischen Sehnsüchte, Verluste und verhinderten Begehren. Sie dient uns somit einerseits als Identifikationsfläche:

Die Idee des Kindes diene sowohl der Erinnerung als auch dem Ausdruck der Vergangenheit, die in jedem individuellen Leben enthalten war: was im Laufe der individuellen Entwicklung nach innen gekehrt wurde, war gleichermaßen latent: das Kind *war* die Geschichte, die erzählt werden wollte. (Steedman 1995, 11)

Andrerseits werden durch sie auch verbotene erotische Sehnsüchte mobilisiert:

Während des 19. Jahrhunderts stellte Mignon einfach das dar, was sie immer gewesen war: nur ein Wort, einen Namen – ein Wort für kleine Straßenmädchen (im Allgemeinen, aber auf den anderen Sinn bereits verweisend), das Wort für kleine Mädchen, auf die man Lust hat. (38)

Diese zweifache Dynamik von Identifikation und Projektion (auch des erotischen Begehrens) und die unseren verkörperten Geschichten zugewiesenen Bedeutungen lassen Kindheit und Kindersexualitäten so problematisch werden. Darüber hinaus beleuchtet Steedmans Analyse nicht nur die kulturelle Überdeterminierung, die Weiblichkeit und Kindheit miteinander verbindet, sondern auch, warum es so schwierig ist, Darstellungen von Kindheit von Darstellungen des Missbrauchs zu trennen. Denn Kindheit, wie sie im modernen westlichen Denken rekonstruiert wird, bezeichnet genau die Lebensphase, die nur als beschädigt gedacht werden kann, weil wir zugleich emotional mit ihr verbunden und unwiderruflich von ihr getrennt sind. Ist demnach unsere Vorstellung von kleinen Mädchen kulturell in unseren eigenen verletzten Geschichten angelegt, so werden sie immer schon als missbraucht gedacht.

Brass-eye oder die Anprangerung (der Anprangerung) der Pädophilie

Der Pädophile ist *das* Ungeheuer der heutigen britischen (wenn nicht sogar westlichen) Phantasie geworden. Ob und wie diese Entwicklung mit der weiten Verbreitung des Kinderrechtsdiskurses durch die UN-Konvention und ihrer Anwendung zusammenhängt, ist rein spekulativ. Dennoch ist die Nähe zu einem bisher beispiellosen Anstieg der Besorgnis um Kindesmissbrauch auffällig, während gleichzeitig die aktuelle britische Offensive zur Untersuchung systematischen Missbrauchs genau die Organisationen vernachlässigt, die sich der Ausbildung und Pflege von Kindern und Jugendlichen widmen – Schülerwohnheime, Kirchengruppen, Jugendgruppen sowie Familien.

Im Sommer 2000 wurde Großbritannien Schauplatz einer Reihe von tiefgehenden und verstörenden Zwischenfällen, die innerhalb der gewöhnlichen, eher rassistisch motivierten Übergriffe und klassenbezogenen Auseinandersetzungen eine Ausnahme darstellten. Die Intensivierung von Überwachungspraxen, denen entlassene oder als solche identifizierte ›Sexualstraftäter‹ unterliegen, traf mit der Erleichterung des öffentlichen Zugangs zu vordem als geheim klassifizierten Daten zusammen, woraufhin Individuen, deren Namen in solchen Verzeichnissen auftauchten, Opfer gewalttätiger Übergriffe seitens aufgebrachter Bürger wurden. Darüber hinaus wurden auch Männer, Frauen und Familien Opfer von Gewalt, die in Verbindung zu einem Sexualstraftäter standen, und sogar solche, die damit überhaupt nichts zu tun hatten. Auch unberechtigte Anschuldigungen konnten direkte und tödliche Angriffe nach sich ziehen (Brandbombenanschläge auf Häuser, physische Attacken usw.). So wurde etwa eine Kinderärztin aus Wales angegriffen, weil ihre Berufsbezeichnung (*paediatrician*) an das Wort pädophil erinnerte.

Im Sommer 2001 kam das Thema der Pädophilie erneut auf die Tagesordnung, diesmal allerdings so, dass über die Skandalisierung veranschaulicht werden konnte, was das eigentliche Objekt der Kommentierung sein sollte. Die Sendung *Brass Eye Special*⁸, in der es um Pädophile ging, schlug in der britischen Öffentlichkeit ein wie eine Bombe, und das zu einem Zeitpunkt, zu dem sich das Parlament in seiner Sommerpause befand und entsprechend ›Saure-Gurken-Zeit‹ herrschte. Vielleicht war diese Konstellation auch gewollt, denn die Ausstrahlung erfolgte verspätet, insofern die darin satirisch behandelten Vorfälle bereits ein Jahr her waren. »*Brass Eye Special* wurde innerhalb von Stunden nach der Ausstrahlung Ende Juli die am meisten beanstandete Sendung in der britischen TV-Geschichte« (*Guardian*, 7.9.2001). Die Sensationspresse übernahm die Einschätzung der britischen Ministerin für Kinderschutz, Beverley Hughes, dass die Sendung »unbeschreiblich krank« sei (obwohl sich später herausstellte, dass sie sie gar nicht gesehen hatte; ebd.); die *Daily Mail* nannte sie »die kränkste Fernsehshow der Welt« (30.7.2001). *Channel 4* verteidigte die Sendung weitestgehend in einer Stellungnahme (vom 27.7.2001): »*Brass Eye* behandelt das Thema Pädophilie, hinterfragt den [...] als hysterisch

8 ›Brass‹ ist im Englischen sowohl die Bezeichnung für Messing und Blech (Blasinstrumente) als auch für frech-dreistes Verhalten. A.d.Ü.

wahrgenommenen Umgang der Medien mit dem Thema und geht die Widersprüche in unseren Einstellungen zu Kindern und Sex an.« Nichtsdestotrotz zensierten die zuständigen Rundfunkbehörden den Sender und verlangten eine Entschuldigung für diese Erregung öffentlichen Ärgernisses.

Schon der Titel *Brass Eye* ist eine Satire auf den panoptischen, kolonialistisch überwachenden Blick scheinseriöser Enthüllungsmuster – »Panorama« und dergleichen. Ihnen gegenüber ging es bei *Brass Eye* nicht um das Sehen oder Enthüllen, sondern darum, den Zuschauern das zurückzuspiegeln, was sie sind und wie sie sind, und zwar versehen mit einer ironisierenden (nicht ganz echten) goldenen Färbung. Die Zuschauer selbst wurden auf vielen verschiedenen Ebenen einbezogen, was das Zusehen in der Tat verstörend machte – nicht zuletzt aufgrund der zunächst subtilen, aber dann immer wilderen Überzeichnung der Konventionen des Nachrichtenjournalismus, die den Kitzel des Verbrechens selbst hervorrufen.

Nicht nur ein breites Repertoire an dokumentarischen Techniken wie Vor-Ort-Reportagen, Recherchearbeiten und Interviews mit »Experten«, sondern auch »persönliche« Bekenntnisse⁹ spielten in der Sendung eine Rolle. Ebenso wurden Kunstgriffe von Spendenorganisationen und der Gesundheitsindustrie parodiert, etwa das Auftreten bekannter Persönlichkeiten zur Unterstützung von Kampagnen oder Berichte über exemplarische Hilfsaktionen (beispielsweise das Versammeln von Kindern in Stadien, »um sie vor Pädophilen zu schützen«). – Wenn ich w.o. vorgeschlagen habe, die Erzählweise des Films *Amelie* als Rekapitulierung der Wirkungsweise eines Witzes zu verstehen, so legt *Brass Eye* die Struktur des Witze produzierenden Apparates offen, indem zunächst die leichtgläubige (zum Lynchen aufgelegte) Öffentlichkeit¹⁰ sowie gedankenlose Prominente als »Zielscheibe« des Witzes fungieren, dann jedoch durch eine Verschiebung die Problematisierung unserer eigenen Leichtgläubigkeit als Zuschauer und des spezifischen moralischen Systems, welches unsere Wertigkeiten bestimmt, erreicht wird.

9 Sowohl angebliche Pädophile als auch Missbrauchsoffer berichteten von ihrem Schicksal – wodurch einerseits ein Gleichgewicht hergestellt und andererseits die Haltung der Zuschauer, das zu sehen, was nicht akzeptabel ist, um dann den Bekennenden für das Bekenntnis zu geißeln, aufs Korn genommen wurde: »Hintergrundkommentar: Wir haben Kelly gebeten, die Perversionen von North zu demonstrieren (verschwommenes Bild einer Frau, die ihre Brüste knetet). Jeder, der das im Fernsehen macht, muss gestört sein.«

10 Eine der Reportagen »vor Ort« zeigte den Reporter »Ted Maul«, der vor dem »Dedgemore-Gefängnis« schildert, wie die Menge Rache an einem entlassenen, in einen »25 Fuß langen Korbphallus« gepackten Sexualstraftäter nimmt: ein »Flammenmeer, das sich im Rhythmus primitiver tierischer Justiz wiegt; ein gegrillter Mann, hundert für immer gezeichnet durch die Teilnahme am blutigen Ritual; [Veränderung der Stimmlage] und dennoch ist es beeindruckend, dieses Gemeinschaftsgefühl hier zu sehen, die positive Stimmung nach getaner Arbeit und den geteilten Seufzer der Erleichterung, vergleichbar mit der bizarren Euphorie nach einer ganzen Stunde Kotzen.« [Zurück ins Studio ...] Moderatorin: »Nun, es war eine großartige Nacht, Chris. Zwei Millionen Kinder befinden sich mittlerweile sicher im Stadion«; Moderator: »Heute Abend wurde ein Mann namens Peter File (Anspielung auf *The Pedo-Files*, Teil der Sendung *Brass Eye* und in sich wiederum eine Anspielung auf *Akte X*, also etwa: »Akte Pädophil«, A.d.Ü.) in seinem Auto angegriffen [...]. Geschieht ihm Recht mit so einem Namen.«

Die Prominenten-Darstellungen sollen nicht, wie einige meinen, veranschaulichen, wie wenig sich Berühmtheiten darum kümmern, was sie sagen. Vielmehr dienen sie der Illustration der Funktionsweise von Wahrheitsproduktion in einer Gesellschaft, in der gedankenlose Menschen die unredigierten gedankenlosen Skripte anderer Leute vorlesen. Dieser Aspekt wurde noch durch die Tatsache verstärkt, dass drei Minister der Labour Party *Brass Eye* auf eine Art verurteilten, die darauf hinwies, dass sie es nicht gesehen hatten. [...] Entgegen allem Anschein ging es in der Sendung nicht um die Medien [...]. Sie bediente sich der bekannten Alltagssprache, um etwas weitaus größeres und beängstigenderes zu vermitteln, als es die bloße Parodie jemals könnte. (*Raven*, 31.7.2001)

Die Willkürlichkeit der reißerischen Schocktaktik und dadurch ausgelösten Erregung von Zuschauern wurde in einer fingierten Werbepause aufs Korn genommen, in der zwei gegensätzliche Sendungen unter dem Namen *The Pedo-Files* beworben wurden. Den ersten Spot präsentierte ein an Arnold Schwarzenegger erinnernder Typ, der »Männer, die Sex mit unseren Kindern haben, ihrer gerechten Strafe zuführt [...]. Ich war einer [...]. Ich habe den Pädophilen in mir getötet; sie verdienen nicht Bestrafung, sondern Erschießung (*they don't deserve punishment, they deserve gunishment*)«. Gefolgt wurde dies von einer zweiten Ankündigung (durch eine joviale männliche Hintergrundstimme) einer neuen Serie, »*The Pedo-Files*: hundert Kinder, ein Sexualstraftäter und eine Kamera auf einer Insel [...]. Was wird passieren?« (Ebd.)

Wo zentrale Wahrheiten als unhinterfragbare Orthodoxien organisiert werden, betreten wir den Bereich des Fundamentalismus. Feststehende Sicherheiten der Art, wie sie sich in der öffentlichen Empörung über die Sendung *Brass Eye* äußern, *müssen* in irgend einer Weise ihr Gegenteil abwehren. Dass es sich dabei um kein originär britisches Problem handelt, veranschaulicht etwa die Weigerung der Macher der US-Serie *South Park*, die für gewöhnlich nicht für ihre zurückhaltende Art bekannt sind, das Thema »Pädophilie«¹¹ zu behandeln. [...]

Kein Kinderspiel

Es kann kein Wissen um Begehren und Sexualität außerhalb der sie produzierenden Regulations- und Überwachungsstrukturen geben. Diese Auffassung mag deterministisch erscheinen und wenig Wegweisendes anbieten. Allerdings verweist schon die Anzahl der damit einhergehenden begrifflichen Probleme auf die Unzulänglichkeit der nur individualisierenden Lösungsansätze – etwa die Intensivierung der Überwachung von Sexualstraftätern oder die Beschränkung der Bewegungsfreiheit von Kindern, um ihre Sicherheit zu gewährleisten.

Selbst wenn es unmöglich ist, sich außerhalb der Bedeutungsstruktur zu bewegen, in welcher (westliche) Kindheit als Signifikant des Selbst, der Innerlichkeit oder der Subjektivität erscheint, ging es mir darum zu zeigen, dass wir wenigstens die Konsequenzen dessen bedenken sollten. Dies betrifft auch die Formen von Missachtung

11 Bereits die Verwendung des Ausdrucks »Pädophilie« als (psychiatrische) Krankheitsbezeichnung hat zur Folge, das Phänomen vom Alltagskontext des Missbrauchs und den Identitäten der Täter zu lösen.

und Ablehnung solcher Kinder und Kindheiten, die sich nicht »einfügen«. Wir sollten versuchen, wachsam zu bleiben gegenüber dem ausschließenden Charakter dieser Bedeutungsstruktur und ihrer Funktion in der Reproduktion von klassen-, rassen- und geschlechtsbedingten Ungleichheiten (deren komplexe Gegenläufigkeit wie Überlagerung gleichermaßen bedenkend).

So können wir die Gefühlsmischungen, mit denen Sexualität zu tun hat – Anziehung, Neugier, Identifikation usw. – anerkennen und untersuchen sowie die unzähligen Formen bedenken, in denen Machtverhältnisse in intime und weniger intime Beziehungen eindringen. Anstatt sie zu dämonisieren, sollten wir genauer herausarbeiten, wie diese Aspekte auch die Sorgeverhältnisse strukturieren, denn Abhängigkeitsverhältnisse involvieren notwendigerweise Vertrauen und Intimität – und damit auch ein Potenzial für Ausbeutung.

So bleiben zwei zentrale Probleme. Erstens, wie können die Signifikantenketten, die innerhalb der vorherrschenden Diskurse (und gesetzlichen Regelungen) das Begehren (und die Rechte) von Kindern und Frauen gleichermaßen verbinden und fesseln, gesprengt werden; zweitens, wie können Artikulationsbedingungen für Kinder und Frauen geschaffen werden, die deren Begehren nicht durch die Diskurse des Risikos oder des Missbrauchs beschränken. So hegemonial letztere sind, bilden sie natürlich nicht das einzig mögliche Repertoire für die Darstellung der Sexualitäten von Jugendlichen (auch die der Mädchen). *Lolita* (oder differenzierter u.a. *Amelie*) spiegelt die auf junge Mädchen gerichtete Wunschprojektion als deren Wunscherfüllung zurück; aber es muss auch andere Wege geben, die Sexualitäten von Jugendlichen anzuerkennen und zu beschreiben, und zwar ohne die Phantasien des kulturell ins Maskuline gewendeten weiblichen Subjekts des Neoliberalismus zu verstärken. Diese andern Wege gibt es nicht nur in der literarischen Fiktion – z.B. die »lüsternen, liederlichen und munteren Heldinnen« (Warner 1997, xv) aus Angela Carters Buch *Wise Children* (1992; dt. *Wie's uns gefällt*) –, sondern im wirklichen Leben selbst. Um sie zu entdecken ist es nötig, dass wir uns den begrifflichen Ballast, der unsere kulturell-historischen Vorstellungen von Kindheit belastet, bewusst machen, wenn nicht abschütteln, in der Hoffnung, dass es uns gelingt, Strukturen der Emanzipation in Bezug auf Geschlecht, Alter und Sexualität zu antizipieren, die nicht nur Kinder und junge Menschen einbeziehen, sondern uns alle.

Von der Redaktion gekürzte und von Katharina Zeiher aus dem Englischen übertragene Fassung

Literatur

Archard, David, *Children. Rights and childhood*, London 1993

Birke, Lynda, *Women, Feminism and Biology*, Lewes 1992

Burman, Erica, *Deconstructing Developmental Psychology*, London 1994a

dies., »Innocents Abroad. Projecting Western Fantasies of Childhood onto the Iconography of Emergencies«, in: *Disasters. Journal of Disaster Studies and Management*, 18. Jg., 1994b, H. 3, 238-53

- dies., »Local, Global or Globalized. Child development and international child rights legislation«, in: *Childhood. A global journal of child research*, 3. Jg., 1996, H. 1, 45-66
- dies., »False memories, true hopes. Revenge of the postmodern on therapy«, in: *New Formations*, 1996/7, Nr.30, 122-34
- dies., »Children, false memories and disciplinary alliances«, in: *Psychoanalysis and Contemporary Thought*, 1998, Nr.21, 307-35
- Butler, Judith, *Gender Trouble*, London 1990 (dt.: *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/M 1991)
- dies., *Bodies That Matter*, London 1993 (dt.: *Körper von Gewicht*, Frankfurt/M 1997)
- Cowie, Celia, u. Sue Lees, »Slags or drags«, in: *Feminist Review*, 1981, Nr. 9, 17-31
- Ellenberger, Henri, *The Discovery of the Unconscious*, New York 1970
- Ennew, Judith, u. Brian Milne, *The Next Generation*, London 1989
- Freud, Sigmund, »Zur sexuellen Aufklärung der Kinder« (1907), in: *Gesammelte Werke*, Bd. VII, 1999, 17-27
- Haaken, Janice, *Pillar of Salt. Gender, memory and the perils of looking back*, New York-London 1997
- Haraway, Donna, *Primate Visions*, Routledge 1993
- Holland, Patricia, *What is a Child? Popular images of childhood*, London 1992
- Jordanova, Ludmilla, »Children in history. Concepts of nature and society«, in: G. Scarre (Hg.), *Children, Parents and Politics*, Cambridge 1989
- Kaplan, E. Ann, »Is the gaze male?«, in: A. Snitow, C. Stansell u. S. Thompson (Hg.), *Desire. The politics of sexuality*, London 1983, 321-38
- Kitzinger, Jenny, »Defending Innocence. Ideologies of childhood«, in: *Feminist Review*, 1988, Nr. 28, 77-87
- Levett, Ann, »Problems of cultural imperialism in the study of child sexual abuse«, in: A. Dawes u. D. Donald (Hg.), *Childhood and Adversity. Psychological perspectives from South African Research*, Cape Town-Johannesberg 1994, 240-60
- Littlewood, Roland, »Psychotherapy and personal agency: modernity, culture change and eyting disorders in South Asian societies«, in: *British Journal of Medical Psychology* 68, 45-63
- Lukes, Steven, *Individualism*, London 1973
- Masson, Jeffrey M., *The Assault on Truth*, Harmondsworth 1984
- Morss, John, *The Biologising of Childhood*, Hove 1990
- ders., *Growing Critical. Alternatives to developmental psychology*, London 1996
- Narvesen, Ove, *The Sexual Exploitation of Children in Developing Countries*, Oslo 1989
- Parker, Ian, *Psychoanalytic Culture*, London 1997
- Phoenix, Ann, »Theories of gender and black families«, in: G.Weiner u. M.Arnot (Hg.), *Gender Under Scrutiny*, London 1987
- Raven, Charlotte, »What makes satire work?«, in: *The Guardian. Friday Review*, 31.7.2001, 5
- Rush, Florence, »The Freudian cover-up«, in: *Trouble & Strife*, 1984, H. 4, 29-37
- Steedman, Carolyn, *Strange Dislocations. Childhood and the idea of human interiority 1780-1930*, London 1995
- Walkerdine, Valerie, »Sex, power and pedagogy« (1981), in: dies., *Schoolgirl Fictions*, London 1990
- Warner, Sam, »Constructing femininity. Models of child sexual abuse and the production of ›woman‹«, in: ders., u.a. (Hg.), *Challenging Women. Psychology's Exclusions, Feminist Possibilities*, Buckingham 1996
- ders., *Understanding Child Sexual Abuse. Making the tactics visible*, Gloucester 2000
- Yuval-Davis, Nira, *Gender and Nation*, London 1997 (dt.: *Geschlecht und Nation*, Emmendingen 2001)

Frigga Haug

Sex im Klassenzimmer

1. Vorbemerkung

Was tun, wenn man als tolerant-liberaler Erzieher oder als alternative Lehrerin provozierend vulgärer Anmache von Seiten pubertierender Schüler ausgesetzt ist? Die Frage stellt sich desto dringlicher, je mehr die Schüler aus einem Milieu kommen, in dem sexueller Missbrauch, Alkohol, Gewalt das häusliche Klima bestimmen. Will man als Lehrende handlungsfähig sein, sind die eigene Erwartungshaltung und ihr Gewordensein, also auch die Art, in der psychologische und pädagogische »Ratgeber«¹ Eingang gefunden haben, kritisch zu untersuchen.

Solche kritische Selbstreflexion wurde Teil einer selbst-organisierten Lehrerfortbildung der Freien Schulen. Zunächst ging es um die Frage, ob und wie die Lehrenden ihre Erfahrungen für die Steuerung pädagogischer Prozesse auswerten. Darin steckt als übergreifende Frage, ob und wie man aus Erfahrungen lernt (vgl. dazu F. Haug 2003). Solche selbstkritische Reflexion eigenen Handelns fand bislang in vier mehrtägigen Seminaren statt, in denen entsprechende Erinnerungsarbeit betrieben wurde (zur Methode vgl. F. Haug 1999). Unter den niedergeschriebenen pädagogisch relevanten Szenen gab es insbesondere aus einer reformpädagogischen »Erziehungsschule« solche mit sexuellem Hintergrund. Z.B. provozierte ein Schüler den Erzieher beständig mit lauten Fragen nach seiner »Wichserei«. Bei einer jungen Lehrerin hatten Schüler ein weibliches Geschlechtsteil an die Tafel gezeichnet, das von einer Lanze durchbohrt war und ihren Namen trug. Eigenartig war nun die Verarbeitungsweise dieser Vorfälle durch die Betroffenen und ihre Kolleginnen und Kollegen. Der Erzieher lieferte sogleich eine elaborierte Interpretation für das verletzende Verhalten des Schülers. Er hatte diesen, den er gerade wegen seiner Widerständigkeit besonders mochte, zeitweise in die eigene Familie zu integrieren versucht. Die pornographische Aufsässigkeit, so dachte er jetzt, verdankte sich dem Hunger des Schülers nach Liebe, die er in der Erzieherfamilie walten sah und doch nicht sein eigen nennen konnte. Der Schüler, so schien ihm, wollte eigentlich eine intakte Familie und rächte sich am Erzieher, weil dieser ihm etwas vorzeigte, was er selbst nicht erreichen konnte. Diese Erklärung verschob die sexuelle Anmache, ebenso wie die enttäuschte Erzieherhoffnung, ins Reich von Imaginationen. Beides wurde dank der Verschiebung handhabbar für den Erzieher und mit einer Art melancholischer Vergeblichkeit umrahmt.

1 Zu Begriff und Bedeutung der »Ratgeberliteratur« vgl. W.F.Haug 1986, 107f.

Die Konstruiertheit der neuen ›Handlungsfähigkeit‹ des Erziehers war so offensichtlich, dass die überraschte Gruppe kritisch nachfragte. Nach einigem Zögern räumte der Erzieher ein, diese Interpretation von einem hinzugezogenen Psychologen vermittelt bekommen zu haben. Das Forschungsfeld zeigt sich offenkundig besetzt von Alltagsurteilen ebenso wie von Schulpädagogik und -psychologie. Dieses Verhältnis von Alltagsverstand und pädagogisch-psychologischer Beratung gilt es also einzubeziehen.

Anders verarbeitete die Lehrerin die Anmache. Unter empathisch-beifälliger Unterstützung aller anderen Teilnehmenden bot sie eine Strategie der Demonstration äußersten Verletztseins als Abwehr. Einem Schüler, der unschwer als Urheber pornographischen Zeichnens ausgemacht werden konnte, hatte sie Betroffenheit signalisiert. Was sagten daraufhin die Kolleginnen? »Das finde ich wirklich Klasse von Dir, dass du ihm gesagt hast, dass er dir damit wehtut.« Dies war Konsens unter den Pädagoginnen, während die männlichen Vertreter eher peinlich betroffen schwiegen. Solche erinnerten Szenen und die nachfolgenden Diskussionen legten es nahe, das Verhältnis der Lehrenden zum Sexuellen im pädagogischen Kontext explizit zum Thema eines eigenen Weiterbildungsseminars zu machen. Von diesem soll im Folgenden die Rede sein.

2. Die Lehrenden als Manager im Sexuellen

In der Einladung zur Tagung hieß es als Vorverständnis:

In unserem letzten Seminar stießen wir wiederholt auf den Bereich des Sexuellen, als Triebkraft, als Kampffeld, als Unterdrückungs- und Gewaltzusammenhang, als Provokation. Dabei sind wir (die Lehrerinnen und Lehrer) keine einfach neutrale Instanz, die irgendwie mit den sexuellen Angriffen von Schülern und Schülerinnen zurechtkommen muss, sondern auch wir sind vielfältig verstrickt ins Sexuelle, das mithin nicht als (un)schuldiger Bereich außer uns verhandelt werden kann. Bei unserer Form der Weiterbildung geht es nicht allein darum, verschiedene Wissensbestände aufzuarbeiten – darum auch, soweit sie uns nützen –, es geht bei allem wesentlich um eigene Handlungsfähigkeit, mithin auch um den Umgang mit uns selbst. Dies ist keine narzisstische Wende hin zur Selbstbespiegelung, vielmehr nehmen wir an, dass je klarer uns unser Verhältnis zur eigenen Natur wie unsere Verstrickung in Herrschaftszusammenhänge ist, wir desto besser als Lehrende mit den vielfältigen Krisen und Konflikten auch der Schülerinnen und Schüler umgehen können. Anders gesprochen: ohne Selbsterkenntnis und Selbstkritik wird der Aufbruch, den wir als ›alternative‹ Lehrende einmal vorhatten, ins Leere gehen.

Der Bereich des Sexuellen ist ein Minenfeld. In ihm mischen sich Scham, Schuld und Gewalt, Verklemmung und Unterwerfung, Lustpraxen mit Glücks- und Liebesverlangen, Begehren und Versagen, Ungesagtes, Undurchdachtes. Das Sexuelle ist Kampfplatz und Triebkraft zugleich, besetzt mit Neugier, Angst und Lust, nicht selten vor dem Hintergrund häuslicher Gewalterfahrungen. Und es ist natürlich auch Teil der Lehrenden selbst als moralisch Bewertetes eigenes Verlangen und Versagen. Die Schüler und Schülerinnen wissen auf vorbewusste Weise um den vielfältigen Einsatz von Sex. Sie können auf dieser Klaviatur Machtspiele treiben und viele tun dies auch. Die Frage ist: Wie eignen sich die Lehrenden eine lebbare Weise des Umgangs damit an?

Der Frageraum für die Erinnerung der Lehrenden zwischen erfahrener Handlungsfähigkeit und -unfähigkeit wurde mit folgenden beiden wahlweise zu bearbeitenden Fragen eröffnet: »Als ich einmal in einer sexuell bestimmten Schulsituation hilflos war«, und: »Als es mir gelang, die sexuellen Anmachen aus dem Klassenzimmer zu verbannen«. So verschieden die einzelnen Szenarien und die beteiligten Lehrenden auch waren, schon bald schälte sich aus den Alltagsszenen ein überraschend klarer Befund heraus: Die Lehrenden nahmen es als pädagogischen Auftrag an, Sex aus der Schule heraushalten zu müssen. Dabei geht es besonders darum, Mädchen vor Jungen zu schützen. Dieser Auftrag produziert eine sexuell bestimmte Wachsamkeit, die mit der gewollten ›alternativen‹ Toleranz in steten Konflikt gerät. Zum Beispiel schreibt eine Lehrerin:

Ich ging durch das Schulhaus und näherte mich dem Jungenraum. Ich hörte die Stimmen, die riefen »los ... hier«, unterbrochen von der Stimme von Marylin: »nein, ... au ...«. Dazwischen Kichern und Kreischen. Ich war beunruhigt und betrat den Jungenraum. Ich sah einen Knäuel von 5 oder 6 Jungen auf dem Boden knien, und in der Mitte lag Marylin. Sie wand sich unter den Händen der Jungen, und ich konnte nicht erkennen, ob sie lachte oder versuchte, der Situation zu entkommen. Ich fragte, was los sei, und alle blickten mich betreten an. Marylin war erschrocken. Die Jungen sagten, dass sie ein bisschen Marylin ärgern wollten und lachten. Marylin lachte unsicher mit. Ich fragte Marylin, ob sie mit der Situation einverstanden sei, oder ob ich helfen solle. Marylin schüttelte den Kopf und beteuerte, es wäre alles in Ordnung. Sie würden nur spielen. Ich verließ den Jungenraum und ging weiter. Ich hatte ein schlechtes Gefühl, so als ob Marylin mir nicht ehrlich geantwortet hätte. Ich kehrte zum Jungenraum zurück. Als ich hineinschaute, war das Knäuel entflochten und Marylin huschte hinaus in Richtung Mädchenzimmer.

Beim Versuch, die Sprache der Szene so zu bearbeiten, dass die Konstruktion der einzelnen Personen, des Erzähl-Ichs ebenso wie der anderen, schließlich der gesamten Szene herausschälbar war, stießen wir darauf, dass die Wortwahl durchweg den herrschenden sexualisierten Normaldiskurs reproduzierte. Produktiv wird das gewöhnliche Imaginäre eingesetzt, um den Gegenstand der Szene, das Sexuelle, überhaupt erst zu schaffen. Das beginnt sogleich im ersten Satz, in dem sich die Lehrerin dem »Jungenraum nähert«, eine scheinbar neutrale Beschreibung, die indes schon aufgeladen ist mit Sexverdacht, der an den Worten klebt, und dessen suggerierter Bedeutung man sich nicht entziehen kann. Das Mädchen, ungehörig im Jungenraum, ihr Kreischen, die Worte, sie »liegt«, »sie windet sich« »unter den Jungen«, die auf »ihr knien«, später »huscht sie hinaus«. Alle an der Diskussion Beteiligten erkannten, dass und wie das Sexuelle in der Beschreibung durch Wortkonnotationen selbst erst produziert wurde. Auf Nachfragen erfuhren wir, dass die beteiligten Kinder etwa 8 Jahre alt waren. Kurz, unaufhörlich zwingt uns die Lehrerin, unser Imaginäres so zu betätigen, dass eine sexuell bestimmte Situation durch uns mitproduziert wird. Die Szene berichtet von der alltäglichen Produktion des Sexuellen im pädagogischen Raum auf eine Weise, als hätte ihre Autorin Foucault gelesen und für seine Analyse das bestätigende Material liefern wollen. Tatsächlich kannte niemand aus der Gruppe der Lehrenden Foucaults Thesen zur Pädagogisierung des kindlichen Sexes, die wir im Laufe des Seminars erarbeiteten. In keinem bisherigen Lehrkontext war die

Aneignung Foucaults trotz seiner von unbekanntem Fremdwort gespickten und dem gewöhnlichen gesunden Menschenverstand widersprechenden Thesen so eingängig wie hier. Es war, als hätte er tatsächlich einen Schlüssel geliefert, das eigene Unbehagen im Alltag besser zu verstehen und handhabbar zu machen. Foucault schreibt:

Die Sexualität ist nicht als eine Triebkraft zu beschreiben, die der Natur der Macht von Natur aus widerspenstig, fremd und unfügsam gegenübersteht – einer Macht, die sich darin erschöpft, die Sexualität unterwerfen zu wollen, ohne sie gänzlich meistern zu können. Vielmehr erscheint sie als ein besonders dichter Durchgangspunkt für die Machtbeziehungen: zwischen Männern und Frauen, zwischen Jungen und Alten, zwischen Eltern und Nachkommenschaft, zwischen Erziehern und Zöglingen, zwischen Priestern und Laien, zwischen Verwaltungen und Bevölkerungen. Innerhalb der Machtbeziehungen gehört die Sexualität nicht zu den unscheinbarsten sondern zu den am vielseitigsten einsetzbaren Elementen: verwendbar für die meisten Manöver, Stützpunkt und Verbindungsstelle für die unterschiedlichsten Strategien. (1977, 125).

Zu den »vier großen strategischen Komplexen«, die seit dem 18. Jahrhundert »um den Sex spezifische Wissens- und Machtdispositive entfalten« (ebd.) gehört »die Pädagogisierung des kindlichen Sexes«. Sie geht von der »zweifachen Behauptung« aus,

dass sich so gut wie alle Kinder der sexuellen Aktivität hingeben oder hingeben können und dass diese ungehörige (sowohl »natürliche« wie auch »widernatürliche«) sexuelle Betätigung physische und moralische, kollektive und individuelle Gefahren birgt; die Kinder werden als »vorsexuelle« Wesen an der Schwelle der Sexualität definiert, die sich diesseits des Sexes und doch schon in ihm auf einer gefährlichen Scheidelinie bewegen; die Eltern, die Familie, die Erzieher, die Ärzte und später die Psychologen müssen diesen kostbaren und gefährlichen, bedrohlichen und bedrohten Sexualkeim in ihre stete Obhut nehmen (126).

Tatsächlich findet man in allen vorgelegten Szenen die Lehrenden eifrig am Werk, diesen Normalisierungsauftrag auf eine Weise auszufüllen, die das geargwöhnte Sexuelle mit produziert. Widerspruch, der sich hier und da meldet, bleibt zugleich in der Anordnung, weil er sich darauf beschränkt, diese Ebene des Verdachts, der Entdeckung und der Verhütung auch auf das Geschlecht des »Opfers« auszudehnen, nicht um die Konstruktion selbst in Frage zu stellen. So schreibt eine Lehrerin, dass es nicht, wie alle an ihrer Schule angenommen hatten, der Junge war, vor dem die Mädchen hätten geschützt werden müssen, sondern umgekehrt, dass die aufheizende Gefahr vom Mädchen ausging. Immer werden eindeutige Opfer-Täter-Konstruktionen bedient, deren Banalität in anderen Bereichen längst durchschaut ist.

Folgende Einsicht gewannen wir aus der Bearbeitung der Szenen: Die Texte über das Sexuelle im pädagogischen Raum bedienen den »alten« herrschenden Sexdiskurs. Damit blieben sie in der herrschenden Moral, die bis in die Verwendung der Sprache die soziale Wahrnehmung bestimmt. Die Wahl der Worte wird dabei ungemütlich erfahrbar als eine Art selbstgemachter Zwangsjacke.

Indem wir die Produktion des Sexuellen im pädagogischen Raum entziffern konnten und die Selbsttätigkeit der Individuen in dieser Zurichtung erkannten, verloren wir zwei wichtige Bereiche aus den Augen: das Worumwillen dieser gesamten Inszenierung, sowie die Frage nach dem Sexuellen selbst, das doch jenseits aller Produktion als Verlangen, als Trieb, als Gefahr und Verlockung sowohl für die Erwachsenen wie für die Kinder eine eigene Wirklichkeit hat.

Es ist aufschlussreich, die gegenwärtige Erfahrung mit der Analyse altautoritativer Sexualitätsregulierung zu vergleichen, bei der sich Sexualisierung als eine Art Ersetzungsprozess darstellt, der die Kräfte der Selbstbestimmung und der solidarischen Vergesellschaftung in Selbstunterwerfung bündelt:

Die ›Selbstbeherrschung‹, die mit dem Verlangen nach Lüsten so aufwendig befasst ist, als würde dieses das Verlangen nach Selbstvergesellschaftung vertreten, wird geradezu die Idealform zwangloser Unterordnung. [...] Die Herrschaft steht nicht und fällt nicht mit der Beugung der Sexualpraxis unters eheliche Zeugen. Indem sie sich allseitig ans Reglementieren, Beaufsichtigen, vorbeugende Ablenken, Sanktionieren, Kanalisieren der Sexualität macht, sexualisiert sie sich auch, lenkt die Wahrnehmung auf den sexuellen Reiz und lässt darunter die strategische Dimension der Vergesellschaftung verschwinden. Umgekehrt ist die Unterordnungsform des Individuums, die Selbstbeherrschung, noch immer Form der Konstituierung individueller Handlungsfähigkeit. Die Negation und einfache Umkehrung dieser Anordnung: bloße ›Unbeherrschtheit‹ des Selbst würde unter Bedingungen antagonistischer Vergesellschaftung erst recht bedeuten, unter fremde Herrschaft zu fallen. Justiz und Psychiatrie warten schon mit ihren Verwahrnstanalten, die Nichtsubjekte der Ordnung einzuschließen oder gar zu vernichten. Den Schlüssel zur Kritik gibt die Perspektive des Widerstands und des Aufbaus einer solidarischen Gesellschaftsordnung. (W.F. Haug 1986, 145)

Diese Bestimmungen gelten für das ›Zeitalter‹ der Einpassung der Subjekte in den fordistischen Produktionsprozess. Doch die einzelnen Disziplinen und Institutionen entwickeln sich ungleichzeitig. Im pädagogischen Prozess finden wir Elemente fordistischer Unterwerfungspraxen wie Elemente eines neuen, dem neoliberalen High-Tech-Kapitalismus mit seinen flexiblen Selbstunternehmersubjekten angemessenerem Management des Sexuellen. Sie äußern sich zum einen als zunehmende Toleranz, die mit dem alten pädagogischen Auftrag in Konflikt gerät; zum andern als zunehmend aggressiv ausgetragenes Schülerverhalten. W.F. Haug hat in einem Aufsatz zum neuen Subjekt des Sexuellen im High-Tech-Kapitalismus (2003) die Verschiebung in der Behandlung des Sexuellen ins Bild des vom Mast losgebundenen Odysseus gebracht, für den der Umgang mit den Verlockungen die Probe auf seinen gesellschaftlichen Subjektstatus ist. Keine äußere Kette hindert ihn, den Versuchungen der allgemein angeheizten Lüste zu erliegen, jedem ist ›freigestellt‹ sich ihnen hinzugeben. Triebunterdrückung und Beherrschung werden nicht mehr als allgemeine Kontrollnorm direkt durchgesetzt. Die allgemeine Loslassung ist dabei der Grund, auf dem sich jetzt erheben kann, wer zur Elite taugt, weil er oder sie sich selbst managen und kontrollieren kann, statt verloren in diesem Sumpf unterzugehen. Die allgemeine sexuelle Deregulierung (vgl. F. Haug 1999) entfesselt das Zurwarewerden des Sexes, die stete Anheizung der Lüste, und ist zugleich die Scheidelinie, nach der sich bestimmt, wer erfolgreicher »Leistungsträger« wird und wer nicht mehr zählt. Für eine Analyse des Schülerverhaltens wie der Möglichkeiten einer alternativen, sozialkritischen Behandlung des kapitalistisch eingespannten Sexuellen durch die Lehrenden wäre diese Diskussion und die über ›Neosexualitäten‹ (Sigusch 1998 und in diesem Heft) aufzuarbeiten.

3. Die Kinder als sexuelle Wesen

In unserer Arbeitsgruppe haben wir die zunächst liegen gelassene Frage nach der sexuellen Beunruhigung der Kinder ein Stück weiter verfolgt. Wir hatten die Lehrenden aufgefordert, die Kinder selbst zum Sprechen zu bringen, also Texte zum Thema des Sexuellen schreiben zu lassen und diese ins Seminar zu bringen. Der ›authentische Ton‹ sollte u.a. verhindern, dass über kindliches Verhalten im Sexuellen bloß von oben spekuliert wird. Um die Kinder weder zu überfordern, noch in eine uns genehme Richtung zu drängen, auch um die Spannung zwischen Faszination und Angst zu fassen, haben wir das Thema gegensätzlich gestellt: »Sex ist doof und Sex ist toll«. Unter dieser Aussage sollten widersprüchliche Erwartungen ausdrückbar sein. Jedenfalls hatten wir das angenommen. Alle waren gebeten, Notizen der Schülerinnen und Schüler mitzubringen, bzw. entsprechende ›Aufsätze‹ schreiben zu lassen. Glücklicherweise hatten sich zwei Lehrerinnen in ihren Schulklassen des Auftrags angenommen, sodass uns 13 solcher ›Kindertexte‹ von Schülerinnen und Schülern im Alter zwischen neun und fünfzehn Jahren vorlagen.

So überraschend die relativ eindeutige Akzeptanz des pädagogischen Auftrags der Kontrolle und Beaufsichtigung kindlicher Sexualität für uns war, so merkwürdig erschien uns, wie die Kinder sich die Frage aneigneten und beantworteten. Alle schrieben mehr oder minder das Gleiche. Sie klassifizierten wie in einer Art Verkaufskatalog Vorteile (toll) und Nachteile (doof) von Sexualität und schrieben diese Listen in immer gleichen Worten, zumeist gar in der gleichen Reihenfolge, wie auswendig gelernt, nieder. Die meisten malten dabei noch lachende bzw. weinende Smileys dazu. So fanden sich unter den Vorteilen des Sexes: Dass »neues Leben entsteht«, »Kinder gemacht werden«, »wir sonst aussterben«, »ich gerne ein Kind bekommen würde«; einige Male ist von »Spaß« die Rede und auch davon, dass man »keine eigene Erfahrung hat, sondern davon gehört hat«. Umgekehrt steht unter »doof«, dass »man Aids bekommt«, »Leute, Kinder, Frauen missbraucht werden«, einer ergänzt, dass dies »in anderen Ländern geschieht«, es »zu früh gemacht wird«, »ungewollte Kinder entstehen«, dass »vergewaltigt wird und man an den Folgen sterben kann«, »Frauen aus Not von Menschenhändlern verkauft werden«, »ins Bordell gehen«, »es beim ersten Mal weh tun könne« und »manche Männer, die keine Partner haben, Kinder nehmen«. Nicht nur die Gleichheit der verschiedenen Aussagen, auch die von den Kindern entrückte Art der Aufzählung, die praktisch keine eigene Erfahrung oder Verbindung zu eigenem Wollen und eigenen Empfindungen zulässt, ließ sogleich entziffern, dass die sehr knappen Texte – häufig nicht mehr als ein paar Zeilen – Ergebnis des Sexualkundeunterrichts waren, also etwas über die Lehrenden aussagten, kaum über die Kinder und ihre widersprüchlichen Verarbeitungsweisen. Es gab in den gesamten Texten nur eine Überraschung, eine Art Ausrutscher, in dem eigene Verarbeitung versucht wurde. Einige Mädchen nämlich empfanden das Wort oder den Ausdruck »Sex« als »Schimpfwort« und als »Ausschließung«, weil die »Jungen viele blöde Sachen

darüber erzählen«, »Schimpfworte dazu erfinden«. Eine schreibt: »Wenn man zu einem Kind Sex sagt, wird das Kind wütend, weil es es nicht kann und deswegen wird es als Schimpfwort benutzt«.

Nur ein Schüler (leider fehlt bei ihm die Altersangabe) kümmert sich wenig um die Vorgabe von »doof« und »toll«, sondern denkt in einem im Verhältnis zu den anderen längeren Text über die Funktion der Rede vom Sex nach. Gerade weil dies in der sonstigen Sammlung so ungewöhnlich ist, sei sein Zeugnis ganz wiedergegeben:

Wenn irgendwo steht: »Johannes und Sex«, föhl ich mich blöd, weil ich bin ja noch nicht so alt, dass ich das machen kann. Und trotzdem machen die andern so was. Sex ist ein Ausdruck, warum weiß ich auch nicht. Aber die größeren Schüler sagen auch immer Ausdrücke zum Beispiel: »Sex«, oder »du fickendes Schwein«, deshalb ist es etwas Doofes. Aber es ist nix Schlimmes, aber weil die anderen es immer sagen, denke ich, dass es ein Ausdruck ist. Wenn jemand zu mir sagt: »Sex«, denke ich, er hasst mich, denn es ist ja gar nicht normal, dass man zu einem Ausdrücke sagt. Wenn jemand zu mir »Sex« sagt, dann denke ich, dass ich etwas Schlechtes getan habe, sonst würde der ja keine Ausdrücke sagen. Wenn die Großen das immer sagen, denk ich, es ist gut »Sex« zu sagen, denn die sind ja mein Vorbild.

Hier bekommt man eine Ahnung davon, dass die Verwendung des Wortes Sex dem Kind fremd ist und als Ausgrenzung, als Scheidung der Kinderwelt von der der Älteren erfahren wird. Der Prozess des Älterwerdens wird aus einem Schimpfwort ein positives Zugehörigkeitswort machen. Bis dahin sendet es Signale der Erniedrigung und Unzugehörigkeit.

Eigentümlich in alledem ist nicht nur die offensichtliche Verfehlung der Kinder durch die Art der Fragestellung – nirgends wird von Wollen und Lüsten gesprochen, als hätten sich die Kinder zusammengesetzt, um die Rede von der Widernatürlichkeit des kindlichen Sexes zu belegen. Dies wirft ein weiteres Licht auf den Sexualkundeunterricht. Offenbar dient er auch als Schirm, das Sexuelle zu dethematisieren, die Kinder davon wegzulenken. So erhalten wir schließlich auf dem Weg über die Kinder kaum etwas zu ihrem widersprüchlichen Hineinwachsen in den Bereich des Sexuellen, sondern vielmehr eine Auskunft über Funktion und Sieg des Sexualkundeunterrichts an Schulen. Zu solchen »Abwehrmechanismen« gegen »peinliche Affekte« heißt es bei Anna Freud: »Liebe, Sehnsucht, Eifersucht, Kränkung, Schmerz und Trauer als Begleiter der sexuellen Wünsche, Hass, Zorn und Wut als Begleiter der aggressiven müssen sich, wenn der Triebanspruch, dem sie zugehören, abgewehrt wird, vom Ich Bewältigungsversuche aller Art, d.h. Verwandlungen gefallen lassen.« (27)

Wo bei den ersten Begegnungen der Lehrenden mit »sexueller Anmache« von Seiten der Kinder sich deren Auftreten mit der Herkunft dieser Schüler aus häuslichen Gewaltverhältnissen geradezu einfach erklärte, tritt im »gereinigten« Alltag der anderen Freien Schulen, die mit den schulisch ausgesonderten verhaltensauffälligen Schülerinnen und Schülern wenig zu tun haben, die Auskunft, dass solche Gewaltprobleme nur in anderen Ländern, also auch schon wieder fernab von eigener Erfahrung vorkämen. Wirft so die Praxis des Sexualkundeunterrichts, wie das Echo der Kinder auf ihn bezeugt, seinen Schatten auf möglichen Umgang mit Sex im

pädagogischen Raum, so sind umgekehrt die wenigen Bemerkungen, die sich dem Curriculum nicht beugen, von großem Interesse. Sexuelle Äußerungen, erfahren als Schimpfwort, das die einzelnen als erniedrigende Ausgrenzung erfahren, die zugleich ihre fehlende Erfahrung nutzt und Erfahrung als mögliches Ziel zwiespältig als Drohung und als unausweichlich erscheinen lässt. Erwachsenwerden heißt so, sich ein Wissen anzueignen, das die Macht der Worte handhabbar macht. Nichts davon aber vermittelt der Sexualkundeunterricht.

4. Fragen zur Weiterarbeit

Die stichprobenhaften Einblicke in den Zusammenhang von Sex und Pädagogik zeigten auffällige Leerstellen: Aus dem Blickfeld geriet die Frage nach kindlicher Sexualität, wie auch auf der Seite der Lehrenden die eingangs angedeutete Problematik des ›pädagogischen Eros‹. Schließlich verbindet die Lehrenden mit den Kindern auch Liebe, die selbstverständlich auch aus dem Sexualkundeunterricht ausgeblendet ist. Sie wollen von den Kindern geliebt werden, wie diese umgekehrt von ihnen. Die aggressive Thematisierung des Sexuellen in den anfänglich bearbeiteten Schulszenen zerschneidet dabei die sorgfältig angebahnten Wege, die Herzen der Kinder zu gewinnen, musste selbst als Abfuhr erfahren werden. Nichts davon bleibt in den Kinderauskünften zum Sex. Insofern scheint der Sexualkundeunterricht die Doppelfunktion zu haben, die Lehrenden gegen eigene Unruhe abzuschirmen. Sex aus dem Kinderbereich nicht in die Erwachsenenwelt zuzulassen und Begehren, Lüste, Unsicherheiten sprachlos zu machen. Als Aufklärung erscheint eine Welt, die weiter ins Unbegreifbare kanalisiert, wo man selbst betroffen sein könnte. Anders als in den bei Foucault analysierten Praxen, in denen es um Verbote und damit auch erst um die Errichtung des sexuellen Bereichs ging, setzt sich Sexualkunde mit Wissensauskünften an den Platz, an dem körperliche Lüste als Fragen unruhig auftauchen könnten. Bevölkerungszuwachs, Aids, Prostitution, Bordelle, Menschenhandel usw. schieben die Thematik in Bereiche fast lexikalischen Wissens, mit dem man nichts gemein hat. Aber die Lehrenden sitzen im Bereich des Sexuellen auch wie in einer Falle, in der sich die Sterilisierung qua Sexualkundeunterricht geradezu anbietet. Auf keinen Fall dürfen sie Sexuelles anheizen, indem sie es thematisieren. Keimfreiheit schützt auch beim nächsten Tabu: sie dürfen sich nicht selbst als begehrende Wesen offenbaren. Hinter den Schülern gibt es Eltern und eine lauernde Öffentlichkeit, die nur darauf wartet, den nächsten Fehltritt zwischen Lehrern und Schülern zu brandmarken. Sexualpolitische Kampagnen legen davon regelmäßig beredtes Zeugnis ab (vgl. F. Haug 1999). Die Zeiten, da man sich von einer »sexuellen Befreiung«, in die auch kindliche Sexualität eingeschlossen war, eine allgemeine Befreiung versprach, sind lange vorbei. Aber die Lehrenden könnten im sexuellen Feld gleichwohl offensiv vorgehen und die Fragen in folgende drei Bereiche verschieben: 1. die Vermarktung von Sexualität und ihre allgegenwärtige Ausbeutung für Werbung und Konsum; 2. die Kinder als Rechtssubjekte auch zu ihren sexuellen Rechten informieren und 3. die allgegenwärtige Manipulierung auf sexuellem Grund und

dabei zugleich die lüsterne Herkunft der Moralisierung offenlegen und in dieser Weise die Dialektik sexualpolitischer Kampagnen und ihre Funktion bei der neuen Subjektkonstitution aufgreifen.

»Fünfzig Pädagogen wissen jetzt, wie es geht«, konnte man im Januar 2005 im Internet zum Thema Sex und Schule lesen, »und sollen ihr Wissen an die Jugendlichen weitergeben«. Das Thema scheint in den handwerklichen Raum geschoben. Nichts deutet darauf hin, dass Begehren, Lust, Liebe in einen Befreiungskontext gebracht werden, in dem die Vergesellschaftung der Einzelnen bejahend möglich wäre.²

Literatur

Foucault, Michel, *Sexualität und Wahrheit. Der Wille zum Wissen*, Frankfurt/M 1977

Freud, Anna, *Das Ich und die Abwehrmechanismen*, München o.J.

Haug, Frigga, »Zum Verhältnis von Erfahrung und Theorie in subjektwissenschaftlicher Forschung«, in: *Forum Kritische Psychologie* 47, 2003, 56-72

dies., *Vorlesungen zur Einführung in die Erinnerungsarbeit*, Hamburg 1999

Haug, Wolfgang Fritz, *Die Faschisierung des bürgerlichen Subjekts*, Hamburg-Berlin 1986

ders., »Die neuen Subjekte des Sexuellen«, in: ders., *High-Tech-Kapitalismus. Analysen zu Produktionsweise, Arbeit, Sexualität, Krieg und Hegemonie*, Hamburg 2003, 179-98

Sigusch, Volkmar, »Die neo-sexuelle Revolution«, in: *Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen*, hgg. v. Werner Bohleber, 52. Jg., 1998, H. 12, 1192-234

2 Das nächste Weiterbildungsseminar findet unter dem Thema: *Lernen zu lieben – lieben zu lernen* vom 30.9.05 bis zum 2.10.05 in Esslingen statt. Informationen und Anmeldung bei Jutta Kraus, Freie Schule SPATZ, Prinz-Eugen-Str. 4, 77664 Offenburg, E-Mail: freieschulespatz@t-online.de

Kongressbericht

Gramsci, Rhetoric and Philology. Session at the 120th Annual Convention of the Modern Language Association of America (Philadelphia, 27.-30.12.2004)

Gramsci als Sprachwissenschaftler war bislang ein Thema, das vor allem Gramsci-Forscher angezogen hat, obwohl Dell Hymes, der führende linke US-Soziolinguist, ihn in seinen Studien berücksichtigt hat. Nun aber hat sich die prestigeträchtige Modern Language Association bei ihrer letzten Jahrestagung des Themas angenommen. Roberto Dainotto (American Association for Italian Studies) organisierte den Vortragszyklus, an dem Gert Sørensen (Kopenhagen), Derek Boothman (Bologna) und Benedetto Fontana (Baruch College, New York) teilnahmen.

Sørensen diskutierte das Verhältnis Gramscis zu Saussure im Lichte erst kürzlich entdeckten Materials, das, anders als bisher gedacht, eher Gemeinsamkeiten unterstreicht. In Bezug auf Gramsci ist die Auffassung vorherrschend, dass eine Theorie der Geschichte und Politik eng verknüpft ist mit einer Theorie der Sprache als gesellschaftliches Handeln. Das Saussure-Material kommt dieser Auffassung nahe. Es unterstreicht gewisse Gesichtspunkte, die im *Cours de linguistique générale* in Keimform vorhanden sind und eine antimetaphysische Tendenz aufweisen, ähnlich der Auffassung, wie sie von einem sprachwissenschaftlich beeinflussten Philosophen wie Gianni Vattimo heute vertreten wird. Indem Sprach- und Naturwissenschaften streng unterschieden werden, gewinnt Sprache bei Saussure – wie bei Gramsci – eine eigene Geschichte, und die nie abreißende Anwendung sprachlicher Strategien wird konstitutiv fürs gesellschaftliche Leben. Indem Saussure die gesellschaftlichen Aspekte von Sprache auf diese Weise hervorhebt, gewinnt er auch Zugang zu dem, was Sørensen den »Linguistic Turn and the Reorganization of Power« nennt, anders gesagt: Sprache ist ein bedeutender Faktor von Hegemonie, wie Saussure selbst bemerkt, wenn er im *Cours* davon spricht, dass sprachliche Hegemonie durch politische Hegemonie geschaffen werden kann (Teil 4, Kap. 2, §2).

Boothman schloss an sein kürzlich auf Italienisch erschienen Buch über Gramscis Begriffe »Übersetzung« und »Übersetzbarkeit« an (vgl. die Rezension in *Argument* 259). Vor allem interessierte ihn, wie Gramsci sein Prinzip der »Übersetzbarkeit« verwendet, um seinen eigenen paradigmatischen Diskurs zu entwickeln, ein Vorgang, der die Reinterpretation von Begriffen aus einer realistischen Perspektive einschließt, die ursprünglich dem Marxismus nicht unbedingt nahe lag. Aus den *Gefängnisheften* ist bekannt, dass er dieses Verfahren auf Croces Philosophie angewandt hat, wenn auch seine Tragweite erst mit Thomas Kuhns bahnbrechendem Werk über die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen und die Paradigmenwechsel sowie mit den Arbeiten anderer Forscher über die sprachlichen Aspekte bei Gramsci seit den 1970er Jahren voll erkannt wurde. Die auf Croce angewandte Methode spielt bei Gramsci immer dann eine Rolle, wenn es darum geht, Konzepte in die eigene Sprache und Weltauffassung zu »übersetzen« und ins eigene Paradigma einzuschreiben. Auf diese Weise, in einem der marxischen *Kritik* ähnlichen Verfahren, vermeidet Gramsci Eklektizismus, indem er sicherstellt, dass die Terme seines Diskurses konsistent sind. Wie für seine eigene Marxismus-Auffassung ist diese Methode für jede Erneuerung des Marxismus grundlegend.

Für Benedetto Fontana (vgl. die Rezension seines Buches über Gramsci und Machiavelli in *Argument* 219) bringt der Hegemoniebegriff Platons Dichotomien von Philosophie/Dialektik versus Rhetorik/Politik, oder Ciceros Gespräch (*sermo*) versus Redekunst

(*contentio*) zum Ausdruck bzw. beinhaltet sie. Eine moderne Formulierung finden diese Positionen in Croces Auffassung, dass jede Philosophie, die das Volk erreichen will, ein »Sophismus« ist, von Politik »kontaminiert« und folglich »Ideologie«, d.h. ein zur Selbstreflexion unfähiger Gedanke ist. Indes kritisiert Cicero Plato, denn, »indem er die Redner verspottete, zeigte er, dass er selbst ein herrschaftlicher Redner war« (*De oratore*, 1.47). Eine wichtige Argumentation der Gefängnishefte, gegen die »aristokratische« Position (Plato gegen die Sophisten, Croce), zielt auf die Schaffung von Räumen, wie Luther es gegen Erasmus tat, als er die Alltagssprache benutzte, um sich ans Volk zu wenden. Das gibt Gramsci den Schlüssel, um die anscheinende Dichotomie zwischen Rede und Politik zu überwinden. Ein Hauptbestandteil dieses Arguments ist Machiavellis Theorisierung der »Meinung der großen Masse« als einer politischen Kraft (*Der Fürst*, Kap. 18), d.h. der subalternen gesellschaftlichen Gruppen, deren kulturelle Höherbildung einen Austausch des Personals zwischen ihnen und den Führern sicherstellen und dazu führen soll, dass die nunmehr von »demokratischen Philosophen« (H. 10.II, §44) praktizierten Ansprüche der Philosophie mit dem politischen Handeln versöhnt werden.

Derek Boothman (Bologna)

Ankündigung

Für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Natur. Erstes Sozialforum in Deutschland (SFID) vom 21.-24. Juli 2005 in Erfurt

»Die neoliberale Globalisierung führt heute auch in den reichen Ländern zu Entwicklungen, untern denen die Menschen in der südlichen Erdhälfte schon seit Jahren – allerdings weitaus schlimmer – zu leiden haben. Dort wie hier zerstört sie die natürliche Lebensgrundlage dieser und kommender Generationen. Die Durchsetzung wirtschaftlicher Interessen wird zunehmend mit kriegerischen Mitteln betrieben.« (Aus der Einladung)

Ganz in der Tradition der Weltsozialforen in Porto Alegre und Mumbai wie auch der Europäischen Sozialforen in Florenz, Paris und London versteht sich das SFID als ein offener Raum für Debatten, Austausch und Vernetzung in der gesamten Breite der Zivilgesellschaft, jenseits von Parteien und weltanschaulichen Abgrenzungen. Als übergreifende Themenbereiche wurden festgelegt: Arbeitswelt und Menschenwürde; Globalisierung und Deutschlands Rolle in der Welt; Menschenrechte und Teilhabe; anders leben, besser leben.

Anmeldungen und weitere Informationen: www.sozialforum2005.de

Kontakt: Initiative für eine Sozialforum in Deutschland c/o Friedens- und Zukunftswerkstatt e.V., Gewerkschaftshaus Frankfurt, Wilhelm-Leuschner-Straße 69-77, 60329 Frankfurt/M, info@sozialforum2005.de

Besprechungen

Philosophie

Lenger, Hans-Joachim, *Marx zufolge. Die unmögliche Revolution*, transcript, Bielefeld 2004 (415 S., br., 27,80 €)

Das Buch ordnet sich ein in die durch Derridas *Marx' Gespenster* inspirierte, inzwischen »kaum mehr überschaubare Beschäftigung mit dem Gespenst im Allgemeinen sowie bei Marx und Derrida im Besonderen« (B. Walpen, »Gespenst«, in: HKWM 5, 641). Es teilt alles Wegweisende dieses Umgangs mit Marx wie dessen Grenzen. Hauptanliegen des Werkes ist es, Marx' Text – singular durch seine ›Dekonstruktion‹ der hegemonialen Sprache – einzubringen gegen die neoliberale Globalisierung. Die Dringlichkeit dieser Auseinandersetzung steht außer Zweifel, denn der Neoliberalismus »lässt keine Zeit. [...] Längst macht er zur unabweisbaren Drohung, was Marx als Möglichkeit einer ›Verwüstung der Zukunft‹ bezeichnete. Und dies lässt keinen Begriff unangetastet, der selbstverständlich erschiene: weder den des Raums, der Zeit oder des Prozesses noch dialektische Kategorien, in denen Marx seine Frage formulierte« (21f). Folgerichtig rekapituliert der Verf. die ›Defetischisierung‹ von »Wert«, »Geld« und »Arbeit«; er führt Marx' Nachweis vor, dass die »Gewalt« allen Begriffen der kapitalistischen Produktionsweise eingeschrieben ist – von der die Bürger (mit affirmativer Konsequenz) bloß die ›idyllischen‹ Zirkulationsphänomene wahrnehmen, wie bspw. Luhmann (272ff) und Habermas (308ff); nach Lenger hat Marx einen »Begriff des ›Politischen‹«, der Signum wie Indiz eines revolutionären »hier und jetzt« ist, das sich dem reformistischen Konzept verweigert, auf das Heranreifen einer revolutionären Situation zu warten; *movens* wie Kern der marxschen Kritik sei ein Begriff der Gerechtigkeit, der maßlos ist. Und auf die abschließend gestellte Frage, »was zu tun bliebe« (356ff), geschieht dem Leser die Antwort: »Die Revolten und Rebellionen werden [...] beim Namen zu nennen haben, was hier und jetzt zwischen Recht und unmessbarer Gerechtigkeit aufklafft. Sie werden es hier und jetzt tun müssen, also immer zu früh, weil an seinem Platz und zu seinem Augenblick. Vor allem werden sie es praktisch tun müssen« (405). Den Erwartung weckenden Term ›praktisch‹ untersetzend, zitiert der Verf. Derridas Vision einer neuen Internationale, in der sich diejenigen zusammenfinden, die sich »weiterhin von wenigstens einem der Geister Marx' oder des Marxismus inspirieren lassen«. In einer »neuartigen, konkreten, realen Weise« verbündet, bildet ihre »Allianz« eine »Art Gegen-Verschwörung in der (theoretischen und praktischen) Kritik des Zustands des internationalen Rechts, der Begriffe von Staat und Nation usw.: um diese Kritik zu erneuern und vor allem zu radikalieren« (407; zit. n. *Marx' Gespenster*, Frankfurt/M 1995, 130f).

Erstens: Das Verständnis der marxschen Hinterlassenschaft als ›Text‹ lässt von dieser sagen, Marx geht es um »Stratageme des Schreibens, die sich in ein hermeneutisches Verstehen nicht übersetzen lassen. Es geht um Techniken einer unablässigen Selbstunterbrechung dieser Schrift, die den marxschen Texten ihren eminent polemischen Charakter verleihen« (28). Hier (wie bei allen antihegemonialen Repliken) ist dem Verf. zuzustimmen, wenn er die Unmöglichkeit einer Vereinnahmung von Marx durch die herrschende Sprache betont. Marx hat, dem Verf. zufolge, die ökonomischen Begriffe aus ihrer Versteinigung zu ›Ausdrücken‹ einer fetischisierten Wirklichkeitswahrnehmung herausgebrochen. So zutreffend das ist – es bleibt offen, *weshalb* er das tat, *wieso* er das tun *konnte*, kurzum: welche handgreiflichen, praktischen wie politischen Interessen Marx (und mit ihm Engels,

der nicht vorkommt) bewogen, die (be)herrschenden ›Texte‹ zu ›dekonstruieren‹. Marx' Text, wie er hier behandelt wird, ist ohne historischen Entstehungszusammenhang. Die ihm zugemessene gleichsam überzeitliche Aktualität taugt zwar, dem seit 1989 ertönenden Triumphgeschrei an die Kehle zu gehen, Marx sei von der Mauer erschlagen worden; ihr Preis ist die Metaphorisierung seines Werkes zum ›Wiedergänger‹, woraus alles gefolgert werden kann oder nichts.

Zweitens: »Ökonomie und Gewalt, Technik, Kommunikation und Krieg sind sozusagen ›von Anfang an‹ ontologisch miteinander verschränkt. [...] Insofern gibt es bei Marx nichts, das nicht mit Gewaltverhältnissen verbunden wäre« (268). Der derzeit erlebte Ausdruck dieser Gewalt fasst sich zusammen in der von den Herrschenden als alternativlos dargestellten neoliberalen Globalisierung, die heterogene Kräfte und Gruppierungen zu widerständigem Denken wie Handeln provoziert. Hier ansetzend beschwört der Verf., sich durch nichts dahin bringen zu lassen, »für‹ oder ›gegen‹ die Globalisierung zu sein«, denn das sei eine Scheinalternative zwischen der »terroristischen Willkür des ›imaginären Kapitals‹ einerseits und den Versuchen andererseits, der ›Erde‹ einen ›vollen‹ Sinn zuzuschreiben und auf *diese* Weise zu einem Abschluss mit ihr zu kommen« – programmatisch verdichtet in »anti-globalen‹ Allianzen der Nationalisten, der Regionalisten, der dumpfen Anti-Amerikanisten, der Mythiker des Bodens, der Ökologie, der mutterrechtlichen Ganzheiten und der vielen religiösen und politischen Fundamentalismen«, deren disparate Konzeptionen sich letztlich in »bald unerschwinglichem, bald mörderisch werdendem Antisemitismus« fokussieren (396). Demgegenüber macht Lenger den »Anspruch auf eine weltbürgerliche Heimatlosigkeit« geltend, »die Staaten wie Nationen vorangeht und sie deshalb auch hinter sich gelassen hat« (397). – So zutreffend Zustandsbeschreibung wie Kritik dieser ›Ismen‹ ist: Vorläufig *existieren* die Staaten und Nationen; Attacken gegen eine hegemonial dominierte Globalisierung tragen sich *in ihnen* aus. Marx zufolge erweisen sich Denkformen wie Bewegungen als wirkungslos (und damit, letztlich also, als affirmativ), wenn sie meinen, dadurch in Verhältnisse einzugreifen, indem sie sich diese ›aus dem Kopf schlagen«.

Drittens: Marx gehe es nicht um eine der kapitalistischen Gegenwart nur *entgegengesetzte* »bestimmte ›Zukunft‹« (155), sondern um einen »anderen Begriff von ›Zukunft‹«, der »eine bestimmte Idee des Fortschritts selbst in Zweifel zieht« (264). Für ihn muss die »Revolute einer Unterbrechung des ›Seins‹ *permanent* sein. [...] Sie ereignet sich in nächster Nähe, unausgesetzt und als Unterbrechung ihrer selbst« (289). Deshalb sei »die ›kommunistische‹ Frage, wie Marx sie aufwirft«, auch »nicht zu beantworten. Sie kann nicht einmal richtig gestellt werden, solange sie im Zeichen einer ›Zukunft des Kommunismus‹ aufgeworfen wird« (248). Denn Marx' »›Zukunft‹ folgt keinem Entwurf«, sie »antizipiert [...] die Unmöglichkeit ihres Eintreffens. Sie ist, was jedem Augenblick einer Entscheidung vorausgeht und deshalb in ihr wiederkehrt, in ihr umgeht und sie heimsucht«. *Diese* »›Revolution‹ [...] kehrt in jedem Ausdruck als ›Gespenst des Kommunismus‹ wieder, das nach Gerechtigkeit verlangt und sich darin jeder Gewalt einer Vereinnahmung durch ›Subjekt‹ oder ›Da-Sein‹ entzieht« (298). – Die Stärke der Ausführungen besteht stets im Abweis hegemonialen wie reformistischen Denkens. Eine *Beschwörung* von Marx – und sei sie noch so eindringlich formuliert – dürfte kaum hinreichen, politisch-organisatorische Praxen gegen die bestehenden Gewalten zu mobilisieren. Jedes Aufbegehren als Revolution zu werten, weil selbige nicht anders zu haben sei als »hier und jetzt« (296), lässt beliebige Aktivitäten für sich reklamieren, revolutionär zu sein. Vielleicht sollte bescheidener von einer (unverzichtbaren, das versteht sich) permanenten Widerständigkeit gegen die Hegemonialmächte gesprochen werden. Wann und wie diese zu revolutionären Umbrüchen eskaliert, ist offen.

Viertens: Dieser ›permanenten‹ Revolution gehe es um die »Frage nach einer Teilung oder einer Gerechtigkeit [...], die ohne Ökonomie und ohne Maß ist, nach einer ›maßlosen‹, einer ›unendlichen‹ Gerechtigkeit also«, von der niemand behaupten könne, »diese Frage sei mit dem ›Tod‹ von Marx oder eines gewissen ›Marxismus‹ schon beantwortet« (357). – Gewiss kann das niemand behaupten, und es wird doch behauptet. Der Verf. operiert mit Evidenzen, die sein Bild der Gewalt-Verhältnisse in allen gesellschaftlichen Bereichen (358f) konterkarieren. Er statuiert: Jeder Versuch, die Gerechtigkeit »zur Frage einer ›Zukunft‹ zu machen, über die sich verfügen ließe, hätte sie bereits entschärft, vertagt und die Krise um ihre ›Kraft‹ gebracht« (408). Auch dem ist nachzudenken. Offen bleibt, was eine »Gerechtigkeit ohne Maß« ist, die die Sache von Marx sei. »›Gerechtigkeit‹, ›gerecht‹ und ›Recht‹ [...] gehören in Rede und Schrift zu den populärsten Worten und zugleich zu den umstrittensten Begriffen« (H. Klenner, »Gerechtigkeit«, in: HKWM 5, 370). Marx zufolge ist ›Gerechtigkeit‹ die normative Artikulation gesellschaftlicher Praxen, von Interessen und Bedürfnisse sozialer Gruppen und Klassen, wobei zwischen einer juristischen, gesellschaftlichen und historischen Gerechtigkeit zu differenzieren ist (ebd., 385). *Wessen Gerechtigkeit meint Lenger?*, um, so wie er, mit einer Frage zu schließen.

Thomas Marxhausen (Halle)

Grau, Gerd-Günther, *Die »Selbstaufhebung aller großen Dinge«. Philosophieren mit Nietzsche*, Königshausen & Neumann, Würzburg 2004 (181 S., br., 24 €)

Grau, em. Prof. für Philosophie an der Universität Hannover und seit fünf Jahrzehnten mit der Erforschung des Denkens Nietzsches beschäftigt, will in der vorliegenden Studie »nicht weiter *über* Nietzsche philosophieren, sondern *mit* Nietzsche« (11). Ausgangspunkt ist die Annahme, dass zwar die geistige Situation der heutigen Zeit in vielerlei Hinsicht wesentliche Aussagen Nietzsches bestätige, die Bewältigungsstrategien der von ihm diagnostizierten Pathologien aber »in keiner Weise« (11) zu akzeptieren sind. Grau will mit Nietzsche über Nietzsche hinaus, indem er diesen »seine Widersprüche selbst aufheben lassen« (22) will. Nietzsches Terminus der Selbstaufhebung, verstanden als die Logik des Zu-Ende-Denkens des eigenen Anspruchs als »geforderte und historisch geförderte *intellektuelle Redlichkeit*« (32), dient dabei als Fundament der Darstellung.

Der erste Teil des Buches – »Denkwege Nietzsches« – ist entgegen des eigenen Vorhabens ein Philosophieren über und nicht mit Nietzsche. Im Mittelpunkt steht der »Wille zur Macht«, dessen »zentrale Rolle [...] im politischen wie im privaten Leben« (17) unleugbar sei. Nietzsches Konzept sei zwiespältig: einerseits habe er »die schöpferische Kraft im Willen zur Macht« (69), seine positive Funktion als Sinngebungskompetenz der bedürftigen menschlichen Existenz, klar erkannt, und, insbesondere beim religiösen und philosophischen Gegner die Tendenz des Willens zur Macht, einen »*absoluten Anspruch* für die Wahrheit« (34) zu reklamieren, aufgedeckt. Mit Nietzsche sei so jeglicher absolute Anspruch auf Wahrheit, der sich in religiösen Deutungssystemen wie in politischen Ideologien als Erscheinungen des Willens zur Macht niederschlägt, als gefährlicher Trugschluss zu entlarven. In Form eines »*negativen Hegelianismus*« erkenne »die Vernunft am Ende ihre Unfähigkeit [...], *das Absolute als Wahrheit zu erfassen*« (34). Andererseits sei Nietzsches Denken vor dem Umschlagen der Kritik des absoluten Anspruchs in die Verherrlichung desselben nicht gefeit, er werde selbst zum Ideologen, wo er sich zum Sprachrohr des unbedingten Willens zur Macht mache und diesem das mühselige »Geschäft des Willens zur Wahrheit« (35) opfere.

Im Zentrum steht also die Transformation von kritischer Aufklärung über absolute Ansprüche in die gegenaufklärerische Propagierung des Machtwillens. Gegenüber früheren Publikationen des Verf. ist freilich kein wirklicher Erkenntnisgewinn zu vermerken. Den Ideologiebegriff reserviert er für den ›Totalitarismus‹: nicht nur spricht er bezüglich Faschismus und Sozialismus vom »Parallelismus der Ideologien«, dessen Fundament der absolute Anspruch als Willen zur Macht sei, um dann salopp eine »Rassen- oder Klassentheorie beider Sozialismen« (84) zu behaupten, sondern er versteigt sich auch zu der im Angesicht massiver Wiederbelebungsversuche der Totalitarismustheorien kontrafaktischen Aussage, dass »hierzulande [...] derartige Vergleiche nachgerade tabuisiert« (74) seien. Annahmen wie diese schmälern sowohl die Erkenntnisse über »Nietzsches Ideologisierung des Willens zur Macht und den Willen zur Macht der Ideologien« (82) als auch das Anliegen, sich mit Nietzsche für ein humanes Denken jenseits absoluter Wahrheits- und Gewissheitsansprüche stark zu machen.

Dieses Anliegen verfolgt der zweite Teil des Buches. Die dort wiederveröffentlichten Vorträge behandeln v.a. den »Weg zu einer *skeptischen Religiosität*« wider den Anspruch des Absoluten. In den Ausführungen zu Nietzsches »christlicher« Kritik des Christentums, zur skeptischen Religiosität (im Vergleich zu Kierkegaard und Kant), zu Recht und Moral und schließlich zu deren Zweideutigkeit, kommt ein kritischer Christ zu Wort, der aus persönlichen Erfahrungen belehrt, wider den Anspruch des Absoluten die Unwissenheit in letzten Dingen und die »*Antwortlosigkeit* eines skeptischen Glaubens« (171) vertritt. So gelehrt die einzelnen Vorträge, die leider häufig Wiederholungen aufweisen, auch sind, so bewegen sie sich doch weit vom Werk Nietzsches weg. Auch wenn Verf. hier weniger *über* Nietzsche philosophiert, bleibt doch fraglich, ob er wirklich *mit* ihm philosophiert. Auch Urteile wie z.B. das über Marx als »dem philosophierenden Machtmenschen, der den Menschen ans Kollektiv verordnete« (162), weisen auf unhaltbare, ideologische Demarkationslinien des Denkens des Verf. hin, welches letztlich selten der ambivalenten Radikalität Nietzsches gerecht wird. Insgesamt weist die Studie Grau als einen skeptischen Verteidiger wissenschaftlicher Rationalität und aufgeklärter Religiosität aus, zu neuen Erkenntnissen über Nietzsche trägt sie allerdings nicht bei.

Hendrik Wallat (Hannover)

Kanoussi, Dora (Hg.), *Poder y Hegemonía hoy. Gramsci en la era global*, Plaza y Valdés, Colonia San Rafael/Mexico D.F. 2004 (240 S., br., 24 US\$)

Der Band enthält die Beiträge einer internationalen Gramsci-Konferenz in Puebla vom Herbst 2003. Der erste Teil bietet eher am Text orientierte Forschung, u.a. zur Sprachfrage und Kritik postmarxistischer Positionen (Derek Boothman und Peter Ives), zum Begriff der Zivilgesellschaft (Benedetto Fontana) und zu Gramscis Analyse der subalternen Gruppen (Marcus E. Green). Im zweiten Teil, der im folgenden im Zentrum steht, ist interessant zu verfolgen, welcher Gramsci wie in einer bestimmten geschichtlich-politischen Realität ankommt. Coutinho etwa weist auf das Paradox hin, dass die lateinamerikanische Rezeption nach der italienischen die früheste und intensivste war – drei Jahre nach der italienischen Ausgabe der *Briefe aus dem Gefängnis* erschien 1950 in Buenos Aires die erste spanische Ausgabe; große Teile von Felice Platones Ausgabe der *Gefängnishefte* erschienen schon zwischen 1958 und 1962 im selben Verlag auf spanisch, 1966-68 in Brasilien auf portugiesisch, und auch die Übersetzung der Gerratana-Ausgabe ins Spanische und Portugiesische erfolgte nicht in Spanien oder Portugal, sondern in Mexiko und Brasilien, und dies obwohl in Gramscis Werk nur spärliche Hinweise auf die lateinamerikanische Realität

zu finden sind. Coutinho erklärt diesen Erfolg damit, dass Gramsci von allen marxistischen Theoretikern »am besten der Offensive des Neoliberalismus und des Postmodernismus widerstanden« (202) habe; dies v.a. aufgrund der Erklärungskraft des Begriffspaars Osten-Westen, des Begriffs der passiven Revolution, der Zivilgesellschaft und des Staates, welche die Theorie der sozialistischen Revolution grundlegend umgestaltet habe (203). Ergänzend dazu schreibt der Kubaner Fernando Martinez Heredia: »Die Notwendigkeit Gramscis in Kuba ergibt sich aus der Diskrepanz der praktischen Errungenschaften der Revolution und der antikapitalistischen Theorie, die den Revolutionären zur Verfügung stand.« (261)

Einen Aspekt der Zivilgesellschaftsdiskussion berührt Coutinho, wenn er nach der Bedeutung von Osten-Westen für die Länder des Südens fragt. Ungerechtfertigt scheint mir sein Eurozentrismusvorwurf gegenüber Gramsci, weil er das Nord-Süd-Verhältnis als ökonomisches Entwicklungsverhältnis und nicht als politisch-kulturelles vom Standpunkt der Subalternen und des Südens her liest (199; H. 1, §149) und es zudem als Unterschied von Staatstyp und politischer Strategie versteht (200; H. 13, §7), produktiv – und diesem Vorwurf entgegengesetzt – die Annahme, Gramsci habe das Begriffspaar nicht statisch, sondern dynamisch und synchron aufgefasst, was es erlaube, gleichzeitig von einem Westen und Osten im Süden, d.h. den Ländern der kapitalistischen Peripherie zu sprechen. Indem diese Gesellschaften relativ entwickelte Zivilgesellschaften aufweisen, gewinnt das Konzept der passiven Revolution eine größere Bedeutung. So bezeichnet Coutinho die Revolution in Brasilien und die Volksfront in Chile der 1930er Jahre sowie die verschiedenen Populismen wie den Vargismus in Brasilien und den Peronismus in Argentinien als passive Revolutionen und nicht wie Gramsci als militär-populäre Aufstände.

Andrea de Paula Teixeira schlägt vor, den Aufstieg des Sozialstaats im Lichte von Gramscis Konzept der passiven Revolution zu betrachten. In Brasilien stehe der Ausbau der sozialen Sicherheit in Zusammenhang mit der Integration der Arbeiterklasse während des Vargismus; nach dem Ende der Militärdiktatur, aus der Brasilien als »westliches« Land mit einer entwickelten Zivilgesellschaft hervorgegangen sei, deklariere die neue Verfassung von 1986 eine Reihe von sozialen Rechten, die sich am europäischen Sozialstaat orientierten. Die neoliberale Regierung Cardosos habe dann im Schlepptau der USA versucht, diese Rechte wieder abzuschaffen und soziale Sicherheit zu einer Angelegenheit des Marktes zu machen – eine Politik, die Teixeira nicht als passive Revolution, sondern als reaktionäre Gegenreform bezeichnet. Zu fragen wäre allerdings, ob sich hier nicht einfach das Terrain, Zielgruppe und Ausmaß der Integration geändert haben. Von dem Befund, dass die brasilianische Geschichte von einer Reihe passiver Revolutionen und dem Fehlen einer »politischen Revolution radikal-jakobinischen Typs« (290) geprägt ist, geht auch Marco Aurelio Nogueira aus, der die erste Phase der Regierung Lula hegemonietheoretisch analysiert und zu dem Schluss kommt, Lulas »radikaler Reformismus« reihe sich aufgrund nationaler und internationaler »systemischer« Restriktionen und struktureller Hemmnisse« (288) in die Tradition passiver Revolutionen in Brasilien ein. Das Fehlen eines konkreten Wirtschaftsprogramms – Nogueira erinnert an den Satz Gramscis, dass »das Programm ökonomischer Reform [...] die konkrete Weise [ist], in der jede intellektuelle und moralische Reform auftritt« (H. 13, §1) – führe zu einer Entfremdung von Regierung und sozialer Bewegung und zu einer Zerreißprobe in der Partei, die gespalten sei zwischen einer Verpflichtung zum Staat, um die Regierung zu behaupten, und einer »Verpflichtung zur Hegemonie«, um eine eigene Kultur und Identität zu bewahren. Wolle die Regierung nicht einem paternalistischen Assistenzialismus ohne Zukunft verfallen, so bleibe ihr nur die Möglichkeit, durch die Schaffung einer erneuerten Idee von Staat und

öffentlichem Raum sich die Möglichkeit hegemonialer Politik wieder zu eröffnen. Das sei umso wichtiger, als die Regierung in einem Umfeld agiere, das von neoliberalen Werten überschwemmt sei und selbst die sozialen Bewegungen infiziere, die sich nicht mehr politisch als hegemoniales Kraftfeld, sondern als vom Politischen losgelöste Protestbewegung verstehen.

Der rote Faden, der die Beiträge eint, ist am ehesten das Thema der subalternen Gruppen. Im ersten, theoretischen Teil verortet Marcus E. Green Gramscis Analyse der Subalternen im Kontext seiner Idealismus-, Positivismus- und Materialismus-Kritik und zeigt, wie Gramsci dagegen sein Konzept der integralen Geschichte und des integralen Historikers stellt – beides Begriffe übrigens, die im Register der Gerratana-Ausgabe nicht vorkommen, wohl aber in dem der deutschen Ausgabe. Der integrale Historiker sucht in der Geschichte die Spuren unabhängiger Initiativen auf, unterscheidet den Grad ihrer politischen Organisiertheit, untersucht die Bedingungen, die der Entwicklung zu ihrer Autonomie entgegenstehen bzw. es ihren organisiertesten Elementen ermöglicht, sich zu intellektuellen und moralischen Führern einer Gegenhegemonie zu machen (75f).

Die Frage der Subalternität spielt auch in den Beiträgen von Miguel Angel Herrera Zgaib über Kolumbien und den Ecuadorianern Rafael Quintero Lopez und Francisco Hidalgo Flor eine Rolle. Letzterer zeigt etwa, wie die indigene Bewegung in Ecuador durch ihren Widerstand gegen substanzielle Teile des neoliberalen Programms zu einem politischen Protagonisten geworden ist, der gewisse Erfolge mit der Forderung nach Rückgabe von Land und der Anerkennung des plurikulturellen Charakters des Landes erzielt hat. Die Errungenschaften des Indigenismus sieht er dadurch gefährdet, dass ihm der Sprung von der »partikularen Phase« zur »politisch-universellen Phase« nicht gelingt. Die Bewegung lasse sich in einer Zivilgesellschaft einschließen, die nicht Kampfplatz um Hegemonie sei, sondern, wie Coutinho es für das neoliberale zivilgesellschaftliche Konzept festgestellt habe, ein angenommener dritter Sektor jenseits von Staat und Markt, dem eine Art kompensatorische »solidarische« Logik zugewiesen werde; die Demontage der Sozialrechte zugunsten der Rentabilitätsbedingungen des Kapitals geschehe im Namen einer Förderung der Zivilgesellschaft. Die indigene Bewegung stehe hier vor der Aufgabe, die Gramsci den subalternen Klassen gestellt hat (242; H. 3, §90).

Erstaunlich ist, dass bei einer mexikanischen Gramsci-Konferenz die Zapatisten nicht zur Sprache kommen. Wo sie kurz erwähnt werden, erscheinen sie gerade nicht als Bewegung der Subalternen in einem widersprüchlichen Umfeld, sondern, in theoretischer Verkennung von Gramscis Konzept, als zivilgesellschaftlicher Hoffnungsträger (Sabine Kebir, 260). Die mexikanische Konferenz-Organisatorin Dora Kanoussi, gleichzeitig Herausgeberin der 2002 abgeschlossenen spanischen Ausgabe der *Gefängnishefte*, hatte sich früher mit dem Zapatismus beschäftigt, hier präsentiert sie einen Beitrag zur Genese der Machiavelli-Thematik in den *Gefängnisheften*.

Die Dominanz lateinamerikanischer Autoren und Themen und die Sensibilität für neue Akteure und ihre Bewegungsformen kann man als Indiz dafür nehmen, dass gramscianische Theoriebildung heute eine globale Angelegenheit ist. Gerade das Thema der Subalternität, das Gramsci auch als ein Aspekt der Nord-Süd-Frage interessiert hat, stellt sich heute aufgrund der durch die kapitalistische Öffnung immer neuer Regionen weltweit ausgelösten Migrationsströme in neuer Schärfe. Von Gramsci sei zu lernen, so Ursula Apitzsch, dass er die mit unterschiedlichen Graden von Modernität verbundenen sozialen Probleme multinationaler und multikultureller Gesellschaften nicht auf die Beziehung zwischen Einheimischen und Fremden reduziere, sondern diese Differenzen als Problem

des modernen Bewusstseins im Allgemeinen sehe, d.h. inwiefern innerhalb des Alltagsverständnisses eine reformierte Kultur entstehen kann, die auch dem vorher »Ausgeschlossenen« ein Bewusstsein seiner Rechte und Würde vermittelt. – Mit Ausnahme einiger Beiträge, die bloß den Markt der politischen Modeströmungen alimentieren, vermittelt der Band den Eindruck, dass das Studium von Gramscis Werk »nicht müßig und rein akademisch ist« (H. 3, §76).
Ruedi Graf (Allschwil)

Burgio, Alberto, *Gramsci storico. Una lettura dei »Quaderni del carcere«*, Editori Laterza, Roma-Bari 2003 (337 S., br., 29 €)

»Liebigs Fleischextrakt. Man kann es nicht essen. Aber es werden noch viele Suppen damit zubereitet werden«, schrieb Tucholsky 1927 über Joyces *Ulysses*, dessen Status eines modernen Klassikers richtig voraussehend. Ähnliches ließe sich von den *Gefängnisheften* sagen, die zu schreiben sich Gramsci in derselben Zeit entschloss. Auch sie sind gewiss keine leichte Kost, alimentieren aber mit ihrer Substanz bis heute zahllose Bücher, und vor allem: Herrschaftskritik und emanzipatorisches Denken auf verschiedenen Feldern. Hatte kürzlich Kate Crehan Gramsci für Anthropologen neu gelesen (*Gramsci, Culture and Anthropolology*, s. *Argument* 255, 306f), so macht der Bologneser Philosophieprofessor Alberto Burgio zum Ausgangspunkt seiner Studie, dass in den *Gefängnisheften* »ein großartiges Geschichtsbuch enthalten ist« (3). Sein Auszug soll auf der einen Seite dem Originaltext möglichst nichts hinzufügen, d.h. Verf. will explizit keine neuen »Problematiken, Hypothesen oder Begriffe« behandeln, und auch die Auseinandersetzung mit Sekundärliteratur wird im Text nicht geführt, sondern bloß in einer kommentierten Auswahlbibliographie zum Schluss lose nachgeliefert. Andererseits will er sich aber auch nicht mit einer thematisch neu arrangierten Auswahl aus den *Gefängnisheften* begnügen. Resultat ist eine ausführliche und reflektierte, dabei stets an Textbelege zurückgebundene Paraphrase der gramscischen Geschichtsanalyse, die umso klarer hervortritt, als von den konkreten historischen Anlässen und Beispielen stets nach den zugrunde gelegten interpretatorischen Annahmen und Modellen zurückgefragt wird.

Thematisch beschränkt sich Verf. auf den historischen Prozess der europäischen Modernisierung, den er nach Gramsci periodisiert und mit der Französischen Revolution beginnen lässt. Sie bildet den Umschlagspunkt einer »langen Geburt« der bürgerlichen Welt aus dem Schoße des Feudalismus und leitet eine Phase progressiver bürgerlicher Modernisierung ein, die bis 1870 dauert. Der Übergang von der Konzeption der geschlossenen Kaste zur Politik sozialer Expansion ist in dieser Phase die entscheidende historische Innovation: Der neue, integrale Staat des Bürgertums ist als »Erzieher« darauf aus, alle gesellschaftlichen Gruppen seinem ökonomischen und kulturellen Niveau anzugleichen. Aus dem Versuch, diese neue Logik der sozialen Beziehungen zu denken, geht bei Gramsci eine Fülle neuer Begriffe hervor, darunter »Hegemonie« und »Zivilgesellschaft«; der »Mix aus Expansion und Abschließung« (71), den die Analyse europäischer Entwicklungen und Sonderwege dabei zu bewältigen hat, führt ihn überdies zum Konzept einer »Revolution ohne Revolution« bzw. einer »passiven Revolution«. Der Begriff ist in diesem Kontext – Gramsci wird ihn davon ablösen und modifiziert auch zur Analyse etwa des Faschismus im 20. Jh. einsetzen (243ff) – ein Gegenkonzept zur vermeintlichen Statik der europaweiten »Restauration« (z.B. bei Croce, 57), denn die minutiöse gramscianische Analyse macht die Effekte der Revolution allenthalben im restaurativen Europa sichtbar, wo sie sich in »kleinen Schüben« und Reformen und unter einer je länderspezifischen Koalition zwischen dem Bürgertum und den alten, feudalen Kräften Bahn brechen.

Ab 1870/71 setzt Gramsci (gemäß Burgio, 134ff) eine neue Phase geschichtlicher Entwicklung an, nämlich den Übergang von der progressiven Expansivität des integralen Staates des Bürgertums zu seiner »organischen Krise«. Das Datum nimmt historisch auf verschiedene Begebenheiten Bezug: Zum einen (mit Lenin) auf den Beginn der imperialistischen Phase europäischer Staaten, sodann auf Bismarcks Einigungspolitik, die der französischen Vormachtstellung ein abruptes Ende setzt; schließlich auf die Verlegung der Hauptstadt nach Rom, die in Italien das Ende der weltlichen Macht der Päpste markiert. »Organische Krise« heißt nun aber gerade nicht, dass die Stabilität des bürgerlichen Staats abgenommen hätte: im Gegenteil befindet er sich jetzt nicht mehr im Fluss eines permanenten Umbaus, sondern erhält über die zunehmend politisch-territoriale und soziale Zentralisierung beträchtliches Beharrungsvermögen (140). Die Zivilgesellschaft hat sich zu einer vielschichtig-komplexen Struktur entwickelt, die sich als »resistent gegen katastrophische Einbrüche auf unmittelbar ökonomischer Ebene« erweist (146). Gleichwohl gestaltet sich das Terrain des bürgerlichen Staates zusehends widersprüchlich, indem er »die materiellen und moralischen Bedürfnisse der Masse« (165) zugleich vorantreibt und im Zaum halten will; sobald sich aber die ehemals passiven Massen in Bewegung setzen, muss es nach Gramscis Auffassung zu einer Hegemoniekrise kommen, die sich innerhalb des gegebenen bürgerlichen Rahmens nicht mehr lösen lässt. Die »traditionelle herrschende Klasse« nimmt unter diesen Bedingungen die Expansivität des bürgerlichen Staates zurück und bewahrt ihre Macht »in regressiver Form« (167), d.h. sie kehrt zur kastenartigen Geschlossenheit feudaler Ordnung zurück. Gramsci analysiert das am italienischen Faschismus, dessen »archaische Modernität« (189) er offenlegt: deutet das Konzept der geschlossenen Kaste auf vorbürgerliche Formen zurück, so verweist die Ausrichtung auf die Massen zugleich unverkennbar auf die politische Arena der Moderne und erzwingt eine massive »Expansion der Hegemonieapparate des Bürgertums« (191).

Dass die Emanzipation der Massen einen entscheidenden Punkt in Gramscis Geschichtsanalyse darstellt, arbeitet Verf. in der Folge auch an dessen Fordismusanalyse heraus: Schritt für Schritt entwickelt er Gramscis Argument der Überlegenheit der Industrie übers Handwerk, die »Rationalität« dieser Industrie, insofern sie sich den elementaren Bedürfnissen der gesamten Bevölkerung in rationellster Weise zuwendet, um dann zu zeigen, dass es nicht etwa die Brutalität der eingesetzten Mittel ist, die Gramsci dazu bewegt, den Fordismus als Antwort auf die Krise zu verwerfen. Ausführlich evoziert Verf. in der Folge Gramscis »düstere« Auffassung der Zivilisation mit ihrem brutalen Zwang, gipfelnd in der Briefstelle (an Giulia Schucht, 30.12.1929), wonach der Mensch »ganz und gar ein historisches Gebilde und durch Zwang geformt ist« (222; *Gefängnisbriefe* 1, 81). Von diesem dramaturgischen Tiefpunkt führt er den Leser weiter zu einer detaillierten Analyse von Gramscis Auffassung der Automatisierung: Weit entfernt von jeder herkömmlichen Kritik der »Entfremdung« oder »Unnatürlichkeit« stellt sie bei Gramsci für den Arbeiter, ungeachtet ihres teilweisen Zwangscharakters, die Grundlage neuer Freiheit dar. Bei diesem Übergang zur Freiheit versagt auch der Fordismus, denn indem er einen Ausgang der Arbeiter aus der Subalternität verhindern will, um die überkommene Herrschaftsstruktur beizubehalten, vermag er es nicht, die Automatisierung so tief in den Subjekten zu verankern, dass daraus eine »zweite Natur« und damit neue »Freiheit« werden könnte (234).

Burgios Darstellungsweise legt Gramscis Position auseinander und nimmt sich Zeit, bei ihren einzelnen Momenten zu verweilen. Das erweist sich als äußerst hilfreich für ein genaues Verständnis. Anzumerken bleibt, dass ein solches schrittweises Auseinanderlegen,

auch wenn es peinlich darauf achtet, dem Original nichts zu unterstellen, doch auch gewisse eigene Effekte erzeugt. Unwillkürlich entzieht es der dargestellten Position einen Teil ihrer dialektischen Spannung. Sehr zurecht etwa lehnt Verf. es ab, in Gramsci einen »pazifistischen Vorbeter der Zivilisation« zu sehen (222); aber ebenso wenig erscheint es richtig, ihn unter die düsteren Zivilisationstheoretiker mit ihrer Legitimierung der Gewalt einzureihen. Die dialektische Spannung von Gramscis Denken besteht gerade darin, dass er in jedem Moment der Analyse, d.h. auch da, wo er dem blutigen und gewalttätigen Geschichtsprozess offen ins Auge schaut, danach fragt, wie der »erzieherische Druck auf die Einzelnen [...] aus Notwendigkeit und Zwang« in »Freiheit« umgewendet werden kann (H. 13, §7, 1544). Joyce habe »eine Tür aufgestoßen«, befand Tucholsky, »die nach Freud nur noch angelehnt war«. Burgios Buch rekonstruiert sorgfältig Gramscis historischen Versuch, noch in faschistischer Gefängnishaft jene Tür offenzuhalten, die nach Marx' Intervention sich im zwanzigsten Jahrhundert wiederum zu schließen drohte. Thomas Barfuss (Chur)

Baratta, Giorgio, *Das dialogische Denken Antonio Gramscis*, aus dem Ital. v. Leonie Schröder, Peter Lang, Frankfurt/M 2003 (249 S., br., 40,40 €)

Es war die »dialogische« Erfahrung« der Rosa Luxemburg und Antonio Gramsci gewidmeten Hamburger Volksuni von 1985, welche die Gründung der *International Gramsci Society* anregte und dem Buch zu seinem deutschen Titel verhalf (9). Als Mitbegründer der Gesellschaft und einer ihrer unermüdlichsten Animatoure praktiziert der Autor selbst, was er als Spezifik des gramscischen Denkens in den *Gefängnisheften* herausstellt. Zum dialogischen wird es nicht schon dadurch, dass fremde Stimmen eingefangen, dass zitiert und die Quellen nachgewiesen werden. Auch schließt die dialogische Haltung Sarkasmus und Polemik keineswegs aus. Entscheidend ist die Fähigkeit, auch auf dem Terrain des Denkens »Hegemonie« zu praktizieren, indem das Herausarbeiten des eigenen Standpunkts nicht durch bloße Abgrenzung im Stile einer immer schon »richtigen« Weltanschauung erfolgt, sondern dadurch, dass Problematiken ineinander übersetzt werden, und auch die eigene Position als relative, weil an die geschichtliche Welt gebundene und im Kontakt – oder im Handgemenge – mit ihr sich entwickelnde, erkennbar wird. Es kommt nicht nur darauf an, an den großen Intellektuellen Maß zu nehmen, man muss auch lernen, wie Gramsci eine Erfahrung mit der durch die bizarre Zusammensetzung der Gefängnisbibliotheken zufällig in die Zelle gelangenden Lektüre formuliert, »aus einer Rübe Blut zu saugen« (Brief v. 22.4.1929). So wie es nicht genügt, »individuell »originelle« Entdeckungen zu machen«, sondern diese Entdeckungen auch zu vergesellschaften (H. 11, §12, 1377), so ist »das Denken« nichts ohne die materielle Struktur, in der es zirkulieren und seine Vergesellschaftungsfunktion realisieren kann. Nur jemand, der »das Denken« nicht primär als eine einzelnen Individuen innewohnende Eigenschaft konzipierte, konnte den ebenso einfachen wie großartigen Satz formulieren: »Nicht das »Denken«, sondern das, was wirklich gedacht wird, vereint oder unterscheidet die Menschen.« (H. 7, §35, 891) Es sind diese Motive des gramscischen Denkens, denen sich Verf. in immer neuen Anläufen widmet. »Gramsci lesen«, fasst er seine Lektüererfahrung zusammen, »war für mich [...] eine ständige Überraschung, die Überraschung, es mit Texten zu tun zu haben, die aufs Engste an das Leben anderer Zeiten geknüpft und gleichzeitig ausgesprochen reich an Universellem sind, Texte, welche die Befragung des gegenwärtigen Geschehens durch an die Vergangenheit gerichtete Fragen stimulieren, Dialog und Zusammenschluss zwischen »Intellektuellen« und »Einfachen«, Kultur und Alltagsverstand zu fördern vermögen.« (17)

Einen »Marxismus ohne Gewähr« zu praktizieren, wie Verf. mit Stuart Hall sagt (185; vgl. Hall in: AS 70, 97-121) – diese Kunst hängt mit dem Dialogischen zusammen, das verflüssigt, wo Dogmatismus und subalterne Beflissenheit die Positionen vereisen lassen. Zwar ist Gramsci nicht »der einzige marxistische Denker, der den Zusammenbruch des Sozialismus unbeschadet überstanden hat« (184), aber gewiss einer der wichtigsten. Ein »Marxismus ohne Gewähr« kann nicht Sache eines einzelnen sein: Labriola, Luxemburg, Mariátegui, Korsch, Brecht, Benjamin, Bloch, Sartre sind Stimmen, die durch 1989 auf neue Weise hörbar geworden sind. Dass Neues gehört wird, gilt etwa für Edward Said, dem Verf. sein Buch widmet. Da Said »mit Marx und der marxistischen Tradition wenig nachsichtig« ist, verdient sein »konstitutiver Gramscismus« (195) um so mehr Aufmerksamkeit. Um zu begreifen, »wie die nationalen britischen, französischen und amerikanischen Kulturen ihre Hegemonie über die Peripherien aufrechterhielten« (Said, *Kultur und Imperialismus*, 92; hier: 197), muss man auf Gramscis Studie zur italienischen *Südfrage* zurückgreifen, die den Imperialismus eben nicht nur ökonomisch, politisch oder militärisch, sondern auch geographisch und kulturell zu begreifen sucht. Was Gramsci am Beispiel der historischen Grammatik aufgefallen ist, dass sie nur »vergleichend« betrieben werden kann, da »der sprachliche Fakt wie jeder andere historische Fakt keine eng gezogenen nationalen Grenzen haben kann« (H. 29, §2, 2243), macht seine Forschungen anschlussfähig für Fragestellungen, die sinnvoll nur jenseits der etablierten Fächergrenzen bearbeitet werden können: Imperialismus, Rassismus, Kolonialismus – nicht zufällig hat man den Begründer des »indo-amerikanischen Sozialismus«, Mariátegui, einen »Gramsci Lateinamerikas« genannt (Fetscher), ohne freilich zu bedenken, dass das »Latein« am »Lateinamerikanischen« ... nur für die eine Komponente, die der Städte und der Nachfolger der spanischen Eroberer« steht (W.F. Haug, Nachwort zu Mariátegui, *Sieben Versuche ...*, Berlin/W u. Freiburg/Schweiz 1986, 309).

Das Dialogische bei Gramsci, auch das macht Verf. im Zusammenhang mit Said deutlich, betrifft nicht zuletzt das Selbstverhältnis: »Ironie und Abstand zu sich selbst« (199). Verf. hätte auf den Brief vom 27.2.1928 verweisen können, in dem Gramsci seiner Frau von einer »Widerstandskrise gegenüber der neuen Lebensweise« berichtet, der er mit einer »gewissen ironischen Einstellung« zu begegnen hofft, die es ihm erlaubt, »mit einem Schlag das hässliche Fell halb Esel und halb Schaf abzuwerfen, das sich aus dem Milieu heraus über der echten, eigenen und natürlichen Haut bildet«. Wie schafft man es, »seine Stellung von außerhalb« beizubehalten und »nicht zur Schnecke oder Ameise« zu werden?

Verf. kennzeichnet sein Buch als einen »Versuch, Bilanz zu ziehen« (17). Doch die Lebendigkeit des Gegenstandes verurteilt ihn zu einem heilsamen Scheitern. Die Floskeln, die immer wieder mal auftauchen, künden davon. Was gut gemeint ist, bleibt hohl. Was etwa soll die Rede von der »absoluten *Modernität* von Gramscis Schreiben und Denken« bedeuten, das zudem dort am »fruchtbarsten« ist, »wo es Grenzbereiche durchpflügt« (13)? Ist die Hegemoniefrage ein Grenzbereich? Natürlich nicht, und der Autor wäre der Letzte, der dies ernsthaft behaupten würde. Ohne das italienische Original lässt sich nicht entscheiden, ob ein sprachlicher Schnitzer auf Nachlässigkeiten des Autors oder der Übersetzerin geht. Sie mögen selbst entscheiden, auf wessen Konto der Vulgärmaterialismus der folgenden Formulierung zu buchen ist: »Doch steckt eine große Denkkraft in der Feder des Häftlings ...« (32).

Peter Jehle (Berlin)

Knapp, Gudrun-Axeli, u. Angelika Wetterer (Hg.), *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II*, Westfälisches Dampfboot, Münster 2003 (320 S., br., 24,80 €)

Hg. suchen zunächst Leerstellen »in der gesellschaftstheoretischen Diskussion: Die Abwesenheit von Feministinnen und von ›Geschlecht‹« (7). Gegenüber Band I (*Argument* 255, 298) wird der Blick vorrangig auf herrschaftsförmige »Differenzen unter Frauen« (8) gelegt. Cornelia Klinger kritisiert noch einmal die identitätstheoretische Fokussierung der feministischen Diskussion auf die Binnenkategorie Frauen als »schwere Hypothek für Gegenwart und Zukunft« (15), vielmehr müsse die sozio-strukturelle Ungleichheit wieder auf die politische Tagesordnung gesetzt und gefragt werden, »wie und wodurch Klasse, Rasse und Geschlecht als gesellschaftliche Kategorien konstituiert sind« (25). Die »Scheidemarke zwischen ›spielerischen Differenzen‹ und ›welthistorischen Herrschaftssystemen‹, d.h. zwischen Differenzen und Ungleichheit« liege in ihrer »Bezogenheit auf Arbeit« (26). Die über Klasse, Rasse und Geschlecht hergestellten »Fremdheitseffekte« (26) dienen dem Lohndumping und damit der Ausbeutung. Klingers Verständnis der Genesis der modernen Rechtsform als »logische Notwendigkeit aus dem Niedergang des christlich-metaphysischen Weltbildes« (21) und dem »Geld« (22) ist zweifelhaft. Vielmehr wäre, in Anschluss an Eugen Paschukanis, diese in den (kapitalistischen) Austauschverhältnissen, im konstitutiven Zusammenhang von Rechtsform und Warenform zu suchen. Formtheoretische Defizite machen sich auch in ihrem inkonsistenten Verständnis moderner, sachlich vermittelter Herrschaft geltend. So wird diese fälschlicherweise personalistisch im Sinne der ›Priestertrugstheorie‹ konzipiert, gleichzeitig jedoch festgehalten, dass »the rulers have ceased to rule, but the slaves remain slaves« (38).

Die US-Amerikanerin Joan Acker unternimmt den Versuch einer integrativen Re-Konzeptualisierung des Klassenbegriffs, »in a much modified Marxist understanding of class« (54). Die geschlechtsneutrale Klassenbestimmung aufgrund der strukturellen Position in »relations of production« wird um die Dimension der vergeschlechtlichten und rassifizierten »relations of distribution« (62) erweitert. Über ein solchermaßen ausgedehntes Verständnis des Ökonomischen im Sinne von *doing class*, will Acker die Lebenswirklichkeit der sog. *underclass* in den Blick bekommen, die ihre Subsistenz auch über informelle Distributionswege wie Heirat, Verwandtschafts- und Intimbeziehungen bestreitet. Ihre Kritik an Feministinnen, die Klasse lediglich als »untheorized, economic inequality« (54) verstehen, trifft einen wunden Punkt, ebenso ist es zutreffend, dass Klasse im Gegensatz zu anderen Herrschaftsverhältnissen heutzutage eine selbstverständliche Legitimität zukommt. Allerdings geht Acker über die von schwarzen Feministinnen, z.B. dem Combahee River Collective bereits in den 1980er Jahren formulierten Einsichten über die wechselseitige Artikulation der Herrschaftsachsen – dass alles irgendwie mit allem zusammenhängt – nicht hinaus. Warum gerade das Konzept Klasse einen unmittelbaren Zugang zu den Erfahrungen der Menschen weltweit ermöglichen und davon ausgehend die Grundlage für Bewusstsein und Solidarität bilden soll, wird nicht begründet. Regina Becker-Schmidt schreibt: »Seit der Moderne besteht die Gefahr, die Grundlage sozialen Zusammenhalts – die lebendige Arbeit – verkümmern zu lassen. Mit der Globalisierung wächst eine Tendenz, die dem Kapitalismus immer schon innewohnte: die Tendenz zur Ausbeutung dieser scheinbar unversiegbaren Quelle gesellschaftlichen Reichtums« (112). Oder: Die gegenwärtigen, politischen Probleme der verschiedenen Weltkulturen wurden durch »die Tendenz der europäischen Zentren, sich für den Nabel der zivilisierten Welt [...] zu halten« (111) ausgelöst. Die Stichwortgeber – Scholl-Latour, Wischnewski etc. – eines

derartigen Alltagsverstands bringen solche Vorstellungen prosaischer und direkter zum Ausdruck. So kulturalistisch und begriffslos die Analyse, so weltfremd träumerisch das Alle-in-einem-Boot-Fazit: »Wir können jedoch versuchen [...], dass sich die Geschichte des Kapitalismus nicht in ihren Verheerungen wiederholt, sondern die Verbesserungen von Existenzbedingungen durch wirtschaftliche und technische Neuerungen allen Menschen zugute kommen« (128).

Sabine Hark und Corinna Genschel wollen »Sexualität als Kategorie der Macht in demokratietheoretische Überlegungen einführen« und die »(heteronormative) Strukturierung des Sozialen« (139) infrage stellen. Sie greifen hierfür auf das vermeintlich kritische Konzept von »Citizenship als Set moralischer, politischer, ökonomischer und sozialer Praktiken« (135) zurück. Sie wollen dadurch eine juridische Verengung der Kämpfe vermeiden, denn eine solche verkenne die sexualpolitische Dimension der demokratischen Infrastruktur sowie den »prinzipiell umkämpften Charakter von Citizenship« (141). Der Anspruch wird allerdings nicht eingehalten: Sie stellen zwar die Problematik der mit Verrechtlichungen immer wieder hergestellten Partikularisierungen heraus, entwickeln aber kein adäquates Verständnis der modernen Rechtsform, so dass ihre sexualpolitischen Einsätze demokratie- und rechtsfetischistisch auf den Staat als ultima Ratio fokussiert bleiben. Das moderne Recht wird ausschliesslich als »Resultat politischer Kämpfe« (153) verstanden und ihre (sexual-)politischen Einsätze richten sich lediglich gegen diskriminierende Rechtsinhalte. Verf. behaupten zwar, die queeren Kämpfe seien nicht an den Staat gerichtet, führen aber nur Beispiele an, in denen die queere Bewegung um gesellschaftliche Teilhabe kämpft, indem sie den exklusiven, heterosexuellen Charakter der Institutionen problematisiert oder rechtliche Kämpfe führt. Weil sie als Alternative zu letzteren nur eine queere »Dekonstruktion« (162) als politische Praxis gelten lassen wollen, wird der Gesellschaftskritik – zwischen diesen beiden Polen von vornherein ungünstig situiert – der kritische Stachel gezogen. – Gudrun-Axeli Knapp unternimmt eine »Zustandsbeschreibung der feministischen Diskurskonstellation« (240). Diese zeichnet sich positiv durch ihre theorie-politische Heterogenität sowie konfliktträchtige »heiße« epistemische Kultur« (242) aus. Charakteristisch sei aber vor allem die Verknüpfung von Erkenntnis und Interesse und die »aporetische Grundstruktur ihres epistemischen und politischen Rahmens«, die »in der Unverzichtbarkeit und gleichzeitigen Unmöglichkeit einer fundierenden Bezugnahme auf ein epistemisches und politisches Referenzsubjekt« (242) besteht. Wenn Knapp sich gegen eine positive Bestimmung des feministischen Subjekts wendet, so reformuliert sie die bekannte These Judith Butlers, wonach der Feminismus angesichts androzentrischer Herrschaftsverhältnisse die Frauen zwar brauche, aber aufgrund »unversöhnlicher Divergenzen« (244) innerhalb der Genus-Gruppe Frauen nicht wissen müsse, wer sie sind. Das Totschlagargument gegen feministische Kritik (Essenzialismus) beruht nach Knapp allzu oft auf einem epistemischen Kurzschluss von »Gemeinsamkeiten« mit dem »Identitätsbegriff« (245). Dagegen gelte es, zwischen verschiedenen Formen von Identifizierungen zu unterscheiden. Erfreulich ist ihre Kritik postmodern inspirierter Theorie, die eine »Omnipräsenz und Omnirelevanz aller möglicher Achsen der Differenz voraus[setzt]«, so dass »alles gleich nah zum Mittelpunkt« (255) erscheint. Unbeantwortet bleibt zwar, was den ominösen »Mittelpunkt« ausmachen soll, aber richtig ist jedenfalls, dass »Pluralisierungen« kein »angemessener Ersatz für politische Analysen von Abhängigkeitsverhältnissen und größeren historischen Konfigurationen« (256) sind.

Angelika Wetterer schließt das Kompendium mit kritischen Überlegungen zur rhetorischen Desartikulation von Ungleichheit im zeitgenössischen Differenzwissen ab. Gegenstand ihrer Kritik ist die in konkreten Alltagssituationen oft nicht artikulierbare

Diskrepanz zwischen dem diskursiven Selbstverständnis, dem alltagsweltlichen Differenzwissen und der tatsächlichen, institutionalisierten Praxis der Akteurinnen und Akteure. So glauben viele Frauen, dass ihr Leben nicht geschlechtsspezifischen Benachteiligungen unterliegt, weil das gesellschaftliche Gespräch über Geschlechternormen infolge von Individualisierungs-, Selbstverwirklichungs- und Gleichheitsdiskurs liberaler geworden ist, allerdings sind »die Strukturen der geschlechterdifferenzierenden Arbeitsteilung in Paarbeziehung und Familie [...] über die Milieugrenzen hinweg stabil geblieben« (315). So sind neben einer zu konstatierenden »Zunahme der Geschlechtersegregation im Beruf«, auch die »Reproduktionsformen der Geschlechterungleichheit im Beruf [...] indirekter geworden und damit auch weniger leicht dingfest zu machen« (311). Genauere empirische Arbeiten seien im Hinblick auf die »ethnisierte Umverteilung der Reproduktionsarbeit zwischen Frauen« (314) notwendig. Denn das noch weitgehend unerforschte Ausmaß illegaler und prekärer Beschäftigung von Frauen in bundesdeutschen Haushalten (vgl. C. Gather, B. Geissler, M. Rerrich, *Weltmarkt Privathaushalt*, 2002) stehe im deutlichen Widerspruch zum hegemonialen Selbst(miss)verständnis der Geschlechtergleichheit hierzulande. Philippe Witzmann (Berlin)

Mainzer, Klaus, KI – Künstliche Intelligenz. Grundlagen intelligenter Systeme, Primus, Stuttgart 2003 (297 S., geb., 29,90 €)

Verf. handelt von Fundament, Stand und Aussichten der »technischen Realisation intelligenter Systeme mit Computern« (9), letztere in Abstraktion von der materiellen Implementierung verstanden als Rechenmaschine mit der Fähigkeit zur Ausführung beliebiger Algorithmen (*Turing-Maschine*). Der Schwerpunkt liegt der Intention nach auf den philosophischen Grundlagen, die Kernfrage lautet: »Welche Formen von Intelligenz können und dürfen durch künstliche Systeme wie Computer realisiert werden?« (8) Dabei überrascht der Verzicht auf Explikation und Problematisierung des zugrundeliegenden Intelligenzbegriffs. Anhand von Verwendungsbeispielen wird er veranschaulicht, eine Festlegung jedoch explizit unterlassen: Man besitze »keine abschließende Theorie intelligenter Systeme, sondern nur Beispiele und bestenfalls Teiltheorien von biologischen, neuronalen und kognitiven Systemen« (11). Unberücksichtigt bleibt der Unterschied zwischen bloß naturgesetzlich notwendigen Abläufen und dem planvollen Einsatz dieser Abläufe zur Verfolgung selbstgesetzter Zwecke: Ist das Programm intelligent oder sind es nur diejenigen, die es hervorbringen? Die definitorische Lücke und das einhergehende Problem der Zuschreibung von Intelligenz verwässern die Argumentation.

Die Geschichte der Disziplin wird knapp, aber prägnant behandelt. Zu begrüßen ist, dass Verf. den spekulativen Brückenschlag in die Science Fiction nicht scheut (»KI und vereinigte Theorie des Universums«, 231ff; »KI, Raumfahrt und außerirdisches Leben«, 240ff) und so auf der materialen Ebene Anregungen bietet, etwa zu Systemen verteilter Intelligenz im Zuge von Internet-Entwicklungen. Leider verliert sich das Kapitel »KI und Alltagswelt« (193ff) mit Ausführungen zur telematischen Vernetzung der Gesellschaft, Datenschutz und »intelligenten Arbeits-, Lern- und Lebenswelten« (201ff) zu sehr im *name dropping* neuerer industrieller Entwicklungen. Überlegungen zu den Folgen des KI-Fortschritts auf das Selbstverständnis und Konzepte des Zusammenlebens oder der politischen Organisation erstarren im technischen Fetisch.

Der fachbegriffliche Anspruch ist stellenweise hoch. So leistet Verf. eine hinreichende Einführung der für die Theorie der Algorithmen fundamentalen Begriffe *Berechenbarkeit*, *Entscheidbarkeit*, *Vollständigkeit* und *Effektivität*. Wozu wird aber der Informationsbegriff

formal eingeführt mittels Definition des Informationsgehalts aller Zeichen eines Senders als wahrscheinlichkeitstheoretische *Informationsentropie* nach Shannon (48) und alternativ als Erwartungswert der Wahrscheinlichkeitsverteilung einer Zufallsvariablen (49), wenn dieser formale Begriff dann nirgends benutzt wird? Wichtiger – v.a. für Fragen der politischen Folgen – wäre gewesen, den Forschungsstand der Informationswissenschaft einzubeziehen und insbesondere die Abhängigkeit des Informationsgehalts von Signalen und Datenmengen von zeitlichen und subjektiven Faktoren zu beleuchten.

Insgesamt verfehlt Verf. jede konkrete Leserschaft, mithin jede nützliche Funktion des Buches. Als das im Titel angekündigte Grundlagenwerk, und sei es auch nur als Überblick für interdisziplinäre Fachwissenschaft, bietet es zu geringes Problembewusstsein und zu oberflächliche Darstellung der Ergebnisse. Als Einführung in die Disziplin eignet es sich weder für Studierende der Einzeldisziplinen noch für interdisziplinäre Seminare, weil der begriffliche Fokus und eine ausführliche Erörterung repräsentativer Techniken oder Problemkreise fehlen. Der Intention als populärem Sachbuch schließlich stehen die verstreuten formalwissenschaftlichen Notizen sowie ein Mangel an (auch grafischer) Anschaulichkeit entgegen.

Christian A. Vogl (Regensburg)

Pädagogik

Bernhard, Armin, *Antonio Gramscis Politische Pädagogik. Grundrisse eines praxisphilosophischen Erziehungs- und Bildungsmodells*, Argument, Hamburg 2005 (280 S., br., 17,50 €)

Mayo, Peter, *Politische Bildung bei Antonio Gramsci und Paulo Freire. Perspektiven einer verändernden Praxis*, aus dem Engl. v. U. Hirschfeld, mit einem Vorwort v. H. Sünker und einem ergänzenden Kapitel v. U. Hirschfeld, Argument, Hamburg 2005 (224 S., br., 14,50 €)

Gramsci ist von Seiten der Kritischen Erziehungswissenschaften allenfalls rudimentär als pädagogischer und bildungspolitischer Theoretiker wahrgenommen worden. Das Unbehagen über die unsystematische Aufnahme des italienischen Theoretikers hat Armin Bernhard bewogen, dessen theoretische Überlegungen entlang pädagogischer Fragestellungen aufzugreifen. Diese insistieren gegenüber den Kritischen Erziehungswissenschaften, die »im unverdinglichten Bewusstsein [...] die einzige Form von Praxis in der bürgerlichen Gesellschaft« (10) zu erkennen glauben, auf einem Theorie-Praxis-Nexus, der in der Reflexion des Verhältnisses von Bewusstsein und Erfahrung gründet. Verf. trennt daher Gramscis Werk nicht in eine politische (vor dem Gefängnis) und eine philosophische Phase (im Gefängnis), zeigt dagegen, dass das in den journalistischen und parteipolitischen Arbeiten vor der Gefangenschaft entwickelte Kultur- und Bildungsverständnis Voraussetzung für die in den *Gefängnisheften* entwickelte Auffassung ist, wonach »jedes Verhältnis von ›Hege-monie‹ [...] notwendigerweise ein pädagogisches Verhältnis« (H. 8, §188, 1335) ist.

Im Zentrum stehen zwei Kapitel, die sich dem politisch-pädagogischen Bezugsrahmen der *Gefängnishefte* widmen und zudem den Briefwechsel des Inhaftierten einbeziehen. Ausgehend von der Bestimmung des Menschen als »geschichtlichem Block«, »die den Handlungsspielraum von Erziehung und Bildung in einem weiterreichenderen Rahmen ausleuchtet« (92) als bisherige Marxismuskonzepte, wird die Bildungsfrage als ein ständig präsenter Bezugspunkt ausgemacht. Seine Position entwickelt Gramsci ausgehend von einer umfassenden Pädagogik-Kritik, die auf die Überwindung einer an Rousseau orientierten

idealistischen Theorietradition zielt und mit dem Ansatz der Einheitsschule zugleich ein Schul- und Bildungsmodell entwirft, das auf die Schaffung einer neuen gesellschaftlichen Lebensweise ausgerichtet ist (155). Kenntnisreich setzt Verf. dies mit den reformpädagogischen und neo-idealistischen Strömungen im faschistischen Italien in Beziehung, die dem Leser ein historisch-kritisches Verständnis der Schuldiskussion Gramscis eröffnet. Auch die umfassende Aufnahme der im italienischen Sprachraum vergleichsweise intensiven erziehungswissenschaftlichen Rezeption Gramscis trägt hierzu bei.

Dabei behandelt Gramsci pädagogische Fragen immer in der Perspektive einer Gegenhegemonie, in der die Maxime, »die Regierten von den Regierenden intellektuell unabhängig zu machen, eine Hegemonie zu zerstören und eine andere zu schaffen« (H. 10.II, §41, 1325), als Aufforderung zu deuten ist, Erziehungs- und Bildungsarbeit in eingreifende politische Praxis zu überführen. Ihr Terrain wird in den Instanzen der Zivilgesellschaft, dem Ideologischen, der spontanen Philosophie und dem Alltagsverstand ausgemacht. Diesen Stellungskampf zeigt Verf. als pädagogisch artikuliert; dabei hätte allenfalls die strategische Bestimmung der organischen Intellektuellen als pädagogischen Akteuren in gesellschaftlichen Transformationsprozessen ein stärkeres Gewicht verdient.

Ein abschließendes Kapitel zeigt Perspektiven einer an Gramsci orientierten Erziehungs- und Bildungstheorie auf. Hier rückt der Dialog mit dem Bildungsphilosophen Heinz-Joachim Heydorn in den Mittelpunkt. Exemplarisch werden dabei Parallelen zur Philosophie der Praxis ausgemacht, etwa wenn Heydorns geschichtsphilosophische Vorgehensweise referiert wird (215); zugleich wird aber auch eine ideologietheoretische Spannung zu Tage befördert, deren Bearbeitung noch aussteht: So lässt Heydorns von der Kritischen Theorie inspirierte Deutungswelt, die Bewusstseins- und Bildungsprozesse in der Dichotomie von Entfremdung und Selbstbestimmung fasst, wenig Raum für das Verständnis der widersprüchlichen Prozesse subalternen Bewusstseinsbildung, die von Gramsci mit den Kategorien des »Alltagsverstandes«, der »Folklore« oder der »spontanen Philosophie« analysiert werden. Sie versperrt sich zudem dem gramscianischen Ansatz, Bildung als eine *Kohärenzpraxis* zu verstehen, die bestrebt ist, bestehende Handlungs- und Denkweisen des Alltagsverstandes »zu erneuern und <kritisch> zu machen« (H. 11, §12, 1382).

Die Studie des maltesischen Erziehungswissenschaftlers Peter Mayo zielt auf eine politische Erziehungs- und Bildungsarbeit, die »die politische Natur jeden pädagogischen Handelns erkennt« (33), und führt zu diesem Zweck vergleichend zentrale Aussagen des italienischen Theoretikers und des brasilianischen Pädagogen zusammen. Trotz Unterschieden, die insb. »in der Reichweite der zur Verfügung gestellten Analysen« (106) begründet sind, wird deutlich, dass beide für die politische Bildungsarbeit ergänzende Ansichten bereitstellen. Zu den Übereinstimmungen zählt eine dialektische Bestimmung des Lehr-/Lernverhältnisses (106). So ist für Freire der kritische Lehrer zugleich Lernender: Die Erfahrungen, das Wissen und die kulturellen Kontexte der Schüler sind Ausgangspunkte gemeinsamen Lernens. Indem die Lernenden nicht mehr als passive Empfänger von Wissen fungieren, werden sie zu bewussten Subjekten ihres Handelns (68). Gramsci durchdenkt diesen Prozess hegemonietheoretisch, wenn er die pädagogische Dialektik in der Beziehung zwischen organischen Intellektuellen und sozialer Bewegung verortet und die Gestaltung eines Lehr-/Lernverhältnisses für die Emanzipation der subalternen Klassen betont (46, 54, 90). Selbst- und Weltveränderung greifen damit im pädagogischen Verhältnis ineinander. Diese Einheit drückt sich in dem Wirken der beiden Denker in vielfacher Weise aus. Als führender Aktivist der Turiner Rätebewegung hat Gramsci sich etwa maßgeblich in der Arbeiterbildung engagiert; Lernen wird zu einem tendenziell immer und

überall stattfindenden Prozess: am Arbeitsplatz, in der Partei oder den kulturellen Zentren und Zirkeln der Arbeiterbewegung (25, 51). Freires Alphabetisierungsprogramme, die sich an brasilianische Landarbeiter richten, zielen auf die Hervorbringung eines *politischen* Alphabetismus, der es den Lernenden erlaubt das »Wort und die Welt zu lesen« (79).

Verf. stellt schließlich Überlegungen an, in denen die »Grenzen und Perspektiven radikaler politischer Bildung entlang der Gramsci-Freire-Linie« (154) diskutiert werden. Hierbei verweist er insb. auf die notwendige Integration politischer Bildungsarbeit in soziale und kulturelle Kämpfe, die geeignet sind, eine Allianz aus Bewegungen zu gestalten, die der globalisierten Kapitalmacht einen »explizit ›internationalen geschichtlichen Block« (178) entgegenstellt. Auch wenn die Übersetzung dieser und anderer allgemeiner Bestimmungen in pädagogisches Handeln ausbleibt, stellt die Studie doch produktive Anregungen zur Verfügung. Hierzu trägt auch die umfangreiche Aufnahme von Arbeiten der nordamerikanischen kritischen Pädagogik bei (Michael Apple, Henry Giroux, Peter McLaren, Roger Simon), die seit den frühen achtziger Jahren wesentlich auf Gramsci und Freire zurückgreifen. Sehr gelungen ist das von Uwe Hirschfeld verfasste abschließende Kapitel zum *eingreifenden Denken* Brechts, um das die dt. Ausgabe erweitert wurde. Es wird als pädagogische Praxis vorgestellt, in der das Theaterstück oder das Gedicht nicht mehr primär als zu genießende Kunstobjekte, sondern als bewusstseinprovozierende Werkzeuge interessieren. Es ist zu hoffen, dass auch die um Brecht erweiterte Gramsci-Freire-Linie noch eine umfangreiche Ausarbeitung erfährt. Andreas Merkens (Hamburg)

Borst, Eva, *Anerkennung der Anderen und das Problem des Unterschieds. Perspektiven einer kritischen Theorie der Bildung*, Schneider Hohengehren, Baltmannsweiler 2003 (242 S., kt., 20 €)

Borst zielt auf eine kritische Auseinandersetzung mit den Hauptlinien feministischer Bildungstheorien und ihre anerkennungstheoretische Weiterentwicklung mit Bezug auf Jessica Benjamin und Axel Honneth, aber auch Heinz-Joachim Heydorn. – Sie setzt sich zunächst mit Hedwig Ortmanns Bildungsansatz auseinander, in dessen Zentrum ›Weiblichkeit‹ als ontologische Naturkategorie steht. Ortmann arbeitet mit einem Begriff von Bildung, in dem die entelechischen, biologischen und spirituellen Prozesse die Dominanz über humane Rationalität und Vernunft gewinnen. In der von Ortmann angestrebten »integralen Bildung« wird ein Bewusstsein unterstellt, »das auf der biologischen Tatsache einer identitätsstiftenden ›Weiblichkeit‹ aufruht, die, spirituell transzendiert, sich über sich selbst erhebt und in ein qualitativ höheres Bewusstsein mündet, in welchem alle Gegensätze aufgehoben seien« (33). Dadurch wird nicht nur die vorfindbare Realität mitsamt ihren sozialen Widersprüchen idealistisch außer Kraft gesetzt, auch das zentrale Bildungsmoment einer Anerkennung des ›Fremden‹ wird hermetisch eingeschränkt.

Wiltrud Gieseke's bildungstheoretische Ausformulierung des *Affidamento*-Konzeptes, entwickelt in italienischen feministischen Philosophieansätzen (*Diotima* und *Libreria delle donne*), ist der zweite wichtige Entwurf, der auf seine Grundlagen hin untersucht wird. In ihrer Kritik des *affidamento* stellt die Verf. das Festhalten an der Zweigeschlechtlichkeit als Strukturierungsmoment der symbolischen Ordnung, den irrational angelegten Autoritätsbegriff, die Biologisierung ›weiblicher‹ Verhaltensweisen und Eigenschaften sowie einen anti-intellektualistischen Affekt heraus. Ausgehend von dieser Kritik wird der bildungstheoretische Ansatz Gieseke's, deren Kategorien der ›Ent-Erziehung‹ und der ›eingreifenden Bildung‹, analysiert. Deutlich wird ein Modell, in dem Bildung als Vorgang der Konstitution eines weiblichen Selbstbewusstseins ermöglicht werden soll, in der das doppelte Potenzial

von Frauen (Gebärfähigkeit und Denkfähigkeit) eine grundlegende Bedeutung einnimmt. Auch hier wird das Problem der Anerkennung im Kontext der Bildungspraxis reduziert auf eine Affirmation vorgesellschaftlicher Weiblichkeit, in der autoritative Momente eine nicht unwesentliche Rolle spielen. Anerkennung gerät einseitig zu einem Vorgang der Bindung an das weibliche Geschlecht, dem Prozesse der Ent-Erziehung vorausgehen und dem solche der Identifikation zugesetzt werden sollen. Die eingreifende Bildung artikuliert sich demzufolge nicht etwa im Sinne einer machtkritischen Auseinandersetzung mit der gesellschaftlich hervorgebrachten symbolischen Ordnungsstruktur der Zweigeschlechtlichkeit, sondern in der Gegenkonstruktion weiblicher Symbolwelten durch Bindung des Bildungsprozesses an die sog. weibliche Eigenart.

In dieser antithetischen Verdopplung einer patriarchalisch-paternalistischen Bildungstheorie durch feministische Ansätze kann die Bildung von Frauen nur in den Grenzen reflektiert werden, die ihnen vom binär kodierten System der Zweigeschlechtlichkeit vorgegeben sind. In diesem Umstand begründet die Verf. ihren Versuch, sozialphilosophische, soziologische und psychoanalytische Theorien und Konzepte der Anerkennung in den Horizont bildungstheoretischen Denkens einzuführen. Mithilfe der Zugangsweisen Honneths und Benjamins gelingt es, Makro- und Mikroebene der Dimension von Anerkennung miteinander zu verknüpfen und damit der von der untrennbaren Verbindung struktureller Gegebenheiten und lebensgeschichtlicher Prozesse hergestellten Komplexität gerecht zu werden.

Dabei rückt der Anerkennungstyp der Solidarität ins Zentrum, bildet »die Schnittstelle für bildungstheoretisches Denken«: Insofern darin Prozesse der individuellen Selbstverwirklichung mit Vorgängen der sozialen Wertschätzung sich in einem permanent prekären Balanceakt befinden und im Begriff der Solidarität »die Anerkennung des Anderen im Anders- und Unverstanden-Sein unter Berücksichtigung seiner Entwicklungsmöglichkeiten« als grundlegender »Bedeutungsgehalt von Anerkennung« zum Ausdruck kommt (129f), wird er für eine kritische Bildungstheorie interessant. Über die Abarbeitung an den Studien Benjamins zur Anerkennung wird Honneths Modell erziehungstheoretisch erweitert. In ihrem psychoanalytischen Theorieansatz steht die ontogenetische Dimension von Anerkennungsprozessen im Zentrum. So geraten die Bedingungen einer »gestörten Reziprozität intersubjektiver Anerkennung« (137) in den analytischen Blick auf die gesellschaftlich bestimmte Ontogenese, sodass Formen misslingender Anerkennungsprozesse ermittelbar werden. Gegenüber einer ausschließlich internalisierungstheoretisch argumentierenden Tiefenpsychologie werden im Modell Benjamins Sozialisations- und Individuationsprozesse in ihrer Wechselwirkung transparent.

Die Frage, wie Frauen sich innerhalb der symbolischen Ordnung und zugleich gegen sie als Subjekte konstituieren können und welche Bedeutung Anerkennungsprozessen in diesem Kontext als Voraussetzungen und Resultaten von Bildung zukommt, wird im Anschluss als Problemstellung einer kritischen Theorie der Bildung ausgewiesen. Ausgehend von Hegels Begriffen der Entfremdung und der Anerkennung sowie der heydornschen Beschäftigung mit dessen Bildungstheorie, wird die Relevanz von Anerkennungsprozessen im Kontext von Bildungsvorgängen bestimmt. Deutlich wird, dass bildungstheoretische Zugänge allein die pädagogisch relevante Komplexität von Anerkennung nicht hinreichend reflektieren können, es vielmehr einer Verklammerung von Bildungs- und Erziehungstheorie bedarf. Im Zentrum steht die Entwicklung eines auf Widerstandsfähigkeit von Frauen hin angelegten Begriffs der Bildung. Es geht um die Möglichkeit der Übersetzung einer wahrgenommenen Missachtung von Anerkennung in

ein Bewusstsein vermittelt Bildungsprozessen. Eine anerkennungstheoretisch fundierte Pädagogik ist unvereinbar mit einer unkritischen Haltung gegenüber den Anderen oder gar mit einer naiven Identifikation mit deren Leid; vielmehr gehe es um die Schaffung einer Distanz zur Unmittelbarkeit, die, umgesetzt über eine entsprechende Bildung, zum Begreifen dieser immer auch gesellschaftlich vermittelten Unmittelbarkeit führen könne. Im nächsten Schritt wird die Frage nach einer Integration der für den Aufbau von intellektueller Widerstandsfähigkeit zentralen geschichtlichen Dimension gestellt. In der »Dialektik von Erziehung und Bildung« (217) kommt den frühen intersubjektiven Anerkennungsprozessen eine grundlegende Bedeutung insofern zu, als die Entwicklung von Selbstvertrauen die notwendige Bedingung für eine selbstbestimmte Mitgestaltung der späteren Lebensbedingungen sein wird.

Armin Bernhard (Essen)

Schäfer, Alfred, Theodor W. Adorno. Ein pädagogisches Porträt, Beltz, Weinheim 2004 (149 S., kt., 14,90 €)

»Die Forderung, dass Auschwitz nicht noch einmal sei, ist die allererste an Erziehung.« Mit diesem Satz hat Adorno in der Geschichte der Pädagogik während der vergangenen 35 Jahre eine ebenso breite wie diffuse Wirkung entfaltet. Beides ist bemerkenswert, und so ist es zu begrüßen, dass Alfred Schäfer ein »pädagogisches Porträt« Adornos in systematischer Absicht zu zeichnen versucht hat. – Ein solcher Versuch käme freilich nicht um das Eingeständnis herum, dass Adorno sich zu pädagogischen Fragen nur beiläufig geäußert hat. Die beiden Texte, die Verf. zugrunde legt, lassen sich nur mittelbar auf Pädagogik beziehen: die *Theorie der Halbbildung* (35-55) wird von den Herausgebern der *Gesammelten Schriften* mit Recht unter die soziologischen Schriften gerechnet, obwohl in ihr bildungstheoretische Probleme anklingen; die zusammen mit Horkheimer verfasste *Dialektik der Aufklärung* (56-84) entbehrt nur deshalb nicht jeglichen Bezugs zur Pädagogik, weil diese selbst ein Produkt der Aufklärung ist (9ff).

In einem knappen, am Leitfaden von Adornos eigenen Interpretationen orientierten Abriss der philosophischen Entwicklung der Aufklärung bis ins späte 19. Jh. (17-26) führt Verf. zielstrebig zu Adornos negativer Dialektik als der äußersten Konsequenz dieser Geschichte. Sie hat ihre innere Folgerichtigkeit darin, dass in der Entzweiung von Subjekt und Objekt einerseits das Feld der Objektivität den Umfang dessen bezeichnet, was man wissen kann, und andererseits im leibhaften Subjekt ein irrationaler Rest übrig bleibt, der aufgrund seiner Irrationalität der Reflexion unzugänglich ist. Für dieses Residuum, das Aufklärung nicht durchleuchten kann, weil sie es erst erschafft, ist sie blind und bleibt in dieser Verblendung selbst irrational. In einem kategorischen Imperativ, »alles dafür zu tun, dass Auschwitz sich nicht wiederhole« (27), kombiniert Adorno die Beziehung zwischen Subjekt und Objekt moralphilosophisch neu, indem zur kantischen Konstruktion, die nur metaphysisch zu legitimieren wäre, mit dem Abscheu vor den NS-Verbrechen ein leibhaftes Moment hinzutritt, welches den Imperativ nicht rational begründet, aber affektiv zwingend macht. Es ist offensichtlich, dass es dieser tief empfundene Abscheu angesichts der Untaten der Vätergeneration war, welcher der Kritischen Theorie Adornos bei der jungen Linken eine umfassend motivierende Kraft verlieh.

Dass freilich aus dieser Motivationslage bestimmte erziehungswissenschaftlich fassbare pädagogische Konsequenzen entstünden, hofft man vergebens. Adornos Beiträge zur Pädagogik blieben aphoristisch. Das hat auch etwas damit zu tun, dass er sich hartnäckig jeder positiven Konsequenz seiner Theorie verweigerte, weil sie eine praktische Vermittlung voraussetzt, die ihrerseits eine ›Versöhnung‹ impliziert, die dem moralphilosophischen

Impuls der negativen Dialektik, dem affektiven Abscheu vor den unsäglichen Verbrechen, die Grundlage entzieht. So ist es einerseits nicht verwunderlich, dass Adorno selbst wenig Interesse an pädagogischen Themen entwickelte, andererseits kann man auch von einer eingehenden Diskussion der Kritischen Theorie Adornos in der Pädagogik kaum sprechen, wie Verf. richtig feststellt (7ff, 129-38): die Wirkungsgeschichte bleibt diffus.

Trotzdem will Schäfer systematische Folgerungen für die Pädagogik aus dem erkenntnistheoretischen Ansatz der negativen Dialektik gewinnen (85-99), um daran unter Rückgriff auf die Ästhetik bildungstheoretische Erwägungen anzuschließen (99-128). Dabei lässt er sich von dem Gedanken leiten, Erkenntnis gegen den Herrschaftsgestus des identifizierenden Begriffs auf eine Haltung zu verpflichten, die auf jede instrumentelle Bemächtigung verzichtet, sodass das Objekt einem leibhaften Subjekt in seiner ›Eigenständigkeit‹ erscheinen kann (98). Das aber ist eine recht fragwürdige Ausweitung des kategorischen Imperativs auf den Bereich der Dinge. Leider hat Verf. nicht bedacht, dass seine Folgerungen in Bezug auf Adorno genau so arbiträr bleiben wie jede andere systematische Konsequenz auch. Es ist auch zu bedauern, dass er den Stachel in der Kritischen Theorie Adornos, die zugespitzte Formulierung des Macht- und Legitimationsproblems (8f), schließlich auf ein erkenntnispraktisches Problem und seine didaktische Lösung zurückführt. Es handelt sich aber um eine politische Entscheidungsfrage. Natürlich hat Schäfer sich auch entschieden: für eine Interpretation, welche die unbequeme Machtproblematik sorgfältig ausklammert.

Wenn man sich über die unvermeidlichen Mängel eines solchen Versuchs klar ist, kann man diesem »pädagogischen Porträt« Theodor W. Adornos große Verbreitung wünschen: Denn es ist längst an der Zeit, sich mit der auffällig breiten, aber doch bloß diffusen Wirkung Adornos in der Pädagogik ernsthaft auseinanderzusetzen. Schäfers Studie hat den Vorteil, mit einer präzisen und ungekünstelten Sprache in diese Auseinandersetzung einzuführen.

Matthias Fallenstein (Bielefeld)

Soziologie

Bourdieu, Pierre, *Schwierige Interdisziplinarität. Zum Verhältnis von Soziologie und Geschichtswissenschaft*, hg. v. Elke Ohnacker u. Franz Schultheis, Westfälisches Dampfboot, Münster 2004 (199 S., br., 24,80 €)

Ab Mitte der 1990er Jahre im Zusammenhang der Debatten um das »Elend der Welt« zeigte Bourdieu Interesse an der Logik des Übergangs vom dynastischen zum bürokratischen Staat und suchte deshalb die Kooperation mit Historikern. Das Buch präsentiert nun erstmals »systematisch geordnet« (7) Interviews, Reden, Diskussionen, Vorlesungen und Seminarzusammenfassungen des Verf. zum Thema Interdisziplinarität. Die doppelte Problematik nationaler und disziplinärer Beschränkungen der wissenschaftlichen Tätigkeit sowie ihre epistemologischen und fachlichen Folgen verbindet die Beiträge.

Interdisziplinarität und Internationalität stellen für Verf. organisatorische Mittel dar, sich den je eigenen disziplinären und nationalen Traditionen zu »entfremden« (156). Die Irritation, die die Konfrontation mit anderen Disziplinen hervorrufe, solle den Wissenschaftler dazu anregen, seine Beziehung zum Gegenstand durch die Bestimmung der sozialen Bedingungen seiner Tätigkeit zu objektivieren. Das entsprechende Verfahren einer »teilnehmenden Objektivierung« (124) besteht in der empirischen, weitestgehend statistischen Vermessung des disziplinären Feldes und ist dem Gegenstand und der Form

nach eine Sache der Soziologie. Die Wissenssoziologie übernimmt so die allgemeine Aufgabe, die früher die philosophische Erkenntnistheorie erfüllte. Implizit erhebt Verf. hier den Anspruch auf eine Vormachtstellung der Soziologie gegenüber anderen Wissenschaften. Im Gespräch mit Bourdieu bemerkt der Historiker Philippe Minard treffend: »Das Problem ist aber, dass der Soziologe immer die versteckten Gründe kennt, warum seine Gesprächspartner das sagen, was sie sagen, ohne zu wissen, warum sie es sagen. Das widerstrebt mir, weil es dem Soziologen eine externe und ständig überlegene Stellung in der Diskussion verleiht« (143). Gerade ihre herausgehobene Position macht es der Soziologie aber unmöglich, tatsächlich die Stelle der Erkenntnistheorie einzunehmen. Denn einer soziologischen Untersuchung der Geschichtswissenschaft würde der Charakter der Selbstreflexion mangeln, der konstitutiv ist für die notwendige »Entfremdung« vom disziplinären Unbewussten. Unter der Bedingung disziplinärer Aufspaltung muss dies jede Wissenschaft für sich und nur mit ihren eigenen Mitteln erledigen. Es scheint darum folgerichtig, wenn Verf., der von sich behauptet eine Soziologie der Soziologie vorgelegt zu haben, die Historisierung der Geschichtswissenschaft fordert. Problematisch an dieser Analogie ist jedoch, dass die teilnehmende Objektivierung, welche die Erfassung des disziplinären Feldes als eines sozialen Bereiches verlangt, nur dem Soziologen gelingen kann. Als disziplinäre Selbstreflexion müsste sie aber der Historiker durchführen können. Dass die Forderung nach der Historisierung der Geschichtswissenschaft dennoch plausibel wirkt, liegt am besonderen Verhältnis der beiden Wissenschaften zueinander. Einerseits ist der Gegenstand der Soziologie wesentlich historischer Natur, so dass sie ihn ohne Geschichte gar nicht adäquat zu erkennen vermag. Andererseits kann die Geschichte im strengen Sinne nicht als eigenständige Disziplin gelten, denn die Soziologie gibt ihr den Begriff der Gesellschaft vor, deren Veränderung sie studieren will. Dann ist aber auch nicht von ihr, sondern von der Soziologie die Historisierung des erkennenden Subjekts und seiner Erkenntnisinstrumente zu fordern.

Christian Oswald (Konstanz)

Helfferich, Cornelia, *Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews*, VS, Wiesbaden 2004 (188 S., br., 14,90 €)

Normalerweise vernachlässigen Methodenhandbücher den *Zusammenhang* von Theorie und Methode, so dass zwar Handwerkszeug vermittelt wird, aber kaum ein Bewusstsein darüber, dass sein Gebrauch einen Bauplan voraussetzt. Das vorliegende Lehrbuch wählt einen anderen Weg: Verf. stellt von Anfang an klar, dass »eine besondere theoretische Grundposition, eine bestimmte Fassung des Forschungsgegenstandes, die gewählte Interviewform und die speziellen Auswertungsstrategien in einem engen Verweissungszusammenhang stehen« (11). Die Grundthese lautet, dass qualitative Interviews Kommunikationssituationen sind und die »Qualität der Daten (der Erzählungen, Texte, Äußerungen etc.) und letztlich auch die Auswertungsmöglichkeiten [...] von der Qualität der Erhebungssituation« abhängen (7). Ziel des Buches ist es, theoretisches Wissen über Verstehen zu vermitteln, die Sensibilität für Interviewprozesse zu stärken, die Reflexionsfähigkeit auszubilden und die Grundhaltung der Offenheit gegenüber den Interviewten zu fördern (15). Letztlich geht es darum zu klären, wie und bis zu welchem Grad die Erhebungssituation insbesondere durch das eigene Verhalten als Interviewer oder Interviewerin bewusst gestaltet werden kann. Eingelöst wird dieser Anspruch vor allem durch zahlreiche praktische Übungen, die in der Gruppe oder auch einzeln durchgearbeitet werden können. Die Schulungsbeispiele sind im Kontext verschiedener empirischer Forschungsprojekte erarbeitet worden, in denen die Autorin gemeinsam mit Kolleginnen des sozialwissenschaft-

lichen FrauenForschungsInstituts Freiburg mit qualitativen Einzelinterviews gearbeitet und vielfach Interviewschulungen konzipiert und durchgeführt hat. Beispiele aus diesen Forschungsprojekten veranschaulichen die theoretischen Ausführungen. Zunächst stehen die Frage der meist unausgesprochen und unbewusst vorhandenen »Erwartungen an die Erzählperson« und verschiedene »Erzählstrategien«, mit denen man konfrontiert werden kann, im Vordergrund (43ff). Dann geht es um das »aktive Zuhören«, vor allem darum, welche »Frageformen und Fragestile« es gibt und wie diese den Verlauf eines Gesprächs bestimmen können (71ff). Schließlich werden die »Dynamik« und der »Verlauf« der Interaktion thematisiert, d.h. es geht um die Frage, wie Interviewer und Erzählperson aufeinander reagieren und dabei Fremdheit, Nähe und Vertrauen verhandeln (105ff).

In Form einer systematischen und praxisorientierten Anleitung zur »Interviewplanung und Intervieworganisation« (147) werden die wichtigsten Schritte von der »Entscheidung für einen (präzisen) Forschungsgegenstand« über die Konstruktion des Leitfadens bis zu »Entscheidungen bezogen auf die Forschungsdokumentation« (148ff) abgehandelt. Im Anhang finden sich neben einem Vorschlag für den Ablauf einer 3-tägigen Interviewschulung u.a. ein »kommentiertes Beispiel für einen Interviewprotokollbogen« sowie ein nützliches »Beispiel für ein Informationsblatt zum Verbleib bei den Erzählpersonen«, das diese über das jeweilige Forschungsprojekt, den Umgang mit den Daten (Datenschutz) u.ä. in Kenntnis setzt. In einer meiner Lehrveranstaltungen hat sich das Buch bereits als sehr hilfreiche Basislektüre zur Analyse von Interviews erwiesen.

Sünne Andresen (Berlin)

Beck-Gernsheim, Elisabeth, *Wir und die Anderen. Vom Blick der Deutschen auf Migranten und Minderheiten*, Suhrkamp, Frankfurt/M 2004 (235 S., br., 14,80 €)

Die Studie thematisiert die in öffentlichen Debatten gefällten Urteile der Mehrheitsgesellschaft über Minderheiten und Migranten. »Das Bild der Migranten [...] in der öffentlichen Wahrnehmung [...] ist von einem deutlichen Kontrast zu den Deutschen bestimmt.« (19) Dabei drängt sich die Frage nach dem sozialwissenschaftlichen Umgang mit dem in der Öffentlichkeit wirksamen »Wissen« über Migranten und Minderheiten auf. Verf. kommt zu dem Ergebnis, dass der Großteil der Sozialwissenschaftler dieser »Folklore des Halbwissens« (13) wenig entgegensetzen und diese sogar reproduzieren, weil sie nicht vermögen, »die Befangenheit des mononationalen Blicks« abzustreifen und Einsicht in die »Verwobenheit transnationaler Bindungen und Lebensbezüge« (72) zu gewinnen. Den Ausweg aus dem »monokulturellen Blickwinkel« (17) und »methodischen Nationalismus« (201) sieht sie in den Begriffen der angelsächsischen Migrations- und Ethnizitätsliteratur. Begriffe wie »travel«, »border«, »creolization«, »hybridity« oder »diaspora« heben die transnationale Handlungsfähigkeit von Migranten hervor (20), weil sie das Augenmerk nicht nur auf Differenzen selbst, sondern auch auf ihre Konstruktion und Bearbeitung richten. Weiterhin plädiert sie für die Auflösung der Starrheit zentraler Begriffe wie Kultur, Tradition, Religion, Familie etc. und dadurch für eine stärkere Berücksichtigung von Wandel und transnationalen Prozessen. Für besonders geeignet hält sie dabei Sozialwissenschaftler mit Migrationshintergrund, deren Koordinatensysteme sich transnationalisiert haben, weil entweder sie selbst oder ihre Eltern eingewandert sind und sie einer binationalen Familie entstammen oder angehören (117). Es ist zwar nicht völlig ausgeschlossen, aber unwahrscheinlich, dass »zwei monokulturelle Blicke sich ungebrochen in einer Person, einem Bewusstsein verbinden« (201).

Argumente, die zur Begründung der »Fremdheit« der Migranten vorgebracht werden, verweisen überwiegend auf die Rückkehrabsicht und die starke Gemeinschafts-, Familien-, Religions- und Traditionsverbundenheit von Migranten. Verf. unterstreicht, dass die Rückkehrabsicht als Abgrenzung von der etablierten Mehrheitsgesellschaft zu verstehen ist. »Es ist der ewige Traum einer Rückkehr, aber nicht die tatsächliche Rückkehr, die die kulturelle Identität in der modernen Diaspora prägt«, zitiert sie zustimmend Ayhan Kaya (23). Bezüglich der »stärkeren« Familienbindung stellt sie fest, dass diese keineswegs ein Relikt aus der Heimat, sondern »wesentlich ein Produkt der Migrationssituation, eine Reaktion auf das Leben in einem fremden und nicht selten feindlichen Land« ist (39). In öffentlichen Debatten wird häufig eine einseitig negative Bilanz der Integration von Migranten im Allgemeinen und der türkischen Minderheit im Besonderen gezogen. Hier zeigen sich allerdings Defizite der amtlichen Statistik. Verf. weist darauf hin, dass »gerade die gut integrierten Ausländer tendenziell gar nicht in ihr Gesichtsfeld geraten.« (112) Die Gruppe der Rückwanderer und der Eingebürgerten wird z.B. gar nicht berücksichtigt. Daher plädiert Verf. für eine »Feindifferenzierung« bei der Erstellung der amtlichen Statistik (117) sowie für einen »Doppelvergleich« (119) bei Analyse und Interpretation derselben. Will man z.B. Fehler bei der Beurteilung von »Intelligenz und Durchsetzungsvermögen der Jugendlichen mit Migrationshintergrund« vermeiden, so muss man »auch einen Vergleich mit der Elterngeneration und deren Bildungsniveau« anstellen (ebd.). Dies würde zeigen, dass die Nachkommen der Migranten »oft höhere Bildungsabschlüsse als die Eltern erreichen – und also im Generationsablauf erhebliche Bildungsfortschritte aufweisen« (ebd.). – Eine kritische Studie, die mit vielen Gewissheiten der deutschen Migrationsdebatte aufräumt, auf Defizite und Fallstricke aufmerksam macht und Lösungsvorschläge anbietet.

Yasar Aydin (Hamburg)

Wagner, Thomas, *Irokesen und Demokratie. Ein Beitrag zur Soziologie interkultureller Kommunikation*, Lit, Münster 2004 (400 S., geb., 24,80 €)

Wagner kritisiert die häufig auf Indianer angewendete Figur des »edlen Wilden« als Ausdruck der vielen »eurozentrischen Projektionen eines exotischen Anderen« (21). Trotzdem beruhen solche Bilder auch auf »Verdichtungen von Erfahrungen mit den konkreten Anderen« (ebd.). Eine »Ideologiekritik«, die die Bilder des Anderen allein dem »eurozentrischen Wunschdenken« zuschreibe, laufe daher selbst Gefahr, den »Blick auf die sozialen Tatsachen« zu verstellen und »zur Verdoppelung einer schlechten Wirklichkeit« beizutragen (22). Der Ansatz des Verf. beansprucht also gleichermaßen Nähe und Distanz zum Anderen.

Die Verwendung indianischer Beispiele in der politischen Debatte oder die Entlehnung indianischer Utensilien, Kleidungsstücke und Rituale gehörten »zum Symbolrepertoire der amerikanischen Revolution und der frühen Republik« (36). Indianerbilder dienten der Abgrenzung vom britischen Mutterland und halfen »bei der Konstituierung eines eigenständigen amerikanischen Bewusstseins [...], bevor ein *Amerikanismus* als nationale Ideologie sich herausbilden konnte« (149). Die Beziehung der Amerikaner zu den Irokesen war dabei stets ambivalent. Einerseits lieferte ihre politische Organisation das Material für eine »amerikanische Antike mit republikanischen Vorzeichen« (229), wobei wiederum die indianische Wirtschaftsweise wegen ihrer kollektiven Eigentumsordnung »realpolitisch als notwendig zum Untergang« (ebd.) verurteilter Anachronismus angesehen wurde. Andererseits kam es immer wieder zu Konflikten zwischen den zur Expansion drängenden Siedlern und den Irokesen. Stellte der Irokesenbund noch bis zum us-amerikanischen Unabhängigkeitskrieg eine relevante politische Kraft dar,

ermöglichte sein Niedergang die Repression gegen die Irokesen, die im 19. Jh. immer deutlicher hervortritt. – Seit den 1980er Jahren wird in den USA über die »Einflussstese« diskutiert, nach der die politische Organisation des Irokesenbundes Einfluss auf die us-amerikanische Verfassung, insbesondere auf ihre föderale Orientierung, ausgeübt habe. Gegen die unidirektionale Lesart der Einflussstese begreift Verf. die ›indianischen‹ Symbole als »*Resultate eines langdauernden kulturellen Austauschprozesses*« (107), die sich erst im diplomatischen Verkehr zwischen Irokesen und Kolonisten herausgebildet haben. Beide Seiten brachten »symbolisches Material« in den »Pool gemeinsamer Symbolbedeutungen« ein (314). Vor allem die »Bundeskette« als gemeinsame »Institution des Irokesenbundes, der ihm assoziierten indianischen Nationen und der englischen Kolonien« (83) lieferte über ein Jahrhundert das Anschauungsmaterial »für die Möglichkeit einer [...] Vereinigung in Form einer demokratischen Konföderation« (82). In den gegenwärtigen politischen Auseinandersetzungen der Irokesen lasse sich mit der »Einflussstese« darauf verweisen, »dass der Irokesenbund bereits vor der Entfaltung der Kolonialregime eine ernstzunehmende politische Einheit darstellte, was vor allem für die Anerkennung von Landrechtsansprüchen und die Behauptung des Rechts auf Selbstregierung von Bedeutung war« (294). Außerdem könne »die Erzählung einer Vorbildlichkeit des irokesischen Demokratiemodells dazu herhalten, das indianische ›Original‹ gegenüber einer (schlechten) amerikanischen ›Kopie‹ aufzuwerten« (295). Gegner der Einflussstese gehen soweit, die von religiösen Fundamentalisten propagierte Gleichbehandlung des biblischen Schöpfungsberichts mit der Evolutionstheorie gegenüber der (möglichen) Einführung der Einflussstese in die Lehrpläne als kleineres Übel zu bewerten. In dieser Auseinandersetzung gehe es um nichts weniger als den »Kampf um die Deutungshoheit über die *indianisch-amerikanische* Geschichte« (303). – Die politische Organisation des Irokesenbundes wird als ein »vielstufiges politisches Gebilde« skizziert, »in dem politische Führung immer an die Zustimmung der Geführten gebunden blieb und höhere Instanzen gegenüber untergeordneten über keinerlei Weisungsbefugnis verfügten« (311). Dies gelte für die unmittelbaren Verwandtschaftsbeziehungen ebenso wie für die ›weiteren‹ Vergesellschaftungsformen des Stammes. Befehl und Gehorsam spielten weder im politischen, noch im häuslichen Bereich eine Rolle. Auch die Geschlechterverhältnisse gründeten sich auf eine egalitäre Machtbalance, was der amerikanischen Frauenbewegung greifbare Argumente zur Kritik am amerikanischen Wahlrecht an die Hand gab. Schließlich seien in den irokesischen Gesellschaften Vorkehrungen sowohl gegen »die Veralltäglichsung von Charisma« (55) als auch »die Festigung ökonomischer und politischer Ungleichheiten« (73) getroffen worden. Verf. prägt für diese politische Ordnung den Begriff der »*egalitären Konsensdemokratie*« (26), der die zentralen Prinzipien der Versammlungen, nämlich Einstimmigkeit und Gleichheit, benennt. Er weist aber auch auf die immanenten Abspaltungstendenzen hin. So trennten sich Bundesgenossen einfach, wenn es ihnen nicht möglich war, zu einer Übereinkunft zu kommen. Dies sei »jedoch kein Konstruktionsfehler der Konföderation«, sondern »für die Verhinderung von herrschaftsaffiner Überintegration konstitutiv« (59). Da in herrschaftslosen Gesellschaften der innere Frieden nicht durch Repression herzustellen sei, müssten andere Wege gefunden werden. Der Gründungsmythos des Bundes zeige, wie die Gefahr eines »verselbständigten Fehdeautomatismus« ohne die Einrichtung eines Gewaltmonopols »gezähmt« werden kann (349), indem sich die Mitglieder in ritualisierter Form ihren Willen zum Frieden und ihre Zugehörigkeit zum Bund versichern. Hier böte sich die Gelegenheit, »die ›verschmutzten Kommunikationskanäle‹ des Politischen wieder zu

reinigen« und »Hass und Missgunst der politischen Parteien zu besänftigen« (353). – Das Buch belegt die Notwendigkeit, das eurozentrische Denken, dem Demokratie als ur-europäische Erfindung gilt, aufzubrechen. Das »Unwissen über nichteuropäische ›Ursprünge‹ der Demokratie [ist] als Ergebnis und Funktion politischer Machtkämpfe« zu verstehen (336).
Philippe Kellermann (Berlin)

Soziale Bewegungen und Politik

Wang, Hui, *China's New Order. Society, Politics, and Economy in Transition*, hgg. v. Theodore Huters, Harvard University Press, Cambridge-London 2003 (238 S., Halbn., ca. 20 €)

Seit Ende der Kulturrevolution und den »sozialistischen Reformen« der 1980er gab es in China zahlreiche Debatten zwischen Intellektuellen, die im Westen zu Unrecht kaum beachtet wurden. Verf., Jahrgang 1953 und Historiker an der Pekinger Qinghua Universität, gilt als einer der einflussreichsten Intellektuellen Chinas. Er ist Herausgeber der *Dushu*, einer wichtigen Zeitschrift der »Neuen Linken« (25), in der diese Diskussionen geführt wurden, und emigrierte nach Teilnahme an der 1989er Bewegung in die Provinz. Die dabei erfahrenen krassen sozialen Unterschiede zwischen Stadt und Land prägten seine politische Haltung sowie seine weiteren Forschungen über die Transformationsprozesse und die Geschichte zeitgenössischen chinesischen Denkens (8).

Im ersten von zwei Aufsätzen behandelt Verf. die historischen und politökonomischen Hintergründe der Bewegung, die in der blutigen Unterdrückung auf dem Tiananmen-Platz am 4. Juni 1989 ihr Ende fand, die unterschiedlichen Gruppen von Beteiligten und deren Motivationen, insbesondere die Rolle der Intellektuellen. Deren Irrglauben, die Einführung der Marktwirtschaft bedinge Demokratisierung und politische Liberalisierung, habe das Scheitern mitverursacht. Andere Kräfte hätten kein Interesse an konsequenter Veränderung des politischen Systems gehabt oder – ähnlich wie Teile der Bürgerrechtsbewegung in der DDR – das sozialistische System immanent verändern wollen. Doch die Reformen verschärfen die soziale Ungleichheit, und der offensichtliche Widerspruch zwischen Staatsideologie und Liberalisierungspolitik brachte den Staat in eine Legitimationskrise (57).

Die intellektuellen Debatten nach 1989 teilt er in drei Phasen ein, die sich mit der Kritik am »Radikalismus« der Bewegung, mit der Privatisierung und deren Folgen und mit der Etablierung eines chinesischen Neoliberalismus auseinandersetzen. – Dann geht es um die gegenwärtige Entwicklung Chinas, seine Einbindung in den globalisierten Weltmarkt, den Beitritt in die WHO und die damit verbundenen Konflikte, sowie um die Funktion des Nationalstaates. Der Neoliberalismus konnte sich nur unter staatlicher Leitung und mittels Gewalt durchsetzen; die neuen Unternehmen und der »ultrakonservative ideologische Staatsapparat« stehen in einem »komplexen Verhältnis gegenseitiger Abhängigkeit« (60f). Viele als erfolgreich gepriesene Manager waren oder sind Staatsbürokraten, die KP habe beschlossen, auch Kapitalisten aufzunehmen, weil ihre Funktionäre an dem Privatisierungs- und Liberalisierungsprozess mitprofitierten – »those who control domestic capital are in fact the same as those who control political power« (118). Im chinesischen Neoliberalismus verbinden sich Marktradikalismus, »Neo-Konservatismus« und »Neo-Autoritarismus«. »It sought to radicalize the devolution of economic and political power in a stable manner, to employ authority to guarantee the process of marketization in turbulent times, and to seek the complete withdrawal of the state in the midst of the tide of globalization« (81).

Der andere Aufsatz diskutiert die politisch-theoretischen Orientierungen chinesischer Intellektueller, ihre Bezüge auf westliche Theorien (Liberalismus, Marxismus, Aufklärung, Kritische Theorie, Postmoderne) sowie die Abgrenzungs- und Neuorientierungsversuche (*»New Enlightenment«*, Nationalismus). In Kritik am verurteilenden Mainstream sucht er einen Rekurs auf den traditionellen chinesischen Sozialismus/Maoismus, der eine »anti-moderne Theorie der Moderne« gewesen sei (183): Hauptfehler der Maoisten sei nicht ihre konkrete Politik gewesen (die Verf. indes deutlich kritisiert), sondern eine Fortschrittsgläubigkeit, der auch das zeitgenössische neoliberale Denken verfallen ist.

Verf. sieht in 1989 keinen entscheidenden Bruch, sondern betont die Kontinuität zur Politik der Öffnung und Liberalisierung seit den späten 1970ern. In Reaktion auf die Bewegung, die Forderungen nach wirtschaftlichen und politischen Freiheiten, nach Demokratie und sozialer Gerechtigkeit verband, habe sich eine Politik durchgesetzt, die ökonomische Freiheiten mit vermehrter sozialer Ungleichheit und Armut erkaufte und die Forderung nach Demokratisierung ad acta legte: Die Liberalisierung ging nur so weit, wie der Staat und seine Eliten ihre Macht nicht gefährdet sahen. Dabei prägen nationale Besonderheiten und Traditionen die Form, in der neoliberale Ideologie in China hegemonial werden konnte. – Trotz seiner Kritik an der KP-Politik seit den 1950ern, an Maos »Großem Sprung«, der Kulturrevolution und der Öffnung seit den 1980ern, hält Verf. am Ziel einer sozialistischen Gesellschaft, in der Freiheit und Gleichheit herrschen, fest. Darin unterscheidet er sich von denen, die jeder Kritik an der gegenwärtigen Politik mit dem Vorwurf begegnen, man wolle eine Neuauflage der Kulturrevolution.

Florian Flörsheimer (Marburg)

König, Hartmut, u. Manfred Sicking (Hg.), *Der Irak-Krieg und die Zukunft Europas*, transcript, Bielefeld 2004 (192 S., br., 23 €)

Anlässlich der Verleihung des Aachener Karlspreises 2003 an Valéry Giscard d'Estaing schreiben Ernst-Otto Czempiel über den Streit zwischen EU und USA, Christian Tomuschat über Völkerrecht und UNO, August Pradetto über die NATO, Herfried Münkler über Neue Kriege, Jürgen Kocka über das Konstrukt einer europäischen Identität und Emanuel Richter über die EU-Verfassung als »demokratisches Projekt«. Die Einleitung steht stellvertretend für das von Politikern und Medien in Deutschland kolportierte Europa-Bild: Der Irak-Krieg soll »zum Katalysator einer breiten Diskussion über europäische Erneuerung und europäische Identität geworden« (7) sein. Hg. behaupten »Europa« als besondere politische und kulturelle Einheit, gestehen aber ein, dass es im Integrationsprozess eher um die »Herstellung eines großen Wirtschafts- und Währungsgebiets« (10) als um die hehren Ideale geht, mit denen eine ebenso marktradikale wie imperialistische Politik legitimiert wird. Kocka stellt die willentliche ideelle und politische Konstruktion »Europas« heraus. Wie den anderen Autoren fehlt ihm die Erinnerung an die Ideen deutscher pro-imperialistischer und pro-faschistischer Intellektueller, die ihr Europabild im I. und II. Weltkrieg realisieren wollten. Ebenso unterbelichtet bleibt die antikommunistische Stoßrichtung, die in der Zwischenkriegszeit und im Kalten Krieg die europäische Idee eines freundschaftlich und kooperativ verbundenen Kontinents prägte.

Dass die »europäische Einigung« auch ein west-europäisches Projekt vor allem Deutschlands und Frankreichs mit imperialistischer Ausrichtung ist, wird nicht erfasst, ebenso wenig ihre Rolle im Prozess der passiven Revolution hin zum Neoliberalismus. Erwähnt werden müsste auch, dass Konzepte wie »Kerneuropa« oder »Europa der unterschiedlichen Geschwindigkeiten« weniger über die Zukunft des geeinten Europas als über dessen machtpolitische Bedingungen aussagen. Immerhin wird zu Recht darauf

verwiesen, dass das Interesse an der Erweiterung besonders in Osteuropa ausgeprägt war, wo der Wunsch nach Rückkehr zum Kapitalismus mit der Europa-Formel kodiert wurde. Aber nicht nur die von den Hg. zitierten »mittel- und osteuropäischen Intellektuellen, für die die Zugehörigkeit zu (West-)Europa zum Inbegriff von Freiheit und Unabhängigkeit wurde« (8), sondern auch viele westliche Intellektuelle verfielen einer Selbsttäuschung, als sie einen aufgeklärten, zivilgesellschaftlich gezähmten und sozialen Kapitalismus erhofften. Trotz der Meinungsverschiedenheiten zwischen dem »alten« Europa und der Bush-Administration wird es eine eigenständige und friedensorientierte Zivilmacht Europa nicht geben: Das westliche Bündnis ist keines »gleicher und souveräner Staaten, sondern [...] eine hegemoniale bzw. sogar imperiale Figur der Machtverteilung«, schreibt Czempiel (23). Doch auch er meint, Europa solle sich zu einem den USA ebenbürtigen Machtfaktor entwickeln: nötig seien eine Sicherheits- und Verteidigungsunion und ein Konzept für eine weltpolitische Rolle der EU. Davon abgesehen, dass er hier in alten Machtkategorien denkt und die Rolle der EU bei der Neoliberalisierung Osteuropas, ihr von Frankreich befördertes Engagement in Afrika und die Interessen Deutschlands in Asien übersieht, bleibt seine Hoffnung auf eine neue Rolle Europas vage. Er wünscht sich eine europäische »Zivilmacht«, die eine andere Politik betreibt als die USA und diese gleichzeitig zu Friedfertigkeit umerzieht. Aber auch Czempiel weiß, dass die »mit dem Begriff der Globalisierung verdeckte westliche Dominanz [...] in allen betroffenen Ländern als Bevormundung, wenn nicht sogar als Ausbeutung empfunden« wird (33). Als Ausweg sieht er einen von Europa geförderten, die USA einbindenden Multilateralismus, der auch »die Ungleichverteilung des in der Globalisierung erzeugten Reichtums« (3) überwindet. Seine Erwartungen richtet er auf verstärkten Einsatz europäischer Autorität in Krisenherden wie dem Nahen Osten. Aber auch ein zweiter Weltpolizist wird die Probleme der Welt nicht lösen, sondern könnte diese nur temporär für diejenigen sicher machen, die sich im Inneren der Festung befinden.

Stefan Bollinger (Berlin)

Perko, Gudrun, u. Leah Carola Czollek (Hg.), *Lust am Denken. Queeres jenseits kultureller Verortungen*, PapyRossa, Köln 2004 (165 S., br., 18,50 €)

Queer gilt als Platzhalter für theoretische und praktische Kritik der hegemonialen Zweigeschlechtlichkeit und der Heterosexualität als ihrer Institutionierung; daran anschließend wollen sich die Hg. »gegen Einheit und Eindeutigkeit wenden und jeweils Ambivalenz, Differenz und Pluralität pfeferieren« (8). Heiko Kleve mag die Idee des »Nicht-Identischen« und sieht die Einheit der Welt in der Vielfalt und Differenz (14). Auf zweieinhalb Seiten handelt er Kant, Hegel und Marx ab, die bei ihm für »Identitätsdenken« (16) stehen: Bei Marx entwickle sich »Geschichte gesetzmäßig hin zu einer höheren Ordnung und erreiche schließlich den Kommunismus«, in welchem sich alle Widersprüche auflösen und Differenz (das Zauberwort) nivelliert werde – das müsse man doch ablehnen (18). Dann erklimmt er seine Höhen: Lyotard und Luhmann hätten das Identitätsdenken hinter sich gelassen und den Horizont zur Überwindung der Identität eröffnet. Kleves Utopie heißt dann »tätiges Offenhalten des Offenen« und kommt ohne ein Wort über gesellschaftliche Widersprüche aus.

Da ist er nicht allein: Perko betont, sie ignoriere »selbstverständlich die Tatsache struktureller Gewalt nicht« (35), um genau dies zu tun. Sie hebt die Unbestimmtheit und das Anders-Sein des Subjekts hervor, und Queer figuriert dabei als »das Seinlassen von Mehrdeutigkeiten, das Eröffnen von Möglichkeiten und Räumen für vielfältige Ausdrucksformen (v.a. von Geschlecht, Sexualität, Begehren)« (36). Dass Anerkennung und Interesse

am Anderen nach ihrem »ethischen Entwurf« auf Basis der »Menschenrechtskonvention der Vereinten Nationen von 1948« erreicht werden sollen, hält sie selbst für »radikal« (39). – Czollek plädiert dafür, das »Gender Mainstreaming« um »Queer« und »Interkulturalität« zu erweitern. Dabei bleibt ihre Kritik am Konzept selbst bescheiden. Sie lobt das Auswärtige Amt, weil es auf seiner Website Maßnahmen zur Eindämmung von Prostitution bei SFOR/KFOR-Einsätzen ausweist (85). Dass aber eine queere Kritik auch den Einsätzen selbst und den dahinterstehenden Staaten gelten könnte, kommt ihr nicht in den Sinn.

Wenn dieses Buch stellvertretend für die Queer Theory stehen würde, wäre sie ein zahnloser Hund. Nur einer der Texte deutet an, wohin diese Theorie zu denken weiß: Harkan Gürses stellt Queer in den Rahmen gesellschaftlicher Kämpfe und neuer sozialer Bewegungen. Kritik als »ortlose Kritik« (151) ist ihm die treibende Kraft, die keine Identität benötigt, um Macht- und Herrschaftsverhältnisse anzugreifen. Um seine Ablehnung der Identitätspolitik nicht mystisch werden zu lassen, unterscheidet er das Subjekt in eines der Repräsentation und eines der Handlung: er will eine nicht-normative Kritik, die nicht ein Subjekt konstruiert, in dessen Namen sich die Kritik nachträglich legitimieren muss. In Anlehnung an Holloway scheint ihm die Zurückweisung des Bestehenden auch als Schrei dagegen möglich. Damit wird die Gesellschaftskritik dann leider doch schwammig, denn der negative Schrei bei Holloway zählt bereits das Verfluchen des Weckers unter den Kampf gegen Ausbeutung. – Fast alles, was der Sampler als kritische Praxis behauptet, entpuppt sich bald als leeres Gerede. So steht er exemplarisch für die Ausblendung gesellschaftlicher Widersprüche in einem Teil des Theoriefelds, das sich auf Queer beruft. Die im Titel versprochene »Lust am Denken« wird einem jedenfalls fast verleidet.

Bodo Niendel (Berlin)

Haase, Matthias, Marc Siegel u. Michaela Wunsch (Hg.), *Outside. Die Politik queerer Räume*, b_books, Berlin 2005 (320 S., br., 14,80 €)

Die Hg. sind unzufrieden, dass »die Wirklichkeit queeren Lebens primär in Begriffen von »Parodie« und »performativer Subversion« gedacht wird, weil sich damit »die Wirklichkeit des subversiven Akts [...] in seiner Relation zur Hegemonie« erschöpft und kein Platz für »positive Artikulation queerer Kultur« bleibt (Einl.). Dagegen wollen sie »die Potenzialität jener Orte« ausleuchten, »an denen queeres Leben statt hat« (ebd.). Dazu denken sie Sexualität in räumlichen Begriffen: was konstituiert einen Raum als queer, welche Differenzlinien durchziehen ihn? Die räumlichen Metaphern der dominanten Queer Theory (*closet*, *Coming out*) durchziehe jedoch ein westlich-weißer Mittelstandsbias – man konzentriert sich auf Zweigeschlechtlichkeit und Sexualität und ignoriert die (Hetero-)Sexualisierung von Nation und Diaspora wie den Zusammenhang von Sexualisierung und Rassismus.

Die Übersetzungen machen neuere, größtenteils us-amerikanische Texte zugänglich. Jasbir K. Puar will die »Diaspora verqueeren« und »das Queere diasporisieren« (100): Postkoloniale und Queer-Studien charakterisiere ein wechselseitiger Ausschluss der Perspektiven, der Verbindungen von Sexualität und Nation, Diaspora und Queer unbegreifbar macht. Queers der südasiatischen Diaspora leben im Spannungsfeld zwischen dem eurozentrischen Outness-Ideal – das sich selbst als Ziel aller Queer-Politik und die weiße Mittelklasse als Standard setzt – und den heteronormativen, rassistischen Konstruktionen von Nation und Diaspora. Statt nur zu fragen, »wie die Nation bestimmte Queers verhindert«, müsse es auch darum gehen, wie sie »bestimmte queere Subjekte hervorbringt und sie zum Teil sogar über andere erhebt« (118). Gayatri Gopinath sieht in der Ausblendung

nicht-normgerechter Sexualitäten in kritischen Arbeiten über die Verschränkungen von Nation, Geschlecht und Sexualität die Auslöschung aus der nationalen Zugehörigkeit in der Diaspora verdoppelt. Dagegen stehen Filme und Literatur, die »Nation und Diaspora in einem queeren diasporischen Imaginären« (204) neu anordnen: Darin wird das vermeintlich heterosexuelle Heim als Ort queeren Begehrens inszeniert und dabei vom Publikum eine »Strategie zur Interpretation von Sexualität« verlangt, die »außerhalb der dominanten Konfigurationen der Sichtbarkeit, des Begehrens und der Identität« (201) liegt. Patricia White entwirft eine Form lesbischen Sehens des Unsichtbaren; sie macht das ›Heim‹ unheimlich, indem sie dem »lesbischen Gespenst« in Hollywood-Horrorklassikern naheht.

Auf Basis von Recherchen im »Brandon-Teena-Archiv« kritisiert Judith Halberstam, dass die Morde an Brandon Teena, Lisa Lambert und Philip DeVine allein auf Homo- und Transphobie hin ausgewertet werden; die »Eigentümlichkeiten ländlichen queeren Lebens« (262) einzubeziehen, werde durch einen »verborgenen Binarismus« (261) Urban-Ländlich bzw. »Metronormativität« (264) der Queer Studies verhindert. Auch werde der Mord an DeVine, der eine Beziehung mit einer weißen Frau führte, oft als zufällig bewertet (oder wie im Film *Boys don't cry* nicht erwähnt), statt ihn als Verteidigung der Vorherrschaft weißen Mann-Seins zu lesen. Aufgabe des Archivs sei, »Aufzeichnungen der komplexen Interaktion von ›Rasse‹, Klasse, Geschlecht und Sexualität« zu liefern, »die mit Mord enden, aber deren Ursprünge in staatlich legitimierte Formationen von Rassismus, Homophobie und Armut liegen« (276). – Um die »Vergeschlechtlichen von us-amerikanischen Lederlesben Boys und ihren Lederlesben Daddies« (120) geht es C. Jacob Hale. Queere Theorie hinke den Szenediskursen sexuell-minoritärer Gemeinschaften hinterher und neige dazu, die Bedeutung des Sex/Gender/Sexualität-Systems für Menschen außerhalb davon zu vernachlässigen. Er plädiert für ein »Denken in multiplen, kontext- und zweckspezifischen Gender-Status« (135), anstelle einer kohärenten Sex/Gender-Position.

Anna Böcker (Berlin)

polymorph (Hg.), (*K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive*, Querverlag, Berlin 2002 (264 S., br., 15,50 €)

Es gibt Lebensweisen und Selbstentwürfe, die sich nicht in die Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit einpassen lassen – Menschen, die sich weder eindeutig als Mann, noch als Frau verstehen, die nicht so verstanden werden oder werden wollen. In der Perspektive dieser ›Transgender‹ erweist sich die Kategorie ›Geschlecht‹ – der scheinbar natürliche Gleichklang von biologischem Körper, Geschlechtsidentität und Sexualität – als brüchig; sie wird durch die Stigmatisierung derjenigen, die keinem eindeutigen Geschlechtsbegriff genügen, stabilisiert. Und doch besteht ein ambivalentes Verhältnis zwischen der Queer Theory, die der Denaturalisierung des ›Geschlechts‹ verpflichtet ist, und der Lebenspraxis von Transgendern. Hg. wollen einen Einblick in die Vielfalt von Transgender-Lebensentwürfen geben und zugleich (politische) Bedingungen verständlich machen, die es braucht, um sich geschlechtlicher Eindeutigkeit zu widersetzen. Ihre Zusammenstellung von Erfahrungsberichten, Interviews und Gesprächen, theoretischen Betrachtungen, Comic Strips und Photographien unterstreicht auch formal die Vielschichtigkeit des Themas. Ein Schwerpunkt liegt dabei auf der Normalisierung von Intersexuellen und Transgendern durch Medizin, Recht und Medien. So zeichnet Ulrike Klöppel wissenschaftshistorisch nach, wie seit Anfang des 19. Jh. die wissenschaftlich-objektive Geschlechterdifferenz konstruiert und Intersexualität in dieses Korsett als zu beseitigende ›Störung‹ eingepasst wurde.

Konstanze Plett begründet juristisch, dass die Diskriminierung von Intersexen, vor allem die Operationen an Säuglingen zur Vereindeutigung des Geschlechts sofort beendet werden müsse. Britta Madeleine Woitschig schließlich kritisiert die Vereinnahmung von Transgendern in den Medien – seit den 1950ern werden Stereotypen von Transgendern (re)produziert, um die heterosexuelle Norm zu zementieren.

Einblicke in ein Leben jenseits der Zweigeschlechtlichkeit geben Valeria Schultefischedicks Interview mit Del LaGrace Volcano, der Transgender-Aktivist, Performer, Filmemacher und Fotograf ist, sowie das Gespräch zwischen Jannik Franzen und Nico J. Beger. Volcano betont, dass der Kunstbetrieb der dominanten Kultur die Marginalisierten als »exotische Schmetterlinge« vereinnahmt und ausbeutet (21ff), während Franzen und Beger lebenspraktische Erfahrungen und theoretische Überlegungen verknüpfen, um die Schwierigkeiten des individuellen Alltags deutlich zu machen: zwar sei die Anatomie verschiebbar und Realität entstehe erst durch das Wahrgenommene, doch treibe ein »Einordnungszwang« zum Kampf ums »Echtsein« (57). Helen Guhde schildert ihre Erfahrungen mit der Diagnose AIDS und einer kompletten Androgenresistenz, sowie ihr Leben als XY-Frau. »Intersexualität« gehört zu ihrer Selbstwahrnehmung, teilweise wird sie auch von anderen so wahrgenommen; aber Intersexualität lasse sich nicht auf das Geschlecht reduzieren.

Um Konflikte, die innerhalb marginalisierter Gruppen um uneindeutige Geschlechtlichkeit geführt werden, geht es bei Jannik Franzen und Alexander Regh. Franzen gibt eine theoretische Reflexion der »Grenzkriege« zwischen Lesben und Transmännern. Er diskutiert Authentizitätsvorgaben innerhalb dieser Szenen, mögliche Bündnisse und gemeinsame Strategien, Freiräume und ihre Bewohnbarkeit. Reghs Text – persönliches Protokoll und zugleich politisches Manifest – gibt Aufschluss über die Entwicklungen in der Trans-Szene seit den 1960ern, über eine Vielzahl neuer Lebensentwürfe, terminologische Veränderungen und über Kontroversen um die Abgrenzung der Transsexualität von Transgender. – Grada Ferreira, die als einzige den Verflechtungen der Diskurse um »Rasse« und Transgender nachgeht, stellt heraus, dass nicht nur die Farbe der Haut beeinflusst, wie Geschlecht wahrgenommen wird, sondern dass auch ein bei der Geburt festgelegtes Geschlecht die Wahrnehmung der Hautfarbe mitbestimmt. – In allen Texten werden Lebensentwürfe und politische Strategien untersucht, die ein Aufbrechen der Geschlechterbinarität denkbar machen. Doch um die Kritik an staatlich-institutioneller Definitions- und Interventionsmacht zu schärfen, hätte das Verhältnis von Staat und Gesellschaft besser ausgeleuchtet werden müssen.

Katharina Jacke (Berlin)

Preciado, Beatriz, *Kontrasexuelles Manifest*, b_books, Berlin 2003 (176 S., br., 14 €)

Mit dem Begriff »Kontra-Sexualität« will Verf. keine neue Kategorie schaffen, sondern gegen die Naturalisierung der binären Geschlechterordnung vorgehen. Sie gehört damit ins Geflecht von Postmoderne, »Postfeminismus« und Dekonstruktion, die in den Debatten der 1990er ineinander übergangen – am ehesten zum »hyperkonstruktivistischen« Feminismus, der seine Kritik am modernen feministischen Subjekt formulierte, aber vergaß, wie Männlichkeit konstruiert wird. Verf. will sich nicht festlegen lassen und bricht mit allen: »Kontra«, »gegen«. Es geht um das Ende eines Ordnungsprinzips – Körper unterwerfen sich gegenseitig –, um den Weg in die »Kontrasexuelle Gesellschaft«, deren Grundsätze Verf. in 13 Artikeln darstellt. Der Kontrasexuelle Vertrag soll den Gesellschaftsvertrag ersetzen, kein Staat tritt bei seinem Abschluss als Zeuge auf, die Vertragspartner sind gleichberechtigte Subjekte, eine Vorlage findet sich im Buch (21). In der neuen Gesellschaft

sollen sexuelle Praktiken weder der Aufrechterhaltung der binären Geschlechterordnung, noch der Reproduktion dienen. Sie werden zu beiderseitigem Vorteil vertraglich festgelegt; alles andere ist Vergewaltigung. Das Zusammenleben wird zeitlich begrenzt und findet in queeren Communities statt.

Verf. zeigt, welche historischen und sozialen Umstände die Produktion von Sex beeinflussten. Ihre Genealogie umfasst die unterschiedlichen Regime, die den weibliche Orgasmus gestaltet haben: mit Hilfe von Maschinen verhindert, mit deren Hilfe erzeugt. Er sei immer etwas geblieben, was der Frau nicht völlig gehörte – Ergebnis einer repressiven oder produktiven Technologie: Da nicht an äußeren Zeichen erkennbar und nicht der Fortpflanzung dienlich, wurde er »technologisch mit Geschlechtsteilen« (86) verbunden; um ihm spezifische Eigenschaften zu geben, wurde er als »normal oder abweichend konstruiert« (69). So entpuppen sich sexuelle Erregung und Orgasmus als Produkte sexueller Technologien, die sich der asymmetrischen Aufteilung der Macht entlang der binären Aufteilung der Geschlechter bedienten. Im Rahmen dieser Technologie wurden bestimmte Körperteile hervorgehoben, um daraus Signifikanten zu machen; der Penis bekam die privilegierte Position als mechanisches Zentrum der sexuellen Produktion.

Einer der Untersuchungsgegenstände stiftet Unbehagen und Lust zugleich: der Dildo. Die Dildotektonik ist hier die Gegen-Wissenschaft, in der Widerstandstechniken entwickelt werden. Anhand von Zeichnungen zeigt Verf., dass Kopf, Bein, Arm, der ganze Körper zum Dildo werden und die diskursiv entstandenen Zentren der Lust auflösen können. Andere Autorinnen belegen den Dildo mit einem Tabu, setzen ihn mit dem Penis gleich und behaupten, er führe im lesbischen Sex die Heteronormativität weiter. Verf. stimmt zwar zu, dass in unserer Gesellschaft der Penis der »Phallus« sei, sieht aber den Dildo nicht als den Penis; und gerade weil beide nicht gleichzusetzen seien, zeige er den Befreiungsweg. »Wenn der Penis für die Sexualität das ist, was Gott für die Natur ist, macht der Dildo den Tod Gottes im Bereich der sexuellen Verhältnisse wirksam.« (66) »Er ist der »Tod«, der den lebenden Penis bedroht« (63); und dieser »Tod« wird möglich, indem Verf. den Dildo symbolisch auf den ganzen Körper überträgt.

Momo Wenz (Berlin)

Koppert, Claudia, u. Beate Selders (Hg.), *Hand aufs dekonstruierte Herz – Verständigungsversuche in Zeiten der politisch-theoretischen Selbstabschaffung von Frauen*, Ulrike Helmer, Königstein 2003 (159 S., br., 12,95 €)

Die Auseinandersetzungen zwischen »Altfeministinnen« und Vertreterinnen und Vertretern eines dekonstruktivistischen Feminismus sind nicht neu, aber auch noch lange nicht abgeschlossen. Die Autorinnen der Sammlung führen sie im ausdrücklichen »Wunsch, zu verstehen und sich verständlich zu machen« (8): Anhand persönlicher Erfahrungen erklären sie ihr Unbehagen mit den jeweils anderen Theorien und deren Analysen. So gewinnt, wer in feministischer Theorie eher unbeschlagen ist, einen Überblick über aktuelle Debatten und ihre Geschichte; hilfreich ist auch das »etwas andere Glossar« wichtiger Begriffe und Denkrichtungen der feministischen Dekonstruktion. Zentrale Themen sind die Frage nach dem Subjekt feministischer Politik, die politischen Handlungsmöglichkeiten in sozialen Bewegungen und der Umgang damit, dass der lange Marsch durch die Institutionen zwar den meisten Frauen der westlichen Welt rechtliche Gleichstellung brachte, dass aber die Hierarchie der Geschlechter weiterbesteht. Darüber hinaus decken sich frühere feministische Forderungen nach Individualität und Flexibilisierung hervorragend mit dem Bedarf neoliberaler Ökonomien, auf »zunehmend selbstorganisierte, frei verfügbare, individualisierte Menschen« zugreifen zu können, die ihre Situation »nicht mehr als gemeinsames

und daher teilbares Schicksal« erleben, sondern »als individuelle Herausforderung, der jede angestrengt und allein mit Anpassungsbemühungen begegnet« (23). Diskutiert wird, wo »sich feministische Themen gesellschaftlich wirkungsvoll« niederschlagen, wo »sie – gerade durch ihre Integration ins System – ihre kritische Stoßrichtung« verlieren und inwieweit ein »»professionalisierter Feminismus« mit seinen spezifischen Varianten von Erfolg und Befreiung eine Variation kapitalistischer Vorgaben« (40) darstellt.

Gerade denen, die von Anfang an verwickelt waren in die Kontroversen um Identitäten und ein feministisches Subjekt, auf das sie sich ohne weiteres beziehen konnten, bieten dekonstruktive Theorien über Subjekt, Macht und Sprache ein Instrumentarium, um solche Konflikte zu analysieren und nach Formen politischer Intervention jenseits einer immer irgendwie stellvertretend agierenden Identitätspolitik bzw. einer neue Ausschlüsse produzierenden Gegenkultur zu suchen. Dabei erscheinen älteren Feministinnen die »durchgängige Verknüpfung von individuellen mit strukturellen Realitäten« (37) und die Erkenntnis, dass »eigene Verwicklungen ins System, aber auch unerlaubte Ängste und inkorrekte Wünsche nicht in den Blick geraten, solange alle Widersprüche auf die externe Macht des Patriarchats zurückgeführt werden« (36), nicht unbedingt neu, aber sie werden in der feministischen Dekonstruktion auf neue Weise gedacht und analysiert.

Doch das alleinige Zurückführen der Geschlechterhierarchie auf ein heteronormatives Konzept der Zweigeschlechtlichkeit, das als rein kulturell bzw. diskursiv hergestellt und durch jede Benennung eines Geschlechtsunterschieds reproduziert begriffen wird, blendet »gesellschaftliche Strukturen wie die Verteilung von Einkommen und Besitz«, den »Zugang zu Machtpositionen, die Arbeitsteilung und die Organisation der Reproduktion [...] als materielle Bedingungen für das Geschlechterverhältnis und als Ursache für die Konstruktion von Geschlechtscharakteren« (71) aus. Zudem laufen Selders zufolge die Transgender- und Queer-Bewegungen Gefahr, den »Zusammenhang von sozialen Geschlechternormen, individuellem Körpergefühl und dem Geschlechterverhältnis« (81) nicht mehr politisch zu denken und an die Stelle von Infragestellung, Ausweitung, Überwindung der herrschenden Normen nur ein individualisiertes Gefühl der Inkongruenz zu setzen, ein »Eben-Anders-Sein«.

Die dekonstruktionskritische Tendenz des Buches liegt offen. Dennoch resümiert María do Mar Castro Varela, dass »beide Seiten« voneinander lernen und sich viel zu sagen haben – unter Berücksichtigung nicht nur der eigenen Sprechpositionen, sondern auch der der potenziellen Adressaten und der Verantwortung, die daraus erwächst, gemeinsam neue Denkräume und Praxen zu entwickeln, um »das Unmögliche denken zu können. Dies wiederum kann die Macht herrschender Diskurse letztendlich unterminieren« (112). Und vielleicht sogar jene »(post-)marxistische Wende des Feminismus« einleiten, die Patricia Purtschert anvisiert: »eine kapitalismuskritische, dekonstruktive, offene und zugleich verbindliche Analyse, welche sich der Verschränkung von Geschlecht, globaler Ungleichheit und Kapital annimmt« (40). Die trotz aller Differenzen in den Texten deutlich werdenden Gemeinsamkeiten lassen das nicht allzu unwahrscheinlich erscheinen.

Alexandra Illner (Berlin)

Ökonomie

Amin, Samir, *The Liberal Virus. Permanent War and the Americanization of the World*, Monthly Review, New York 2004 (144 S., br., 15,95 US\$)

Verf. versteht den (amerikanischen) Liberalismus als die Wirtschaftsdoktrin und ideologische Legitimation einer zunehmend gewaltförmig durchgesetzten kapitalistischen Globalisierung. Seine zentrale These: Ohne eine Abkehr vom »liberalen Virus« drohe ein apokalyptisches, buchstäbliches »Ende der Geschichte« (8). Der Liberalismus setzt sich zusammen aus dem »Mythos« einer selbstregulierten – d.h. interesselosen, nicht-kontradiktorischen und klassenkampffreien – kapitalistischen Wirtschaft und seinem ideologischen Pendant, dem Postmodernismus, dessen Handlungsanweisung im Kern auf »Anpassung« (an die gegebenen Verhältnisse) hinausläuft (15). In den USA mit ihrer politisch-ideologischen Sonderentwicklung wird dabei der »barbarischen« individuellen Freiheit im Verhältnis zur Gleichheit ein ganz besonderer Stellenwert eingeräumt. Die Ideen von Fortschritt durch Wachstum und Markt abstrahieren aber von der dem Kapitalismus immanenten (globalen wie nationalen) Ungleichheits- und Monopolisierungstendenz. Realiter gebe es keinen Kapitalismus ohne seine konkrete Geschichte von Widersprüchen und Klassenkämpfen. Der Staat spielt hierbei eine zentrale Rolle. Allerdings begreift Verf. ihn nicht als ein soziales Verhältnis, sondern als »Staat des Kapitals« (17), der den sozialen Bewegungen lediglich von Zeit zu Zeit gezwungenermaßen Konzessionen macht. Die allenthalben (u.a. 1994 von Holloway) diagnostizierte staatstheoretische Lücke der Welt-systemtheorie im Allgemeinen und des Verf. im Besonderen bildet jenseits des mangelnden hegemonietheoretischen Verständnisses von Weltordnung den Hintergrund seiner fragwürdigen Schlussfolgerungen: Der »neue Imperialismus« wird reduziert auf die Durchsetzung der Interessen der Triade bzw. auf kurzfristige »Plünderungsinteressen« der herrschenden Klasse der USA (78ff). Traditionell marxistisch konzidiert Verf. dem Kapitalismus zwar die historische Mission der Revolutionierung der Produktivkräfte. Die mit dem »realexistierenden globalisierten Liberalismus« korrespondierende Pauperisierung auf der ökonomischen Seite und die Verallgemeinerung der amerikanischen »Demokratie niedriger Intensität« auf der politischen Seite verkörperten dennoch den Eintritt des Spätkapitalismus in seine »obsolete und in die Jahre gekommene Phase«: »the logic which governs the system is no longer able to assure the simple survival of half of humanity« (34).

Kapitalismus und Liberalismus sind entgegen der herrschenden Ideologie nicht konvergent: »The extension of democratic rights to others, in addition to citizen-businessmen, was neither the spontaneous product of capitalist development nor a necessity of that development. On the contrary, the extension of these rights was progressively attained by the victims of the system, the working class and later women.« (45) Die Widersprüchlichkeit des Liberalismus artikuliert sich in brisanten imaginierten Gemeinschaften, bringt Chauvinismus und religiösen Fundamentalismus hervor. Das Auseinanderbrechen insbesondere peripherer Gesellschaften und eine politisch progressive Perspektive seien ohne die Befreiung Europas und des Südens vom Einfluss des (aus den USA kommenden) »liberalen Virus« nicht zu verhindern. Jedoch habe Europa die militärisch-imperialistische Politik der herrschenden Klasse der USA in den 1990er Jahren unterstützt: »The deviation of the United States has been amply encouraged by the choices of European governments all through the 1990s. The Soviet collapse, far from being the occasion for the majority of the European left to reformulate an appropriate European social model, instead saw them carried away with the liberal delirium and aligning themselves with Washington's

hegemonist project.« (83f) Schematische Vereinfachungen veranlassen Verf. zu indiskutablen Folgerungen: Die Bezwingung von »Washingtons Neo-Nazis« (85) »has become the primary task, the major responsibility, for everyone« (81). Implizit sei auch die Militarisierung Europas zu begrüßen: »The fight to defeat the project of the United States requires diplomatic aspects (the defence of international law), military aspects (the rearmament of every country in the world in order to meet any aggression contemplated by Washington is imperative), and political aspects (notably in reference to building a European presence and reconstructing a non-aligned front).« (Ebd.) Statt reale Kräfteverhältnisse zwischen Staaten in der von strukturellen Machtasymmetrien durchzogenen Weltordnung zu analysieren, geht Verf. sukzessive dazu über, dem moralisch verruchten Akteur USA den Rest der Welt als homogen, statisch sowie als bloßes Opfer amerikanischer Dominanz – ein heiler Organismus, der von einem Virus befallen ist – gegenüber zu stellen. Ingar Solty (Marburg)

Hein, Eckhard, Torsten Niechoj, Thorsten Schulten u. Achim Truger (Hg.), *Europas Wirtschaft gestalten. Makroökonomische Koordinierung und die Rolle der Gewerkschaften*, VSA, Hamburg 2004 (260 S., br., 16,80 €)

Die europäische Ökonomie befindet sich in der Krise. Geringes Wachstum, Massenarbeitslosigkeit und die beständige Gefahr einer Deflation kennzeichnen ihre aktuelle Situation. Für Hg. ist der »mit dem EWU-Konvergenzprozess gewählte restriktive Policy-Mix [...] hauptverantwortlich« (8). Die Geldpolitik der Europäischen Zentralbank ist einzig dem Ziel der Preisstabilität verpflichtet, der Stabilitäts- und Wachstumspakt zwingt die Mitgliedsstaaten zu haushaltspolitischen Konsolidierungen auch in der konjunkturellen Krise und die Lohnpolitik zielt auf Tarifabschlüsse unterhalb des Produktivitätsfortschritts. Ziel der Hg. ist daher, Möglichkeiten für eine keynesianisch orientierte Alternative auszuloten.

Eckard Hein und Achim Truger zeigen, wie das der Wirtschafts- und Währungsunion zugrundeliegende, »neu-monetaristische« (18) Konzept aus Geldwertstabilität, ausgeglichenen Haushalten und flexiblen Arbeitsmärkten die stagnativen Tendenzen verstärkt hat. Sie plädieren für einen postkeynesianisch orientierten makroökonomischen Policy-Mix. Eine feste Zuschreibung von Aufgaben und Zielen – die EZB kümmert sich um die Preisstabilität, die Fiskalpolitik um stabile Haushalte, die Lohnpolitik um Beschäftigung –, wird abgelehnt. Stattdessen machen Interdependenzen zwischen Politikbereichen und Zielen eine bewusste politische Koordinierung nötig (37). In der Lohnpolitik sollen die zentralisierten Verhandlungssysteme wie der Flächentarifvertrag stabilisiert und verteilungsneutrale Lohnerhöhungen – Inflationsrate plus Produktivitätsentwicklung – angestrebt werden. Die Spielräume für die Geld- und die Fiskalpolitik könnten erweitert werden durch ein höheres Inflationsziel und die Zulassung einer investitionsorientierten öffentlichen Verschuldung. – Ulrich Fritsche u.a. wenden sich den Ursachen des Booms in den USA der 1990er Jahre zu. Im Gegensatz zu Erklärungsansätzen, die in der Flexibilisierung des Arbeitsmarktes oder informationstechnologischen Innovationen den Schlüssel vermuten, sehen Verf. das Wachstum in dem Zusammenspiel aus Geld- und Fiskalpolitik, Lohnentwicklung und einem günstigen außenwirtschaftlichen Umfeld begründet (52). Im Vergleich zu Europa fallen insbesondere die expansive Geldpolitik der US-Zentralbank Fed und eine antizyklische Fiskalpolitik ins Gewicht. Das optimale Zusammenwirken der vier Bereiche sei dabei allerdings nicht Ergebnis einer bewussten politischen Koordinierung gewesen.

Torsten Niechoj kommt nach Analyse des EU-Akteurs- und Institutionensystems zu dem Schluss, dass vor dem Hintergrund von Änderungen am Stabilitätspakt und der Geldpolitik der EZB »die wirtschaftspolitische Ausrichtung in der EU [...] sich einer neukeynesianischen

Orientierung angenährt« hat (113). Allerdings stellt »diese ›Re-Keynesianisierung‹ für die Gewerkschaften und ihre Interessen keine wirklich befriedigende Perspektive dar« (ebd.). Die Veränderungen bei der Geld- und Fiskalpolitik fallen zu moderat aus und die Neokeynesianer setzen wie der neoklassische Mainstream auf flexible Arbeitsmärkte und Lohnsteigerungen unterhalb des Produktivitätswachstums. Gewerkschaften ihrerseits müssten jedoch »eine Abkehr von der politischen Lohnfestsetzung vollziehen und ebenso Abschied von der Vorstellung nehmen, Umverteilung über Löhne sei möglich« (86). – Rudolf Welzmüller betont das Interesse der Gewerkschaften an einer koordinierten Makropolitik (121). Ziel ist eine neue Aufgabenverteilung, bei der die EZB sich mit ihrer Zinspolitik auch für die Ziele Wachstum und Beschäftigung einsetzt, die Finanzpolitik die Förderung der Infrastruktur und konjunkturelle Stabilisierung der Beschäftigung betreibt und eine Tarifpolitik verfolgt wird, von der keine Inflationsimpulse ausgehen (125). Koordinierung setzt dabei auf zwei Ebenen an: zwischen den verschiedenen europäischen Akteuren, und in der Lohnpolitik zwischen den nationalen Gewerkschaften.

Mit dem ›Makroökonomischen Dialog‹ wurde im Rahmen des europäischen Beschäftigungspaktes 1999 ein Verfahren zur besseren Abstimmung zwischen den unterschiedlichen europäischen Akteuren – Regierungsvertreter, EU-Kommission, EZB, europäische Arbeitgeberverbände und Europäischer Gewerkschaftsbund (EGB) – geschaffen (131). Allerdings, zeigt Willi Koll, verfügt er über keinerlei Sanktionsmittel und ist auf einen reinen Informations- und Gedankenaustausch beschränkt. Die bisherigen Erfahrungen des EGB im Makroökonomischen Dialog waren, Ronald Janssen zufolge, für dessen Vertreter enttäuschend, da es kein Entgegenkommen seitens der anderen Akteure, insbesondere der EZB gab. So blieben die Spielräume für eine expansive Geldpolitik, die durch Vorleistungen der Gewerkschaften in Form von moderaten Lohnabschlüssen erbracht wurden, ungenutzt. Forderungen des EGB nach einer europäischen Wirtschaftsregierung oder einer produktivitätsorientierten Tarifpolitik wurden von den übrigen Beteiligten ignoriert (172). Dennoch will der EGB am Dialog festhalten, da er auf diesem Feld das einzige existierende Forum für eine Koordinierung europäischer Politik ist. Doch gewerkschaftliche Positionen, so Andrew Watt, stehen vor dem Dilemma, dass grundlegende Veränderungen der rechtlichen und politisch-institutionellen Dimensionen der EU – die etwa der Preisstabilität Verfassungsrang einräumen – schwer durchzusetzen sind. Ziel könne es daher nur sein zu zeigen, »dass die bestehenden Instrumente (besser) genutzt werden könnten und dass durch Verhaltensänderungen der Akteure innerhalb der bestehenden Spielregeln Fortschritte für Wachstum und Beschäftigung erzielt werden könnten« (181).

Thorsten Schulten untersucht Ansätze für eine europäische Koordinierung gewerkschaftlicher Tarifpolitik. Ziel aller Koordinierungsversuche ist es, eine Rekonstruktion solidarischer Lohnpolitik zu erreichen, um den Trend zu Reallohnverlusten zu stoppen und den Lohnwettbewerb zwischen unterschiedlichen nationalen Tarifsyste men zu unterbinden (192f). – Richard Hyman zufolge hat die durch die EU-Kommission eingeführte Politik der Einbindung der Gewerkschaften in das europäische Institutionengeflecht die gewerkschaftliche Autonomie stark eingeschränkt. Er sieht »die Gefahr«, dass die Gewerkschaften »durch eine zu enge Bindung« in die vorherrschende Form europäischer Integration »die Möglichkeit verlieren, sich für ein soziales Europa einzusetzen, in dem die Interessen der Beschäftigten Vorrang haben« (217). Eine Alternative sieht er in einer stärker auf Kooperation mit sozialen Bewegungen und NGOs zielenden Perspektive.

Es werden überzeugende Kritiken der herrschenden europäischen Wirtschaftspolitik und Alternativen für Geld-, Fiskal- und Lohnpolitik formuliert. Problematisch ist die

postkeynesianische Ablehnung einer auf Umverteilung setzenden Lohnpolitik. Hier zeigt sich der – worauf zumindest Thorsten Schulten hinweist – technokratische Charakter einiger keynesianischer Modelle, in denen die Bedeutung der Umverteilungsforderung für gewerkschaftliche Mobilisierungen und gesellschaftspolitische Gestaltung ignoriert wird. Insbesondere Beiträge von Vertretern der europäischen Gewerkschaftseinrichtungen setzen vornehmlich auf innerinstitutionelle Reformen beim Makroökonomischen Dialog und hoffen auf die Kraft des besseren Arguments. Genau diese Fixiertheit des EGB auf die europäischen Institutionen hat die Gewerkschaften davon abgehalten, gemeinsam mit Akteuren wie der globalisierungskritischen Bewegung die Forderung nach einem grundlegenden Kurswechsel in sozialen Protesten zu artikulieren. Martin Beckmann (Marburg)

Huffschmid, Jörg, Dieter Eißel, Hannes Koch u. Margit Walter, *Öffentliche Finanzen: Gerecht gestalten!*, AttacBasisTexte 10, VSA, Hamburg 2004 (102 S., br., 6,50 €)

Nichts liegt näher, das »ökonomische Dasein des Staates« (Marx), die Steuern, zum Gegenstand einer einführenden Darstellung zu machen. Kurz und allgemeinverständlich werden die grundlegenden Funktionen der Staatsfinanzen und die Notwendigkeit einer gerechten und demokratischen Gestaltung derselben zu begründen versucht. Verf. beziehen sich dabei explizit auf Attac und deren erste und immer noch zentrale Forderung nach der Tobin Tax. – Jede Auseinandersetzung um Ab- und Umbau des Sozialstaats muss im Rahmen des hegemonialen Diskurses um leere öffentliche Kassen geführt werden. Das ist auch der Ausgangspunkt des Buches. Anhand von Mythen, die sich inzwischen tief im Alltagsverstand festgesetzt haben, eröffnen Verf. das Feld um die öffentlichen Finanzen. Dabei konstatieren sie, dass der produzierte Reichtum in Deutschland alles andere als zurückgeht, die Aneignung desselben qua Steuern durch den Staat in den letzten Jahren jedoch eine deutliche Verschiebung erfahren hat: Der Steuerstaat entwickelt sich ihnen zufolge zu einem »Lohnsteuerstaat« (10). Während noch zu Beginn der Ära Kohl Körperschaftssteuer und veranlagte Einkommenssteuer ca. ein Siebtel des Gesamtsteueraufkommens ausmachten, ist der Anteil im Jahr 2002 auf 4,3% gesunken. Gleichzeitig ist zwischen 1990 und 2003 der Teil, der über Lohnsteuer mobilisiert wurde, über 150% gestiegen. Das bedeutet, dass die noch durch den Staat garantierten Leistungen zunehmend von den Lohnabhängigen selbst bezahlt werden. Neben dem Mythos der leeren Kassen zeigen Verf. kurz anhand der Kommunalfinanzen, dem »Standort Deutschland« und den Renten, dass der Diskurs um die »Krise der Staatsfinanzen« bestimmte Fakten ausblendet (9ff).

Anschließend werden die Grundzüge der Finanzwissenschaft und -technik mit samt ihrem Vokabular dargestellt. Dabei spielen die öffentlichen Güter als Teil der Staatsfinanzen eine zentrale Rolle. Bei der empirischen Darstellung der Entwicklung der Staatsfinanzen wird Deutschland im Rahmen der europäischen Entwicklung thematisiert. Hierbei stecken die Maastrichter Kriterien und der institutionelle Zwang zur Reduzierung der Staatsverschuldung den Rahmen der Darstellung ab, wobei auch anhand der Steuerreform der Bundesregierung ab 1998 die Umverteilung des gesellschaftlichen Reichtums durch die Steuerentziehung herausgestellt wird (37ff).

Die politische Intervention des Bandes richtet sich gegen die zentralen Momente eines »disziplinierenden Neoliberalismus« (Gill): den schlanken Staat, den ausgeglichenen Staatshaushalt, Steuerkonkurrenz und das Tabu von Gewinn- und Zinsbesteuerung. Demgegenüber plädieren Verf. für eine demokratische und soziale Finanzpolitik, die sich vor allem durch eine klassisch linkskeynesianische Programmatik auszeichnet:

Umverteilung durch stärkere Besteuerung von Großeinkommen, Zinsen und Spekulationsgewinne, *deficit spending*, Aus- und Aufbau von Bildung und Beschäftigung durch öffentliche Investitionen (63ff). Die Kommunen sollen der Ort sein, an dem die Menschen über Bürgerhaushalte hier direkt partizipieren. Es sei nicht einzusehen, warum dieser Teil des Staates nicht demokratisch organisiert werden solle (87ff).

Leider legen die Autoren an keiner Stelle ihre theoretischen Prämissen offen. So wie der Neoliberalismus auf Grundlage der Neoklassik argumentiert, leuchten viele Argumente des Bandes nur vor dem Hintergrund einer Theorie der Unterkonsumtion ein. Dem Band hätte es sicherlich an vielen Stellen gut getan, die eine oder andere Prämisse auf Kosten anderer Ausführungen offen zu legen. Des Weiteren reflektiert die Einführung an keiner Stelle die Grenzen einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung. Verf. scheinen davon überzeugt, dass die richtigen Argumente und die Einsicht in vernünftige Alternativkonzepte eine andere Welt ermöglichen. Dagegen stellt selbst der Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung in seinem Jahresgutachten 2001 (Ziffer 28) heraus, dass ein ausgeglichener Staatshaushalt theoretisch nicht zu begründen, aber politisch sinnvoll ist. Deshalb läuft die Strategie ins Leere, wenn Verf. einfach eine ökonomische Begründung für den ausgeglichenen Staatshaushalt einfordern und gegen eine Dämonisierung der Staatsschuld wettern, die grundlegende »wirtschaftliche Tatbestände und Zusammenhänge« verkenne (32). Ohne politische und soziale Macht bleiben die besten Argumente stumpf. Das bedeutet natürlich nicht, dass man auf Wissenschaft, Logik und Argumente verzichten könnte oder gar sollte. Ganz im Gegenteil. Will man aber ihre Stärken einsetzen, muss man sich auch ihrer Grenzen bewusst sein.

Ingo Stützle (Berlin)

Das politische Denken befreien: »Maulwürfe« bei Argument



Frigga Haug & Katrin Reimer (Hg.)
Politik ums Kopfuch
 ISBN 3-88619-469-8 · 9,90 €



Frigga Haug (Hg.)
Nachrichten aus dem Patriarchat
 ISBN 3-88619-469-8 · 9,90 €

Im Buchhandel oder direkt beim Argument-Versand:
 Reichenberger Straße 150 · 10999 Berlin
 Fax: 030 / 611 42 70 · versand@argument.de



Verfasser und Verfasserinnen

V: Veröffentlichungen A: Arbeitsgebiete M: Mitgliedschaften

Andresen, Sünne, 1958; Dr. phil., Soziologin, Lehrbeauftragte an der Freien Univ. Berlin. V: *Der Preis der Anerkennung. Frauenforscherinnen im Konkurrenzfeld Hochschule* (2001); *Verwaltungsmodernisierung als soziale Praxis* (Mitverf., 2003). A: Geschlecht und Umbrüche in der Arbeit, qualitative Forschungsmethodik. M: ver.di, BdWi

Aydin, Yasar, 1971; Dipl.-Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler, M.A. Soziologie, Doktorand und Lehrbeauftragter an der Hamburger Univ. für Wirtschaft und Politik. V: »Entbettung und Wiedereinbettung des Ökonomischen bei Karl Polanyi« (*Das Argument* 258, 2004). A: Fremdthematik in der gegenwärtigen Soziologie

Barfuss, Thomas, 1961; Dr. phil. V: *Konformität und bizarres Bewusstsein. Zur Verallgemeinerung und Veraltung von Lebensweisen in der Kultur des 20. Jahrhunderts* AS 291 (2002); »Ironische Handlungsfähigkeit zwischen Subversion und Anpassung« (*Das Argument* 252, 2003). A: Kulturwissenschaft, Transformation von Arbeits- und Lebensweisen

Beckmann, Martin, 1977; Dipl.-Politologe, wiss. Mitarbeiter am Institut für Politikwissenschaft der Philipps-Univ. Marburg. V: *Shareholder-Ökonomie und die Reform der Alterssicherungssysteme in der Europäischen Union*, FEG-Studie Nr. 17 (2002); »Euro-Kapitalismus« und globale politische Ökonomie (Mithg., 2003). A: Europäische Integration, Internationale Politische Ökonomie

Bernhard, Armin, 1957; Dr. phil. habil., Prof. für Allgemeine Pädagogik an der Univ. Duisburg-Essen. V: *Bildung und Erziehung: Grundlagen emanzipativer Subjektwerdung. Beiträge zur kritischen Bildungstheorie und Pädagogik* (2001); *Kritische Erziehungswissenschaft und Bildungsreform* (Mithg., 2003); *Antonio Gramscis Politische Pädagogik. Grundrisse eines praxisphilosophischen Erziehungs- und Bildungsmodells* AS 301 (2005; s. Rezension i.d. Heft). A: Allgemeine Pädagogik, Erziehungs- und Bildungstheorie, Historische Reformpädagogik

Böcker, Anna, 1980; Studentin der Politikwissenschaft an der Freien Univ. Berlin. A: Queer Theory, Postkoloniale Theorie, Feminismus

Bollinger, Stefan, 1954; Dr. phil. habil., Politikwissenschaftler, Dozent in der Erwachsenenbildung, Lehrbeauftragter an der Freien Univ. Berlin. V: *1989 – eine abgebrochene Revolution* (1999); *Die DDR war anders. Kritische Würdigung ihrer sozialkulturellen Einrichtungen* (Mithg., 2002); *Imperialismustheorien* (2004). A: Geschichte der DDR, Soziale Bewegungen, Konflikttheorie. M: Helle Panke e.V., GEW, BdWi, Historische Kommission beim Parteivorstand der PDS, Leibniz-Sozietät

Boothman, Derek; Ph.D., Dozent für Englische Philologie und Übersetzung an der Scuola Superiore di Lingue Moderne per Interpreti e Traduttori (SSLMIT) der Univ. Bologna. V: *Gramsci, Further Selections from the Prison Notebooks* (Hg., 1995); *Traducibilità e processi traduttivi. Un caso: A. Gramsci linguista* (2004). A: Gramsci als Linguist, Übersetzungen wissenschaftlicher und technischer Texte. M: International Gramsci Society, Società di Linguistica Italiana, Associazione Italiana di Anglistica, Modern Language Association (USA), Democratici di Sinistra

Braun, Volker, 1939; Schriftsteller. V: *Großer Frieden* (UA 1979); *Dimitri* (UA 1982); *Hinze-Kunze-Roman* (1985); *Die Übergangsgesellschaft* (UA 1987); *Lustgarten Preußen* (Ausgewählte Gedichte 1996); *Die Verhältnisse zerbrechen* (2000); *Wie es gekommen ist* (Ausgewählte Prosa 2002); *Limes. Mark Aurel* (UA 2002); *Das unbesetzte Gebiet* (2004)

Burman, Erica; Prof. für Psychologie und Women's Studies an der Manchester Metropolitan Univ. V: *Deconstructing Developmental Psychology* (1994); *Challenging Women: psychology's exclusions, feminist possibilities Deconstructing* (Mitverf., 1995); *Feminist Psychology* (Hg., 1998). A: Feministische Pädagogik, qualitative Methoden, geschlechts- und kulturspezifische Aspekte von Psychologie und Psychotherapie, kulturelle und entwicklungs-politische Gesichtspunkte von Kindheit und Gedächtnis

Eerikäinen, Hannu, 1947; Lic. Phil., Kulturwissenschaftler, Lehrbeauftragter (Medien- u. Kulturwissenschaften) und Autor. A: Moderne/Postmoderne, Geschichte des Körpers und der Sexualität, Technowissenschaft und Cyborg-Konstruktionen, Post-Theorie (Theorie als »Schreiben«, als postmoderner Diskurs)

Engel, Antke, 1965; Dr., Gastprofessorin für Queer Theory am Fachbereich Sozialwissenschaften der Univ. Hamburg. V: *queering demokratie. [sexuelle Politiken]* (Mithg., 2000); *Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation* (2002); *femina politica. Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft: Queere Politik: Analysen, Kritik, Perspektiven* (Mithg., 2005). A: Queer Theory und Heteronormativitätskritik, Feminismus und Gender Studies, Poststrukturalistische Theorie, Repräsentationskritik, Politische Philosophie, Kulturtheorie

Fallenstein, Matthias, 1947; Dr. theol., Heilpädagogin und Journalist. A: Bildungstheorie, Sozialphilosophie, Sozialpädagogik

Flörsheimer, Florian; M.A. Politikwissenschaft, Doktorand am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Univ. Marburg. A: Materialistische Staatstheorie, Privatisierung von Sicherheit

Graf, Ruedi, 1952; Dr. phil., wissenschaftlicher Archivar. V: *Das Theater im Literaturstaat* (1992); *Gramsci, Gefängnishefte Bd. 10* (Mitübersetzer und Mithg., 2002). A: 18. Jh., Theater, Geschichte der Intellektuellen. M: InkrIT

Haug, Frigga, 1937; Dr. phil. habil., Prof. für Soziologie. V: *Frauenpolitiken* (1996); *Vorlesungen zur Einführung in die Erinnerungsarbeit* (1999); *Lernverhältnisse. Selbstbewegungen und Selbstblockierungen* (2003). A: Arbeit, Frauen, Methode, Lernen. M: InkrIT, BdWi, Wissenschaftlicher Beirat von Attac

Haug, Wolfgang Fritz, 1936; Dr. phil. habil., Prof. für Philosophie. V: *Elemente einer Theorie des Ideologischen* (1993); *Philosophieren mit Brecht und Gramsci* (1996); *Politisch richtig oder Richtig politisch – Linke Politik im transnationalen High-Tech-Kapitalismus* (1999); *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus* (Hg., 1994ff); *Dreizehn Versuche, marxistisches Denken zu erneuern* (Erw. Ausgabe, 2005). M: Leibniz-Sozietät, InkrIT, BdWi, Wissenschaftlicher Beirat von Attac

Illner, Alexandra; Studentin der Gender Studies an der Humboldt-Univ. Berlin. M: crossover/Berlin

Jacke, Katharina, 1979; Studentin der Politikwissenschaft an der Freien Univ. Berlin. A: Queer Theory, Theorien von Körperlichkeit und Körperpraxen

Jehle, Peter, 1954; Dr. phil., Lehrer, Redakteur des HKWM. V: *Werner Krauss und die Romanistik im NS-Staat AS 242* (1996); *Gramsci, Gefängnishefte Bde. 7-10* (Mithg., 1996-2002); *Werner Krauss. Briefe 1922 bis 1976* (Hg., 2002)

Kellermann, Philippe, 1980; Student der Philosophie und Geschichtswissenschaft an der Technischen Univ. Berlin

Marxhausen, Thomas, 1947; Prof. Dr. sc. phil. V: »Geheimdiplomatie«, »gerechter Lohn«, »Glasnost« (HKWM 5, 2001); »historische Mission der Arbeiterklasse« (HKWM 6/I, 2004). A: MEGA-Edition, HKWM. M: Vorstandsmitglied InkriT e.V.

Merkens, Andreas, 1970; Dipl.-Sozialwirt u. Sozialökonom, Doktorand an der Univ. Hamburg. V: *Antonio Gramsci Erziehung und Bildung* (Hg., 2004); *St. Hall, Ausgewählte Schriften 4* (Mithg., 2004). A: Politische Pädagogik, Hegemonietheorie, Cultural Studies

Niendel, Bodo, 1974; Studium der Politikwissenschaft an der Freien Univ. Berlin. A: Staat, Arbeit, Geschlecht. M: Leo-Kofler-Gesellschaft, Bildungswerk Politik und Kultur, ver.di, etuxx e.V.

Oswald, Christian, 1965; wiss. Mitarbeiter am Sozialwissenschaftlichen Archiv an der Univ. Konstanz. A: Gesellschaftstheorie, politische Philosophie, Geschichte der Soziologie, Technik- und Wissenschaftssoziologie

Özbek, Sinan, 1961; Dr. phil. habil., Prof. für Philosophie an der Kocaeli Univ./Türkei. V: *Ideoloji Kuramlari* (2003; dt.: Theorien über Ideologie); *Irkcilik* (2003, dt.: Rassismus). M: Hg. der vierteljähr. Zeitschrift *felsefelogos*; Türkiye felsefe kurumu (Institut für Philosophie i.d. Türkei)

Reitz, Tilman, 1974; Dr., wiss. Mitarbeiter am Institut für Philosophie der Univ. Jena. V: *Bürgerlichkeit als Haltung. Zur Politik des privaten Weltverhältnisses* (2003); »Friedhof der Kuscheltiere. Die Neutralisierung Adornos« (*Das Argument* 254, 2003). A: Gesellschaftstheorie, politische Philosophie, Ästhetik

Saxe-Fernández, John; Leiter des *El Mundo Actual Research Program* des Center for Interdisciplinary Research in Sciences and Humanities der Universidad Nacional Autónoma de Mexico (UNAM). V: *La Compra-Venta de México* (2002); *Imperialismo y Banco Mundial* (Mithg., 2004)

Sigusch, Volkmar, 1940; Prof. Dr. med. habil., Direktor des Instituts für Sexualwissenschaft der J.W.Goethe-Univ. Frankfurt/M. V: *Neosexualitäten* (2005); *Sexuelle Welten* (2005); *Praktische Sexualmedizin* (2005). A: Kritische Sexualwissenschaft, Sexualmedizin

Soltz, Ingar, 1979; Student der Politikwissenschaft an der Philipps-Univ. Marburg. V: *Der neue Imperialismus* (Mitverf., 2004). A: Materialistische Staatstheorie, Imperialismustheorie, Konservatismus. M: Forschungsgruppe Europäische Integration, IG Metall, AgF

Stütze, Ingo, 1976; Dipl.-Politologe. A: Staatstheorie, Kritik der politischen Ökonomie. M: ver.di

Vogl, Christian A., 1972; Software-Entwickler und Schriftsteller, abgebrochenes Studium der Philosophie und Mathematik. A: Ästhetik, Erkenntnistheorie, Gesellschaftstheorie

Wallat, Hendrik, 1979; Student der Politikwissenschaft, Geschichte und Soziologie an der Univ. Hannover. A: Politische Ideengeschichte, Gesellschafts- und Erkenntnistheorie

Wenz, Momo Katrin, 1976; Studentin der Politikwissenschaft an der Freien Univ. Berlin. A: Feministische Theorie, Gouvernementalität und Entwicklungspolitik

Wittich-Neven, Silke, 1947; V: *Lustmolche und Köderfrauen* AS 252 (Mitverf., 1997). A: Arbeits-, Sozial- und Zivilrecht, feministisches Recht

Witzmann, Philippe, 1978; Student. A: Foucaultsche Diskursanalyse, marxistische Ideologiekritik, Feministische Theorie

BULLETIN

FÜR FASCHISMUS- UND
WELTKRIEGSFORSCHUNG

Mittelweg 36

Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung

23 / 2004

Zur Dynamik des Faschismus

R.Griffin: Hooked Crosses an Forking Path.
The Fascist Dynamics of the Third Reich

W.Wächter: Methodologische Bemerkungen
zur Faschismusdebatte

Dokumente

Stiftung Topographie des Terrors (Arbeitsgemeins-
chaft der KZ-Gedenkstätten)

24 / 2005

Der Verdrängte Völkermord an den Armeniern im ersten Weltkrieg

A.Bahar: Der verdrängte Völkermord an den
Armeniern im ersten Weltkrieg

H.Umbreit: Erwin Rommel – Soldat zwi-
schen Glorifizierung und Verdammung

G.Hass: Kulturelle »Gleichschaltung« im
faschistischen Deutschland als Teil der
Kriegsvorbereitung

Tagungsbericht

A.Jah: »Protest in der Rosenstraße«

Dokumente

Die Humboldt-Universität und der »General-
plan Ost« (Fortsetzung)

14. Jg. 2004

1 / 2005

R.J.McMahon: Heiße Kriege im Kalten
Krieg. Überlegungen zu einem Paradox

R.E.Kanet: Die sowjetische Unterstützung
nationaler Befreiungskriege

D.Walter: Kolonialkrieg, Globalstrategie und
Kalter Krieg. Die Emergencies in Malaya
und Kenia 1948-1960

J.V.Kofas: Die Truman-Doktrin und der grie-
chische Bürgerkrieg 1946-1949

2 / 2005

K.Holz: Neuer Antisemitismus? Wandel und
Kontinuität der Judenfeindschaft

W.Konitzer: Antisemitismus und Moral.
Einige Überlegungen

U.Bielefeld: Der gegenwärtige Antisemitis-
mus. Tendenzen und Interpretationen

R.Müller: Herbert Wehner – eine typische
Biographie der stalinisierten Komintern?

14. Jg. 2004

Herausgeber: W.Röhr. – Redaktion: B.Berlekamp. – Redak-
tionsadresse: PF 870351, 13162 Berlin, Tel./Fax 030-
4275144, E-mail: edition-organon@t-online.de. – Erscheint
halbjährlich, Umfang: 125-150 S. – Preise: Einzelheft im
Direktabo 7 €, im Buchhandel 10 €. – Vertrieb: Argument-
Versand Klaus Gramlich, Reichenberger Str. 150, 10999
Berlin, Tel. 030-6113983, Fax 030-6114270, E-mail:
versand@argument.de

Redaktion: M.Bauer, G.Zipfel. – Werbung und Vertrieb:
P.Hansel. – Anschrift: Mittelweg 36, 20148 Hamburg.
Tel.: 040/414097-0, Fax: 040/414097-11, E-Mail: Zeitsch-
rift@mittelweg36.de. – Die Zeitschrift erscheint seit 1992
zweimonatlich zum Preis von 9,50 €, Jahresabo (6 Hefte)
48 €. – Homepage: www.mittelweg36.de

PROKLA Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft

ZEITSCHRIFT MARXISTISCHE ERNEUERUNG

Z.

138 / 2005

Ökonomie des Konsums

Th.dos Santos: Celso Furtado (1920-2004).
Ein Nachruf

D.Vinz: Nachhaltiger Konsum und Ernährung.
Private Konsumentinnen zwischen
Abhängigkeit und Empowerment

J.Roesler: Massenkonsum in der DDR: zwi-
schen egalitärem Anspruch, Herrschaftslegiti-
mation und »exquisiter« Individualisierung

M.R.Redcliff: Das Kaugummi: Geschmack,
Raum und die »Schattenländer«

M.Kehrer: Transnationale Konsumgüterun-
ternehmen in Ägypten. Eroberung des Mas-
senmarktes zwischen »ruralem Marketing«
und »Konsumentenintifada«

A.Blöcker, M.Wortmann: Strukturwandel
und internationale Beschaffung im Einzel-
handel mit Bekleidung

Außerhalb des Schwerpunkts

St.Beck, Ch.Scherrer: Der rot-grüne Einstieg
in den Abschied vom »Modell Deutschland«

D.Borts, I.Malcher: Argentinien nach dem
Zusammenbruch des neoliberalen Modells

L.Paulani: Wenn Angst die Hoffnung besiegt.
Eine Bilanz der Wirtschaftspolitik der
Regierung Lula

35. Jg. 2005

Herausgeber: Vereinigung zur Kritik der politischen Ökonomie
e.V. – Redaktion: E.Altvater, M.Heinrich, H.Herr, B.Mahnkopf,
K.Müller, S.Nuss, P.Schaper-Rinkel, D.Schmidt. – Erscheint
vierteljährlich. Einzelheft 10,20 €, Jahresabo 8,20 € zzgl.
Porto. – Redaktionsanschrift: Postfach 100529, 10565
Berlin. – Verlag Westfälisches Dampfboot, Dorotheenstraße
26a, 48145 Münster

61 / 2005

*Kampfplatz: Betrieb – Anpassung oder
Widerstand?*

F.Deppe: Widerstand, soziale Bewegungen
und Gewerkschaften im Kapitalismus der
Gegenwart

L.Mayer: Siemens: Erfahrungen eines
Arbeitskampfes

D.Due: Reagieren oder agieren? Ohne eigen-
ständige Handlungskonzepte kann dem
Druck der Autokonzerne nicht standgehalten
werden

St.Krull: VW – Wie weiter nach den »fetten«
Jahren? Einige Überlegungen am Beispiel
Volkswagen

St.Dörhöfer: Arbeit, Interessenvertretung und
Gewerkschaften in der Informations- und
Telekommunikations-Industrie

Wohin treiben die USA?

T.Bader: Neokonservatismus, Think Tanks
und New Imperialism

C.Barrow: Der amerikanische Kulturkampf

Marx-Engels-Forschung

E.Kopf: »Das Kapital« Band III in der
MEGA. Zum Erscheinen des Bandes II/15
der Marx-Engels-Gesamtausgabe

R.Hecker: Engels' Umgang mit Marx' Manu-
skripten zum zweiten Band des »Kapital«

Weitere Beiträge

L.Peter: Fortschritt oder Rückschritt? Pro-
bleme einer historisch-materialistischen
Gesellschaftsgeschichte

A.Braun: Ganzheitliche Reproduktion des
Lebens als Gegengewicht zur totalisierten
Vermarktung (II)

H.Peters: Der chinesische Transformationsprozess

16. Jg. 2005

Hg. v. Forum Marxistische Erneuerung e.V. (Frankfurt) und
vom IMSF e.V. – Redaktionsbeirat: J.Bischoff, U.Briefs,
D.Boris, F.Deppe, W.Goldschmidt, H.Heininger, J.Huffschmid,
U.Schumm-Garling, H.Werner – Redaktion: K.D.Fischer,
A.Leisewitz, K.Michelsen, J.Reusch, R.Schweicher – Erscheint
vierteljährlich. Abopreis 32 €, im Ausland 38 €, Einzelheft
9,50 € – Redaktion und Vertrieb: Z – Zeitschrift Marxistische
Erneuerung, Postfach 500936, 60397 Frankfurt/M

Summaries

John Saxe-Fernández: Mexico and US Imperial Presidency

From a Mexican perspective, the author analyzes how US economic and police-military forces relate to each other in what Arthur Schlesinger labelled the »imperial presidency«. He describes some of the consequences of the World Bank's Structural Adjustment Program (SAP) on the Mexican peasantry and their socio-political impacts. US imperial authoritarianism and militarism fostered worldwide by the Bush administration in the name of »anti-terrorist« policies has devastating repercussions in Mexico, causing turmoil next door to the United States itself.

Sinan Özbek: Subimperialistic Racism – the Example of Turkey

The article explores the specifics of Turkish racism in that it is not based on biological assumptions or differences in outward appearance. Furthermore, connections between economic positions and waves of racism become visible, especially if one looks at the conflicts related to the rise of the Turkish national state. The author shows that Balibar's theses about the universal character of racism transcending the particularism of nationalism does not work in subimperialistic states like Turkey and asks if there might be an eurocentric bias in Balibar's assumptions.

Volkmar Sigusch: Neosexual Revolution. Metamorphoses of Sexuality and Gender

The latest development of »sexuality« – its birth deeply rooted in the emerging discourse of modern sciences and humanities and to be dated back to the dawn of capitalism – is examined closely in an analysis focusing on the progressive divide of sexuality and procreation. These metamorphoses become visible e.g. in the means of bio-technology, changing the barriers between life and death and as new means of production promote the commodification of life, sex, desire and so on. Sigusch introduces a theory of »hylomatics«, trying to capture the co-existence of autopoiesis and selfdestruction in these metamorphoses. He draws an intricate picture of »neosexualities« and »lean sexuality« as the ideological byproduct of a process that started out to liberate sexuality and now has come to a seemingly endless diversity of »normalized identities« formerly classified as perversions.

Hannu Eerikäinen: Love Your Prosthesis Like Yourself

In Germany, after the First World War thousands of soldiers came back from the front crippled. To rehabilitate these not only mutilated but traumatized survivors, they were »reconstructed« with prostheses. What is the current fascination with prosthetics in the context of cyborg discourse. Why is the prosthesis »sexy«?

Antke Engel: The Shady Relations between Sexuality and Economy

Reading two visual representations of non-normative sexualities, the essay explores the intersections of sexuality and economy under conditions of neoliberal transformation. Neoliberal ideology supports a pluralizing of sexual life-styles as long as sexuality is seen as a non-political, private matter. Subjects are asked to bridge the gap between two contradictory demands: individual autonomy and responsibility in bonding. Can this ideology be traced in images of non-normative sexualities? Do they even provide role models for new forms of subjectivity?

Erica Burman: Children and Sexuality

In this discussion of children's sexuality, the author analyzes power relations at work in the construction of prevailing images of children and childhood. Being perceived first and foremost as a social problem, the domain of children's sexuality is not only overshadowed by images of abuse, but also overdetermined by relations between gender and childhood. In her analysis of cultural texts, Erica Burman shows that childhood functions as the exemplar of modern Western subjectivity and searches for the normalized absence that is occluded by the pathologisation of children's sexuality.

Frigga Haug: Sex in the classroom

The essay is a case study. It reports on how teachers adopt an attitude to control sexual behaviour of children, or better how they accept as their task to keep the classroom free of sexuality. They thereby construct the sexual as if they had read Foucault and try to prove his actuality. In a second part, the text shows how the children actually speak of the sexual thereby giving testimony of the neutralizing effect of pedagogics of the sexual.

Soziale Bewegungen und Politik

Wang, Hui, <i>China's New Order. Society, Politics, and Economy in Transition</i> (Florian Flörsheimer)	287
König, Hartmut, u. Manfred Sicking (Hg.), <i>Der Irak-Krieg und die Zukunft Europas</i> (Stefan Bollinger)	288
Perko, Gudrun, u. Leah Carola Czollek (Hg.), <i>Lust am Denken. Queeres jenseits kultureller Verortungen</i> (Bodo Niendel)	289
Haase, Matthias, Marc Siegel u. Michaela Wunsch (Hg.), <i>Outside. Die Politik queerer Räume</i> (Anna Böcker)	290
polymorph (Hg.), <i>(K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive</i> (Katharina Jacke)	291
Preciado, Beatriz, <i>Kontrasexuelles Manifest</i> (Momo Wenz)	292
Koppert, Claudia, u. Beate Selders (Hg.), <i>Hand aufs dekonstruierte Herz – Verständigungsversuche in Zeiten der politisch-theoretischen Selbstabschaffung von Frauen</i> (Alexandra Illner)	293

Ökonomie

Amin, Samir, <i>The Liberal Virus</i> (Ingar Solty)	295
Hein, Eckhard, Torsten Niechoj, Thorsten Schulten u. Achim Truger (Hg.), <i>Europas Wirtschaft gestalten</i> (Martin Beckmann)	296
Huffschmid, Jörg, Dieter Eißel, Hannes Koch u. Margit Walter, <i>Öffentliche Finanzen: Gerechtere gestalten!</i> (Ingo Stützle)	298

VIII

Buchhandlungen, die das Argument-Verlagsprogramm führen

Augsburg	Probuch, Gögginger Straße 34 (0821/579173)
Berlin	Argument-Buchladen, Reichenberger Straße 150 (030/611 39 83) Motzbuch, Motzstraße 32 (030/2115958) Schleichers Buchladen, Königin-Luise-Straße 40/41 (030/841902-0) Schwarze Risse, Mehringhof - Gneisenaustraße 2a (030/6928779) Eulenspiegel Buchladen, Hagenbruchstraße 7 (0521/175049)
Bielefeld	Buchladen im Ostertor, Fehrfeld 60 (0421/785 28)
Bremen	BiBaBuZe, Aachener Straße 1 (0211/34 00 60)
Düsseldorf	Heinrich-Heine-Buchhandlung, Viehofer Platz 8 (0201/820700)
Essen	Provinzbuch, Küferstraße 26 (0711/352738)
Esslingen	Unibuch, Jügelstraße 1 (069/775082)
Frankfurt/M	Karl Marx Buchhandlung, Jordanstraße 11 (069/778807) Herbert Bärsch Nachf. GmbH, Hostatostr./Albanusstr. 29 (069/314032-0) Jos Fritz, Wilhelmstraße 15 (0761/26877)
Freiburg	Buchladen Rote Straße, Nikolaikirchhof 7 (0551/42128)
Göttingen	Heinrich Heine Buchhandlung, Schlüterstraße 1 (040/441133-0)
Hamburg	Annabee, Gerberstraße 6 (0511/1318139)
Hannover	Buchhandlung Schöbel & Kube, Plöck 65 (06221/26036)
Heidelberg	Amei's Buhecke, Goschenstraße 31 (05121/34441)
Hildesheim	ABC Buchladen GmbH, Goethestraße 77 (0561/777704)
Kassel	Zapata Buchladen GmbH, Jungfernstieg 27 (0431/93639)
Kiel	Der Andere Buchladen, Zülpicher Straße 197 (0221/416325)
Köln	Buchladen zur Schwarzen Geiss, Am Obermarkt 12 (07531/15433)
Konstanz	Cardabela, Frauenlobstraße 40 (06131/614174)
Mainz	Roter Stern GmbH, Am Grün 28-30 (0542/24787)
Marburg	Basis-Buchhandlung, Adalbertstraße 41b-43 (089/2723828)
München	Buchhandlung Rosta, Aegidiistraße 12 (0251/449026)
Münster	Buch Weiss, Hauptstraße 4, (07127/21328)
Neckartenzlingen	Buchhandlung Libresso, Bauerngasse 14 (0911/225036)
Nürnberg	Buchhandlung Carl v. Ossietzky, Markt 24 (0441/13949)
Oldenburg	Jakob Fetzer, Georgenstraße 26 (07121/239080)
Reutlingen	Basel Buechlade, Theaterpassage Theaterstraße 7 (061/2718404)
Schweiz	Bern Buchhandlung Candinas, Münsterergasse 41 (031/3121285)
Österreich	Wien Buchhandlung Winter, Landesgerichtstr. 20 (0043/1 - 405 12 34)
Niederlande	Utrecht De Rooie Rat, Oudegracht 65 (031-30-2317189)

Frauenbuchläden, die das Argument-Frauenprogramm führen

Augsburg	Frauenbuchhandlung Elisara, Schmiedgasse 11 (0821/154303)
Bochum	Frauenbuchladen Amazonas, Schmidtstraße 12 (0234/683194)
Bremen	Hagazussa, Friesenstraße 12 (0421/74140)
Düsseldorf	Frauenbuchladen, Becherstraße 2 (0211/4644050)
Göttingen	Laura GmbH, Burgstraße 21 (0551/47317)
Hamburg	Frauenbuchladen, Bismarckstraße 98 (040/4204748)
Kassel	Frauenbuchladen Aradia e.V., Pestalozzistraße 9 (0561/17210)
Köln	Rhiannon, Moltkestraße 66 (0221/523120)
Leipzig	Frauenbuchladen Tian, Könnerritzstraße 92 (0341/4797475)
Mannheim	Frauenbuchladen Xanthippe, T3, 4 (0621/21663)
München	Lillemor's Frauenbuchladen, Barerstraße 70 (089/2721205)
Nürnberg	Frauenbuchladen, Innerer Kleinreutherweg 28 (0911/352403)
Tübingen	Frauenbuchladen Thalestris, Bursagasse 2 (07071/26590)
Schweiz	Zürich Frauenbuchladen, Gerechtigkeitsgasse 6 (01/2026274)
Österreich	Wien Frauenzimmer, Lange Gasse 11 (0222/4068678)